

Erlebtes in Russland

Leben in der Fremde

Memoiren von Andreas Ruperti
(Moskau 1887 - Basel 1987)

Das Leben von Andreas Ruperti (Moskau 1897 - Basel 1987) wurde durch die Kommunistische Revolution in zwei völlig verschiedene Lebensabschnitte aufgespalten.

Mit der Aufteilung seiner Memoiren in "Erlebtes in Russland" und "Leben in der Fremde" macht er deutlich, dass Russland, wo er zwar nur die ersten zwanzig Jahre seines Lebens verbringen konnte, stets seine eigentliche Heimat geblieben ist.

Vor 1914	6
Das alte Moskau	20
Krieg und Revolution	30
Flucht in die Krim	45
Krim und Ascania Nova.....	52
Bei den Don-Kosaken	61
General Mamontoffs Streifzug	70
Wieder in der Krim.....	80
Kiriloff	88
Die letzten Kämpfe	92
Fahrt ins Ungewisse	100
Nach der Flucht aus Russland.....	106
Aus Russland Vertrieben	114
Kanada	135
Schackenhof.....	151
Die erste Zeit in Basel	158
Arlesheim 1937-1960.....	170
Aeschenvorstadt.....	207
Meine Arbeit bei der CIBA	212
Porto Ronco	213
Incella	224
Miasino	240
Zurück nach Basel	253

Nachruf auf Andreas Ruperti von Anton Schærli	260
Photos	263

Vor 1914

Meine Familie ist deutschen Ursprungs. Ich selbst bin 1897 in Moskau als Russe geboren, da mein Vater die russische Staatsangehörigkeit erworben hatte. Wir hatten wenig Beziehungen zu der deutschen Kolonie in Moskau.

Mein Grossvater väterlicherseits, Alexander Ruperti, stammt aus einem alten Hamburger Patriziergeschlecht. Er hatte ein kaufmännisches Geschäft in Hamburg, welches er gemeinsam mit einem Teilhaber betrieb. Letzterer handelte leichtsinnig, das Geschäft geriet in Schwierigkeiten und musste aufgegeben werden. Mein Grossvater verlor sein Vermögen und war gezwungen, sein Leben neu aufzubauen. Da er einige Verbindungen in Russland besass, beschloss er, es dort zu versuchen. Mit seiner ganzen Familie, Frau, Tochter und fünf Söhnen, siedelte er nach Moskau über.

Mein Vater musste mit 16 Jahren das Hamburger Gymnasium verlassen – er hatte gerade sein Einjähriges bestanden. Er kam als Lehrling in ein Moskauer Handelshaus, erlernte die russische Sprache und begann seine kaufmännische Laufbahn. Sehr bald wurde er Besitzer einer selbstgegründeten Maklerfirma für Baumwolle. Er nahm seine beiden jüngeren Brüder, Ernst und Ali, als Angestellte in sein Geschäft auf.

Das Büro war denkbar bescheiden. Ausser meinem Vater und seinen Brüdern arbeitete dort nur noch der Vertrauensmann (Artelschick) Nikita. Sonst gab es kein Hilfspersonal. Nur dank Energie, Fleiss und ganz besonders Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, nahm das Ausmass der getätigten Geschäfte ständig zu und es kam so weit, dass mein Vater den Kauf und Verkauf von mehr als der Hälfte der in Russland verarbeiteten Baumwolle vermittelte.

Er wurde Millionär, Kaufmann der ersten Gilde, erhielt das erbliche Ehren-Bürgerrecht der Stadt Moskau und wurde durch verschiedene Orden ausgezeichnet.

Fortschrittlich gesinnt, erstand mein Vater ein Auto zu einer Zeit, als motorisierter Verkehr in Moskau noch etwas völlig Neues war. Sein erster Wagen ist ein „Serpolet“ gewesen.

Meine erste Gouvernante, die Baltin Eminka, sprach mit mir deutsch und russisch, wurde aber bald von einer Schweizerin, Mademoiselle Favre, abgelöst, mit der ich ausschliesslich französisch sprechen musste. Die deutsche Sprache geriet deshalb dermassen in Vergessenheit, dass ich während meiner Gymnasial-Zeit beim Deutschlehrer Nachhilfe-Stunden nehmen musste. Einmal wöchentlich fuhr ich zu ihm, um aus Werthers Leiden vorzulesen. Aus lauter Langeweile schlief ich fast ein.

In der Familie meiner Mutter war der Einfluss der deutschen Abstammung viel lebendiger geblieben. Mein Grossvater, Moritz Marc, war eine Zeitlang deutscher Vize-Konsul in Moskau. Obgleich sein ganzes Leben und alle seine Interessen mit Russland verbunden

waren, blieb er Deutscher und schickte seine Söhne zur Ausbildung nach Deutschland. Die Enkel blieben zwar in Moskau, besuchten aber keine russischen Schulen, sondern das deutsche Petri-Paul-Gymnasium.

Als mein Grossvater ein eigenes Haus in Moskau baute, liess er nicht nur den Architekten, sondern auch die Bauarbeiter aus Frankfurt kommen. Das hatte zur Folge, dass mitten in Moskau eine typische deutsche Villa mit all ihren Ungereimtheiten entstand: Dunkles Esszimmer in Eiche, Erker, verglast mit Butzenscheiben, die so wenig Licht ins Esszimmer durchliessen, dass man auch am Tage auf künstliche Beleuchtung angewiesen war; im Saal eine lebensgrosse Venus aus weissem Marmor, Tribut an die Kultur der alten Griechen; dunkles Treppenhaus, durch ein buntes Glasfenster mit drachentötendem St. Georg schwach beleuchtet. Nur der riesige ausgestopfte Braunbär, der, auf den Hinter-Tatzen stehend, drohend seinen Rachen aufriss und der meinem Grossvater von seinen Mitarbeitern geschenkte Sessel, ein aus hölzernen Nachbildungen bäuerlicher Gerätschaften hergestelltes Gräuel, zeugten davon, dass man sich in Russland befand. Alles andere war deutsch; sogar der Geruch des Hauses war deutsch!

Meine Mutter hatte ihr Deutschtum unter dem Einfluss ihrer russischen Freundin Olgucha weitgehend abgestreift. Sie war eine Frau mit ausserordentlichem Charme. Sie besass die grosse Gabe, jedem gerade das zu sagen, was ihm Freude machte. Ihre Freigebigkeit kannte keine Grenzen. Am liebsten schenkte sie goldene Uhren und hat viele damit beglückt. Sie kleidete sich bei Lamanowa, dem besten und teuersten Couture-Salon und war eine der elegantesten Frauen von Moskau.

Grossvaters Mutter war eine geborene von Wogau. Auch seine Frau, meine Grossmutter, war eine von Wogau; Grossvater hatte seine Cousine geheiratet. Er war einer der Besitzer und Hauptleiter eines riesigen Familien-Unternehmens. Dem Handelshause Wogau gehörten Ölmühlen, Zucker-Raffinerien, Soda-Werke, Zement-Fabriken, die Tee-Firma "Karavan", der Magneteisen-Berg im Ural mit seinem Eisen-Erz, seinem Stahl-Werk, mit unermesslichen Wäldern, die es ermöglichten, das Werk mit Holzkohle zu betreiben, und einer eigenen Eisenbahn von über 100 km Länge. Ausser dem allen hatte das Handelshaus eine einzigartige Monopolstellung im russischen Kupfer-Handel.

Meine Großeltern besaßen ein kleines, nicht weit von Moskau gelegenes Landgut, "Archangelskoje". Auf Wunsch von Grosspapa Moritz Marc wurde auf der zwei Kilometer weit entfernten Sawelowo Eisenbahn eine kleine Haltestelle errichtet und nach ihm benannt. Auch heute noch heisst die Station "Marc". Er liess sie durch eine Chaussee mit seinem Gut verbinden. In Archangelskoje stand eine alte russische Kirche. Ihr gegenüber war das Haus meiner Grosseltern und in einiger Entfernung davon die drei Datschen ihrer Kinder, Onkel Hugo, Onkel Walya und Tante Ida. Ausserdem noch ein grösseres Haus im Besitz der Familie Rüchardt. Dort wohnte Wanja Rüchardt, ein Vetter meiner Mutter und Stiefvater von Madja, meiner zukünftigen Frau.

Eine richtige Landwirtschaft hat es in Archangelskoje nicht gegeben; nur einen Kuh-Stall mit etwa zwanzig Kühen und der dazugehörenden Milch-Wirtschaft, einen Hühner-Hof, einen sehr grossen Obst-Garten und einen Gemüse-Garten mit mehreren Treibhäusern für Kirschen, Pfirsiche und Blumen. In den Stallungen standen einige gute Fahr-Pferde für die Herrschaft unter der Obhut des Haupt-Kutschers, eine Anzahl Arbeits-Pferde, vom stets willigen Hilfs-Kutscher Afanasij betreut, der kleine Passgänger "Kasatschok" für Reiter, die keine waren, und zwei Esel für die Kinder.

Das Haus der Grosseltern war von einem Park mit riesigen Tannen, Linden und Buchen umgeben. Gepflegte Wege führten zum Teich mit Insel und Bootshaus. Eine Birken-Allee ging bis zum Rūchardtschen Hause, ebenfalls mit Park, Stallungen, Gärtner-Haus und einem kleinen Teich.

Im Garten stand ein Miniatur-Haus für Kinder, in dem Madja mit ihren Geschwistern im Sommer spielte. Die Besitzer wohnten nur im Sommer in Archangelskoje. Alle Familien-Häupter bekleideten führende Stellungen im Handelshaus Wogau & Co. und fuhren täglich mit der Savelowo-Bahn nach Moskau.

Etwa zwei Kilometer von Archangelskoje entfernt befand sich ein verwahrloster Besitz mit einem herrlichen Linden-Park. Mächtige, mehr als hundert Jahre alte Linden, breite Alleen bildend, umstanden vier grosse Rechtecke. Die Linden waren so geschnitten, dass die einander gegenüber stehenden Baum-Reihen der Alleen sich in der Höhe fast berührten, eine Art von gotischem Gewölbe bildend.

Einmal hatte hier ein Herrschafts-Haus gestanden, vor dem Haus war ein kleiner Teich angelegt worden. Das Haus war vor Jahrzehnten abgebrannt, der Teich war verschlammmt, der Linden-Park von Gestrüpp überwuchert. Diesen Besitz schenkte mein Grossvater meiner Mutter.

Mein Vater nannte ihn "Lipowka", vom russischen "Lipa" = Linde, und veränderte alles von Grund auf. Er liess eine Chaussee nach Archangelskoje bauen, den vorhandenen Teich durch einen Staudamm beträchtlich vergrössern, den Park freilegen. Dann wurde der bekannte Moskauer Architekt Gioltowski mit dem Erstellen eines sehr grossen, luxuriösen Hauses nebst Stallungen, Treibhäusern etc. beauftragt.

Gioltowski machte sich seine Aufgabe leicht. Er liess sich von einem Werk des berühmten italienischen Architekten Palladio mehr wie inspirieren; er kopierte einfach haargenau die Fassade der Villa Rotonda in Vicenza und benutzte sie als Vorderfront für das Haus. Dem Haupt-Hause fügte er zwei Seiten-Flügel mit Säulen-Gängen hinzu. Das Ganze war ausschliesslich vom ästhetischen Standpunkt aus konzipiert und sah wirklich schön aus.

Als mit den Erdarbeiten begonnen wurde, musste das alte Fundament des abgebrannten Hauses abgetragen werden. Dabei kamen einige Kupfer-Münzen zum Vorschein, die nach alter Sitte als Glücks-Bringer in das Mauer-Werk eingelassen worden waren. Ein Arbeiter

brachte sie meinem Vater und bekam von ihm für jede Münze einen halben Rubel geschenkt. Hoch erfreut über den Fund liess mein Vater die Münzen in den Deckel einer kostbaren antiken Holz-Schachtel einfassen.

Bald erhielt er weitere Münzen und musste eine zweite Schachtel bestellen. Dann aber kamen so viele Münzen zum Vorschein, dass sie auf einem Holz-Deckel nicht hätten Platz finden können. Mein Vater bestellte ein silbernes Tablett und freute sich weiter über die gefundenen Glücks-Bringer.

Doch dann folgte die Ernüchterung. Es stellte sich heraus, dass die Arbeiter die Freigebigkeit meines Vaters schamlos ausgenützt hatten. Sie hatten einen leichten Weg gefunden, um zu Geld zu kommen: Sie kauften in Moskau auf dem Chitrow Rijnok, eine Art "Marche aux puces", alte Münzen für wenige Kopeken und verkauften sie für einen halben Rubel an meinen Vater; kein schlechtes Geschäft!

Dem wurde selbstverständlich sofort ein Ende gemacht, aber es blieb unbekannt, welche Münzen aus dem alten Fundament stammten und welche nicht. Nur die vier ersten auf der Schachtel, die sich noch heute im Familien-Besitz befindet, sind sicher in Lipowka gefunden worden.

Die Zimmer-Ordnung nach Gioltowskis Plänen erwies sich als äusserst unpraktisch. Die beiden Seiten-Flügel, der eine für Gäste bestimmt, der andere für das Dienstpersonal und Wirtschafts-Räume wie Küche, Wasch-Küche, Vorrats-Kammer und dergleichen, waren mit dem Haupt-Haus durch lange, halb unterirdisch verlaufende Gänge verbunden. Durch ihre vertiefte Lage waren sie so feucht, dass die Wände nach Vollendung des Hauses wieder aufgebrochen und nachträglich durch Kork-Platten und Asphalt isoliert werden mussten.

Auch hatte der lange Weg von der Küche den Nachteil, dass die Speisen sich abkühlten, bevor sie auf den Tisch kamen. Ein Diener beförderte sie mit einem handbetriebenen Küchen-Aufzug in den ersten Stock, wo sich das Esszimmer befand. Dort wurden sie vom Haupt-Diener empfangen, auf einer Heizplatte erwärmt und erst dann serviert.

Nicht nur in den Verbindungs-Gängen, sondern im ganzen unteren Teil des Hauses zeigte sich Feuchtigkeit. Das lag daran, dass der Architekt den gesamten Aushub dem Hause entlang hatte aufschütten lassen. Die dadurch entstandene, grosse Terrasse brachte so viel Feuchtigkeit ins Haus, dass die riesigen Erd-Massen nach Fertig-Stellung des Gebäudes nachträglich wieder entfernt werden mussten. Der dabei entstandene Hohl-Raum wurde ausgebaut und in ein Keller-Geschoss umgewandelt. Darin fand ein komplettes Haus-Theater mit Bühne, Zuschauer-Raum und Künstler-Garderobe Platz.

Auch die Heizungsinstallation bereitete grosse Schwierigkeiten. Vorgesehen war eine Ölheizung; etwas im damaligen Russland völlig Unbekanntes, nie Dagewesenes. Ein riesiger Öltank war bestellt worden, blieb aber unterwegs stecken. Er war so schwer, dass das

Fahrzeug, auf welches er geladen war, auf der Moskauer Chaussee zusammenbrach und ein weiterer Transport auf Rädern sich als undurchführbar erwies.

Der Tank blieb einen ganzen Sommer am Strassenrande liegen, bis der Schnee kam und eine weitere Beförderung auf Schlitten möglich wurde.

Auch später hatte man Ursache zu bereuen, eine neuartige Ölheizung gewählt zu haben, statt bei den altbewährten Holz- und Kohle-Öfen zu bleiben, mit denen jeder umzugehen verstand. Ein von der Liefer-Firma speziell angelernter Mann musste angestellt werden, um die Ölheizung zu überwachen. Keiner der Haus-Bewohner war in deren Geheimnisse eingeweiht worden.

Leider erwies sich unser Heizungs-Fachmann als Säufer, schlimmer noch, als Quartalssäufer. Als wir einmal im Winter die Grosseltern in Lipowka zu Besuch hatten, ging die Heizung plötzlich aus; der Heizungs-Mann war stockbesoffen. Zum Glück war, dem Beispiel meines Vaters folgend, auf einem benachbarten Gut ebenfalls eine Ölheizung installiert worden. Der Heizer dort war ein Deutscher und kein Säufer. Wir holten ihn und im Handumdrehen brannte unsere Ölheizung wieder. Inzwischen war aber die Temperatur im Hause fast auf Null Grad gesunken und die Grosseltern mussten ihre Pelzmäntel anbehalten.

Die meisten der erwähnten Mängel kamen erst nach Fertigstellung des Hauses zum Vorschein. Doch schon bald nach Baubeginn hatte es sich herausgestellt, dass der wenig praktisch veranlagte Architekt mit den Bau-Schwierigkeiten nicht fertig werden konnte. Mein Vater entzog ihm deshalb die Bau-Leitung und übertrug sie seinem besten Freund, Wladimir Jakovlewitch Gardenin. Gardenin war kein Architekt, sondern ein Autodidakt mit viel Verständnis für künstlerische Fragen. Auch praktische Aufgaben konnte er meistern. Als hervorragender Zeichner besass er einen ausgesprochenen Geschmack und Sinn für alles Schöne und Wertvolle.

Fast jeden Sonntag begab sich mein Vater mit ihm auf die Sucharewka, einem Moskauer Quartier mit düsteren Läden, voll von Antiquitäten jeder Art. Gardenin wählte, mein Vater zahlte und strahlend kamen sie mit ihrer wertvollen Beute, die sie unter all dem Ramsch entdeckt hatten, nach Hause. Oft waren es Gegenstände berühmter Porzellan-Manufakturen, wie Meissen, Rosenthal, Gardner usw. Auch antike Möbel wurden aufgestöbert und restauriert. Manchmal wurden mehrere Kopien nach einem der gefundenen Stücke in Auftrag gegeben. Schliesslich wurden von Gardenin auch Möbel im Geiste antiker Modelle entworfen und nach seinen Zeichnungen neu gefertigt. So entstanden zum Beispiel in Lipowka die beiden grossen Anrichten aus Mahagoni, passend zu den Chippendale Stühlen des Esszimmers.

Für die Eingangshalle wurde ein massiver, sehr schöner Marmortisch mit prächtig eingelegten, bunten Marmor-Blumen in der Platte erworben. Er wurde aber nicht auf der Moskauer Sucharewka gefunden, sondern stammte aus Italien, wo mein Vater ein guter

Kunde bei den Antiquaren war. Diesem Tisch zuliebe wurde auch der Boden des Zimmers in farbigem Marmor ausgelegt.

Für den doppelstöckigen Saal wurde bei dem damals bekannten, später berühmten Maler und Bühnen-Dekorateur Bakst ein Fries bestellt. Aus mir nicht bekannten Gründen wurde diese Bestellung nie ausgeführt. Ein viel weniger prominenter Maler, Kudinoff, erhielt den Auftrag, die Wände von Papas Arbeitszimmer zu dekorieren. Der Künstler schmückte sie mit kleinen farbigen Abbildungen von Tieren und Blumen. Alle Möbel wurden mit rotem Saffianleder bezogen.

Auch ausserhalb des Hauses sollte für Schönheit gesorgt werden. Mit Freude machte sich mein Vater an diese Aufgabe. Während einer Italien-Reise erwarb er vier riesige Stein-Vasen und vier antike, lebensgrosse Marmor-Statuen, die vier Jahreszeiten darstellend. Aus Italien nach Russland gebracht, wurden die Vasen auf Beton-Sockeln im Linden-Park aufgestellt. Die Jahreszeiten kamen in die für sie vorgesehenen Nischen in den Wänden der Seiten-Flügel zu stehen.

Mein Vater schätzte ganz besonders ihre dunkle Patina, als Zeichen ihrer Antiquität. Davon hatte unsere Dienerschaft keine Ahnung, sie hielt die Patina für gewöhnlichen Schmutz und handelte danach. Um meinem Vater eine besondere Freude zu machen, machten sich zwei Dienstmädchen daran, den hässlichen Schmutz zu entfernen. Sie wuschen, scheuerten und kratzten eine der Figuren so lange, bis sie tadellos rein und leuchtend weiss wurde. Voller Stolz führten sie das Ergebnis ihrer Bemühungen vor und waren sprachlos über das Entsetzen ihres Herrn. Nun war aber nichts mehr zu machen und so blieb der "Frühling" blendend weiss, während die übrigen Jahreszeiten ihre dunkle Patina beibehielten.

Als Haus, Stallungen, Garage, eigene Elektrizitätsanlage und das Haus für das Personal fertig wurden, war ein ganzes Reich entstanden, das sehr viel Bedienung erforderte. Neben dem eigentlichen Hauspersonal, bestehend aus zwei Dienern, einer sogenannten "weissen" Köchin für die Herrschaft und einer "schwarzen" für die Dienerschaft und zwei oder drei Zimmermädchen, gab es noch den Heizungsmann, den Kutscher mit seinem Gehilfen, den deutschen Chauffeur Rote mit seinem russischen Gehilfen, den ebenfalls deutschen Jagd- und Hundemeister Schneuer, auch mit russischem Gehilfen, den holländischen Gärtner van Vaveren mit zahlreicher Familie, mehreren Gehilfen und einem Dutzend "Pololki". So hiessen Saison-Arbeiterinnen, deren Aufgabe es war, die Wege in Park und Garten zu rechen und sauber zu halten. Dann gab es noch einen Schreiner, eine Hühner-Frau und ich weiss nicht mehr wen noch, sicher aber total über 30 Personen Dienstpersonal.

Stalins Tochter Swetlana erwähnt in ihrem Buch unser Haus unter der Bezeichnung "Lipki" als eine der Sommer-Residenzen ihres Vaters. Vor ihm soll auch Woroschiloff in "Lipki" gewohnt haben. Es scheint, dass die neuen Machthaber, ähnlich wie mein Vater, von Luxus und Grossartigkeit angezogen wurden.

Allerdings haben sie noch einige "Verbesserungen" in Lipowka anbringen lassen: der ganze Besitz, nicht etwa das Haus allein, wurde durch eine kompakte, etwa drei Meter hohe Bretterwand von der Aussenwelt abgeschirmt. Als meine Schwester im Jahre 1965 Lipowka einen Besuch abstatten wollte, stand sie plötzlich vor dieser Wand und wurde prompt von einer Militär-Wache zurückgewiesen. Sie durfte das Haus nicht einmal sehen, geschweige denn es betreten.

Auch Chruschtschow erwähnt "Lipki" in seinen Memoiren. Beim Planen der Intervention in der Tschechoslowakei wollten die Moskauer Machthaber der Unterstützung anderer kommunistischer Länder sicher sein und luden eine chinesische Delegation nach "Lipki" ein, um die Sache zu besprechen. Nach der Konferenz sind die Chinesen zur Nacht in unserem Hause geblieben. Es ist anzunehmen, dass der ranghöchste Chinese in dem besonders schönen Schlaf-Zimmer meiner Eltern übernachtet hat. Die Vorstellung eines Chinesen im Bett meiner Eltern empfinde ich als völlig absurd, unreal, gewissermassen als Traum-Erlebnis!

Das neue, grosse Haus und der ganze damit zusammenhängende Betrieb entsprachen den Wünschen meines Vaters, der einen Hang zum Prunk hatte, was jedoch keineswegs dem Wesen meiner Mutter entsprach. Sie zog es bei weitem vor, ein einfaches Leben in natürlicher Umgebung zu führen, ohne die Last von Empfängen, ohne Sorge um einen grossen Haushalt, ohne die Intrigen einer zahlreichen Dienerschaft, die es zu schlichten galt. Sie beschloss, wenigstens zeitweise, unter ihr besser zusagenden Bedingungen zu leben.

Unterstützt von ihrer besten Freundin Olgucha mietete sie für ihr eigenes Geld eine einfache Datscha an der Wolga, in der Nähe des Städtchens Kimri, und richtete sich dort nach eigenem Geschmack ein. Ihr Refugium wurde "Udiralowka", vom russischen "udirath" = ausreissen, benannt. Mein Vater kam gerne zu Besuch in die Datscha an der Wolga, wurde dort aber nur als Gast geduldet und hatte nichts zu bestimmen.

Für Fahrten auf der Wolga war eine gewöhnliche Fähre in ein Hausboot mit zwei Kabinen umgebaut worden. Von dem starken Motorboot "Kukuschka" (Kuckuck) gezogen, sind wir auf unserem Hausboot flussabwärts bis nach Nischnij Novgorod gefahren. Die Eltern kehrten mit der Bahn zurück, die Fähre wurde von einem Flussdampfer ins Schlepptau genommen. Wir dagegen, meine Schwester Manja, unser Mechaniker und ich, tuckerten auf der Kukuschka stromaufwärts zurück bis zur Udiralowka, So verlebten wir herrliche Nächte an den Ufern der Wolga.

Eine Wolga-Fähre in ein Hausboot umzuwandeln, war nicht unsere eigene Idee gewesen. Misha Mamontoff, den wir "Zar der Wolga" nannten, hatte es bereits vor uns gemacht. Er war ein ganz besonderer Mensch. Von Beruf Zahnarzt, besass er in Moskau keine zahnärztliche Praxis, sondern hatte eine Anilinfarben-Fabrik gegründet, die ihn stark in Anspruch nahm. Doch wann immer er konnte, war er auf seinem Besitz an der Wolga, an dem er mit Herz und Seele hing. Dort war er ein uneingeschränkter Herrscher. Nicht umsonst nannte

man ihn "Zar der Wolga". Für ihn galten keine Fischfang-Gesetze, wie z.B. das absolute Verbot, Sterlets in der oberen Wolga zu fischen. Er setzte sich einfach darüber hinweg. Wer wollte dem "Zaren der Wolga" etwas verbieten?

Das grösste Ereignis des Sommers war der Fischfang bei Mamontoff zur Feier seines Namenstages. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, war es der 29. Juni. An diesem wichtigen Tage versammelten sich zahlreiche Gäste und viele Bauern aus den umliegenden Dörfern bei Mamontoff. Auch wir waren mit unserem Hausboot dabei.

Die Bauern kamen mit ihren Booten und Netzen. Nun wurden letztere mit Mamontoffs eigenem grossen Netz zusammengeknüpft, so dass ein Gebilde entstand, lang genug, um die an dieser Stelle noch schmale Wolga zu überqueren. In breitem Bogen wurde das riesige Netz heraus gefahren und wieder an Land gezogen. Alles geschah nach einem genau festgelegten Ritual. Im Wasser standen die Bauern, bis zum Gürtel im Nass, und zogen. Vom Ufer aus zogen Mamontoff mit seinen Angehörigen und all die zahlreichen Gäste. Aus dem riesigen Fang wurden die Sterlets aussortiert und beiseite gelegt. Dann kam ein grosser Teil der übrigen Fische in einen gewaltigen Kessel, der über einem Feuer hing.

Nun begann das Kochen der berühmten Uchà, die Fischsuppe. Auch die Kocherei verlief nach genau festgelegten Regeln; jetzt musste man die Zwiebeln hineintun, jetzt die in Stücke geschnittenen Sterlets und so fort. War die Uchà fertig, setzten sich Gäste und Bauern zusammen ans Ufer und der Festschmaus begann.

Als wir einmal als Gäste an diesem Fest teilnahmen, wurde uns der "Tanz von Wassilij Schibanow" vorgeführt. Schibanow hiess ein Mann aus dem Gefolge von Fürst Kurbsky, der dem Zaren Ivan dem Schrecklichen eine Schmähchrift seines Herrn zu überbringen hatte. Auf einem berühmten Gemälde von Repin ist dargestellt, wie der Zar beim Lesen des Schreibens sich auf den Fuss von Wassilij Schibanow stützt und ihn voller Wut mit der Spitze des Zaren-Stabes durchbohrt.

Manontoff übernahm die Rolle des Zaren. Das als "Wassilij Schibanow" gewählte Opfer musste trippeln und hüpfen, um seine Füsse dem zustechenden Zaren-Stab zu entziehen. Dieser Tanz beeindruckte mich hauptsächlich deshalb, weil der Tanzende einer unserer Gymnasiallehrer war, den auch wir während des Unterrichts masslos zu quälen pflegten.

Während an der Wolga Bootsfahrten, Fischen und Schwimmen die Haupttätigkeiten waren, wurde in Lipowka und in Moskau eifrig geritten. Das Reiten hat in meiner Jugend eine grosse Rolle gespielt. Meine beiden Eltern, besonders mein Vater, hatten für Pferde und Reiten sehr viel übrig. Auch ich war mit ganzem Herzen dabei. Meine Schwester Manja hatte andere Interessen und sass nur selten im Sattel. Mein Vater ist Mitbegründer des Moskauer "Vereins der Liebhaber des Reitsportes" gewesen und war dessen Vize-Präsident.

Meine eigene Reiter-Laufbahn nahm ihren Anfang, als ich erst neun Jahre alt war. Da es sich herausstellte, dass ich mit allen unseren Pferden, so schwierig sie auch sein mochten, mühe-

los fertig wurde, durfte ich auf allen reiten. Gerne habe ich unserem Stallpersonal beim "Bewegen" derselben geholfen und bin manchmal mehrmals am Tage im Sattel gesessen.

Kein einziges Mal bin ich von einem Pferd geworfen worden und war sehr stolz darauf. Nur wenn das Pferd gestürzt war, bin auch ich am Boden gelegen. Das ist mehrmals geschehen, ohne dass ich dabei zu Schaden kam.

Das wertvollste Pferd unseres Stalles war "Prestinette", ein stattlicher Grau-Schimmel, Gold-Medaillen-Preisträger, für 2000 Rubel erworben, damals eine ungeheure Summe. "Prestinette" war ein gut erzogenes, ruhiges Pferd, das meistens von meiner Mutter geritten wurde. Das Pferd meines Vaters war "Good Boy", ein Halbblut-Wallach. Bevor er zu uns kam, hatte "Good Boy" in Italien an den schwersten Hindernis-Rennen teilgenommen.

Der Rot-Schimmel "Guide" war ein krankhaft empfindliches Pferd, das oft scheute und deshalb nicht leicht zu reiten war. Die Stute "Ljubuschka", ein Grau-Schimmel von geringerem Wert, aber umso grösserem Liebreiz, hatte meistens die Reit-Künste meiner Schwester Manja zu ertragen.

Als meine Mutter auf "Prestinette" mit "Ljubuschka" als Leit-Pferd an einer Tandem-Vorführung in der Moskauer Manege teilnahm, ernteten sie grossen Beifall. Es war auch ein schönes Bild: Im Damensitz, die beiden prächtigen Grau-Schimmel elegant beherrschend, gelang es ihr, die vorgeschriebenen Wendungen und Figuren fehlerlos zu absolvieren.

Am schwersten zu reiten war "Jaurox", ein besonders temperamentvoller Rappe. "Battleman", ein riesiger brauner Wallach, wurde von Herrn Schneuer, unserem Parforce-Jagd-Manager geritten. Auch für dessen Gehilfen stand ein Pferd im Stall.

Mein eigenes Pferd war "Maltschik", zu russisch "Knabe". Er war ein treuer Freund, der auf alle meine Reit-Wünsche sofort einging und wie ein Hund hinter mir herlief, wenn er freigelassen wurde. In meiner Reiter-Laufbahn hat "Maltschik" die Haupt-Rolle gespielt.

Das Pferd stammte aus einer südrussischen Polo-Pony-Aufzucht. Es entsprach allen an ein Polo-Pony gestellten Anforderungen: klein von Wuchs, temperamentvoll und klug. Nur hatte sich in seiner Jugend eine gewisse Schwäche der Vorder-Beine gezeigt, die es für das Polo-Spiel ungeeignet machte. Deshalb landete es in der Moskauer Manege als Miet-Pferd, statt nach England verkauft zu werden. In Moskau liess ich stets "Maltschik" für mich satteln und war tief enttäuscht, wenn ich ein anderes Pferd bekam. Um mir diese Enttäuschungen zu ersparen, kaufte mein Vater "Maltschik" von der Manege und schenkte ihn mir.

Unsere Pferde "Good Boy" und "Guide" waren ganz ausgezeichnete Hindernis-Springer. Mit diesen Turnier-Pferden konnte sich "Maltschik", schon angesichts seiner kleinen Gestalt, natürlich in keiner Weise messen. Doch brachte ich ihm das Springen soweit bei, dass er beim Jagd-Rennen alle vorkommenden Hindernisse anstandslos nahm.

Im Winter ritt ich in der Manege der "Reitsport-Liebhaber" und an manchen Dienstag-Abenden zur Musik in der Moskauer Militär-Manege, die heute, ihrem Zweck entfremdet, für landwirtschaftliche und andere Ausstellungen benützt wird. Ausserdem nahm ich an Jagd-Rennen und an allerlei Konkurrenzen und Reiter-Spielen teil.

Meine Reiter-Laufbahn war recht erfolgreich. Es fing damit an, dass es mir als Vierzehnjährigem gelang, während einer grossen Schnitzeljagd in der Umgebung von Moskau den "Fuchs" einzufangen und ihm den Fuchs-Schwanz von der Schulter zu reissen. Diese meine Helden-Tat wurde in der Zeitung erwähnt. Der bebänderte Fuchsschwanz hing danach stets in meinem Zimmer und erfüllte mich mit grossem Stolz.

Dann kamen die Erfolge beim "Pushball", die ich ausschliesslich meinem "Maltschik" zu verdanken hatte. "Pushball" ist ein wenig bekanntes, aus England stammendes Spiel, das etwa nach den Polo-Regeln gespielt wird. Ähnlich wie beim Polo-Spiel kämpfen zwei aus drei oder vier Mann bestehende Mannschaften gegeneinander. Nur wird anstelle des winzigen Polo-Balles ein riesiger Fuss-Ball von ca. einem Meter Durchmesser verwendet, den das galoppierende Pferd mit Brust und Vorder-Beinen vor sich herstösst. Die meisten Pferde scheuen vor dem Riesen-Ball, um so mehr als er im Galopp-Tempo gegen die Manegen-Wand gerollt, derart abprallt, dass Pferd und Reiter fast umgeworfen werden. "Maltschik" war darin eine Ausnahme. Er zeigte keine Spur von Scheu und machte eifrig mit. Er hatte das Spiel begriffen und Gefallen daran gefunden. Statt dem Ball auszuweichen, blieb er am Ball und trieb ihn in vollem Galopp vor sich hin, ohne dass es nötig war, ihn dazu anzutreiben. Sein Verhalten beim Spiel fiel natürlich auch anderen auf.

Da mir das Pferd damals noch nicht gehörte, hätte es mir leicht weggeschnappt werden können. Um ein Haar wäre es auch geschehen. Als in der Moskauer Militär-Manege eine Schau-Vorführung des "Pushball"-Spieles veranstaltet werden sollte, wurde mir plötzlich mein ständiges Miet-Pferd vorenthalten. Ein mir äusserst unsympathischer, ja verhasster reicher Geschäftsmann hatte es, wohl gegen ein gutes Trinkgeld, zugeführt bekommen.

Ich war geradezu verzweifelt, hatte aber nicht mit der Reaktion des Pferdes auf den ungeschickten Reiter gerechnet. Zu fest an der Trense gezogen, bäumte sich "Maltschik" beim Ausritt in die Manege und schlug mit dem Kopfe so heftig zurück, dass die Nase des armen Kaufmanns blutig zerschlagen wurde. Er stieg sofort ab und weigerte sich, auf diesem "Teufelspferd" weiter zu reiten. Ich durfte aufsteigen und glaubte, dass Pferd und Reiter auf gleiche Weise zufrieden waren, wieder vereint zu sein.

Während der Fest-Veranstaltung, bei der beide Spiel-Parteien von der "Gesellschaft der Liebhaber des Reitsportes" gestellt wurden, jagte ich, oder vielmehr "Maltschik", einen Ball nach dem anderen in das gegnerische Tor. Das wollte dem Organisator des Spieles gar nicht gefallen. Nach der ersten Halbzeit, in der das Spiel einen Stand von Elf zu Null erreicht hatte, machte er mich sehr ernst darauf aufmerksam, dass es sich nicht um ein Wettspiel, sondern

um eine Demonstration des Spieles handle. Deshalb möchte er mich bitten, im weiteren Verlaufe desselben mehr Zurückhaltung zu üben; man müsse auch den Anderen eine Chance lassen!

Einen weiteren Erfolg habe ich ebenfalls "Maltschik«" zu verdanken. Bei einem Concours hippique in der Manege unserer Reitgesellschaft gewann ich den ersten Preis der "Gymkhana" – eine silberne Zigarettendose. Sie ist als eines der ganz wenigen Erinnerungsstücke aus Russland gerettet worden. Meiner Schwester ist es gelungen, sie durch Vermittlung der Deutschen Botschaft aus Moskau herauszubekommen. So kann ich diesen Reiterpreis Marischa und Lukas als silbernes Geschenk zur silbernen Hochzeit überreichen.

Die "Gymkhana" ging ähnlich dem Gesellschafts-Spiel "Musical Chairs" vor sich. Nur wurden statt Stühle, Pferdeställe in der Manegenmitte in einer Reihe so aufgestellt, dass sie abwechselungsweise nach entgegengesetzten Richtungen offen waren. Zu den Tönen einer Musikkapelle galoppierten die Reiter hintereinander, entlang der Manegenwand. Beim Versummen der Musik mussten sie um die Wette die Stallungen besetzen, wobei jedes Mal ein Reiter ausgeschieden wurde, da die Reihe jeweils um eine Einheit verkürzt wurde.

"Maltschik" war das einzige Pferd, das beim ersten Befehlszeichen, ohne jede Scheu oder Widerstand, in die nächstgelegene Stallung drängte, als wenn er auch dieses Spiel begriffen hätte. Ausser mir war unter den zehn Teilnehmern nur noch ein Zivilist. Alle übrigen waren Kavallerie-Offiziere in Uniform. Das Publikum raste, als nach und nach Zivilist und Offiziere ausgeschieden wurden und allein ein kleinwüchsiger Junge auf seinem behenden Pferd als Sieger zurückblieb.

Einen weiteren Sieg erfocht ich gemeinsam mit meinem Vater bei einer Springkonkurrenz in "Tscherlomuschki", einem Gut in der Nähe von Moskau. Sogar Offiziere von internationalem Ruf nahmen daran teil und mein Vater war übergelukkig, als wir im Paar-Springen den ersten Preis errangen. In einer Zeitung erschien unsere Fotografie – ein strahlendes Sieger-Paar, die Preise in den Händen haltend. Dieses Bild schnitt mein Vater aus und trug es stets in seiner Brieftasche bei sich.

Ich möchte noch den Concours Hippiques bei meiner Tante, Lily Marc, auf dem benachbarten Gut "Archangelskoje" erwähnen, der in meiner Erinnerung eine heitere Note hat. Meine Tante hatte mit dem Manege-Direktor, einem eleganten und sehr eitlen Mann, der früher schwedischer Kavallerie-Offizier gewesen war, eine Liaison. Das Reitturnier war von ihr mit der klaren Absicht organisiert worden, dem schönen Reiter zum Triumph zu verhelfen. Sie hatte keinerlei Zweifel an seinen Siegeschancen und wählte deshalb auch die Preise nach seinem Geschmack. Darunter waren mit Silber eingefasste Parfüm-Flacons, Puderboxen aus geschliffenem Kristallglas und dergleichen mehr. Nun wollte aber das Sport-Schicksal, dass nahezu sämtliche Preise von der Familie Ruperti genommen wurden – von meinem Vater, Onkel Ernst und mir.

Auf dem Lande, im Herbst, wenn die Felder abgeerntet waren, durfte bei uns überall geritten werden. Nirgends in Europa hat es wohl so günstige Möglichkeiten zum Jagd-Reiten gegeben wie im damaligen Russland. In "Lipowka" wurden mehrmals Schnitzel-Jagden veranstaltet. Ein als "Fuchs" bestimmter und mit einem Fuchsschwanz an der rechten Schulter bezeichneter Reiter legte mit Hilfe von Papierschnitzeln eine Fährte, die so viel wie möglich über Hindernisse führte.

Nach einem gewissen Zeitabschnitt nahmen die übrigen Reiter die Verfolgung anhand der Papierschnitzel auf. Auf einer geeigneten, grossen Wiese wurde der "Fuchs" gestellt. Das Ende der Jagd fand auf dieser Wiese statt. Die "Jäger" mussten versuchen, den Fuchsschwanz abzureissen. Sie durften aber nur von der linken Seite an den "Fuchs" herankommen. Der "Fuchs" musste versuchen, sich den Verfolgern durch Tempo und geschickte Wendungen zu entziehen und den Fuchsschwanz zu behalten. Diese Endphase der Schnitzeljagd wurde manchmal auch als Spiel beim Concours Hippique geübt.

Ich fühlte mich als grosser Schnitzeljagd-Spezialist. Diesem Gefühl wurde beinahe ein empfindlicher Dämpfer aufgesetzt, als mir beim Jagdspiel auf dem bereits erwähnten Concours Hippique in Archangelskoje die Beute fast entging. Den "Fuchs" spielte Maka, Sohn meiner Tante, die den Concours veranstaltet hatte. Nach den Regeln des Spieles blieb der "Fuchs" Sieger, wenn er nicht innerhalb von drei Minuten eingefangen wurde. Ich musste ihn mit Hilfe meiner Schwester Manja stellen. Von uns dreien war ich der einzige gute Reiter. Vetter und Schwester waren über das Anfängerstadium nicht hinausgekommen.

Nun hatte der schlaue Manege-Direktor, Freund meiner Tante, ihrem Sohn eine ganz ausgefallene Strategie empfohlen, die beinahe zum Erfolg führte. Danach sollte der "Fuchs" einfach dauernd, ohne irgendwelche Wendungen, am äussersten Rande des vorgeschriebenen Kreises galoppieren, die Schulter mit dem Fuchsschwanz nach innen gewendet. Meiner Schwester wollte es nicht gelingen, Maka durch Abschneiden des Weges vom Rand des Kreises abzudrängen, da sie ihr Pferd nicht genug beherrschte. Vergebens versuchte ich an seine linke Seite zu gelangen, um den Fuchsschwanz in vorgeschriebener Weise abzureissen. Der Gedanke, dass ein blutiger Anfänger mich dank einem Trick schlagen würde, machte mich rasend. Nur in der letzten Minute gelang es mir, den Hals meines Pferdes von hinten so weit vorzuschieben, dass ich, vorgeneigt und in den Steigbügeln stehend, mit den Fingerspitzen den Fuchsschwanz fassen und abreissen konnte. Eine riesige Erleichterung für mich!

Meinem Vater genügten Papierschnitzel-Jagden nicht; seine Wünsche gingen weiter. Er wollte es den Engländern gleich tun und auch in Russland richtige Fuchsjagden veranstalten. Die Umgebung von Lipowka war, besonders im Herbst, geradezu ideal zum Reiten. Auf den benachbarten Gütern und im nahen Moskau gab es genügend Reiter, die sicher gerne mitmachen würden. Und, last but not least, Geld spielte keine Rolle.

In der Nähe der Stallungen wurde ein Holzhaus gebaut, in dem 30 aus England importierte englische Pointer-Hündinnen und zwei Rüden untergebracht wurden.

Eine Schwierigkeit bestand darin, dass in Russland, im Unterschied zu England, Füchse nicht zu den geheiligten, ausschliesslich für die Reiterjagden reservierten Tieren gehörten. Ein Engländer gilt nicht mehr als Gentleman, falls er einen Fuchs erschießt, statt ihn, wie es sich gehört, von Hunden zerreißen zu lassen. In Russland dagegen wurden Füchse erbarmungslos abgeschossen.

Besonders auf den Gütern rings um "Lipowka" wurden Füchse von Jagdhütern gar nicht geduldet, da dort mancherorts Fasanen gezüchtet wurden. Deshalb fehlte das für die Jagd erforderliche Wild nahezu vollständig. Aber auch das war für meinen Vater kein Hindernis. Ein paar Füchse wurden angeschafft und in einer Einzäunung hinter der grossen Scheune gehalten. Der Urin ihrer Strohlager wurde mit Wasser ausgelaugt und diente zum Legen einer künstlichen Wildspur.

Der Parcours wurde im voraus von meinem Vater und Schneuer festgelegt. Unmittelbar vor der Jagd ritt ein Kosak die vorbestimmte Strecke ab, einen mit Fuchs-Urin getränkten Schwamm an einer langen Leine hinter sich schleppend – damit war die Wildspur gelegt. Die Strecke war lang, die Jagd dauerte etwa zwei Stunden und ging durch Wälder und Felder. Sie wurde vorwiegend in gestrecktem Galopp geritten, doch mussten verschiedene Hindernisse im Sprung genommen werden. Die Jagd begann und endete auf dem riesigen Alsufjew-Felde, unweit vom Hause "Lipowka".

Die Parforce-Jagden wurden im Herbst veranstaltet, wenn alle Felder bereits abgeräumt waren. Der Herbst in Russland ist eine wunderbare Zeit. Die Tage sind klar, wie durchsichtig, der Himmel unwahrscheinlich blau und die Wälder unsagbar schön in ihrer bunten Pracht.

Alle Vorbereitungen wurden sorgfältig getroffen. Schon am Tage vor der Jagd wurden aus den benachbarten Gütern die Pferde der Teilnehmer herangeführt. Und nun kam der Tag der Jagd. Alle waren aufgeregter und in Hochstimmung. Die Jäger versammelten sich. Die Herren trugen weisse Reithosen, rote Röcke und schwarze Samtkappen, die Damen schwarze Reitkleider. Ich war noch ein Junge und hatte keinen roten Frack, besass aber eine extra geschneiderte, rote Jacke, auf die ich sehr stolz war.

Die Hunde waren schon auf das Alsufjew-Feld gebracht worden. Schneuers Gehilfe blies in das grosse Messinghorn und führte die Hundemeute an die Fährte heran. Den mit Gekläff und Gejaule vorwärts stürmenden Hunden folgten die Reiter, allen voran der "Master" – mein Vater – den nach den Regeln der Jagd niemand überholen durfte.

So ging es im Galopp den Hunden nach. Ein schönes Bild: voran die Meute der gescheckten Hunde, hinterher die Reiter-Schar, die Herren im roten Frack oder in Uniform, die Damen in Amazonen, meistens im Damensitz. Das Finish fand auf demselben Felde statt, wo die Jagd begonnen hatte. Um die Hunde nicht stets zu enttäuschen, war es nötig, von Zeit zu Zeit am

Ende der Jagd einen lebendigen Fuchs freizulassen. Er wurde dann von den Hunden gestellt und zerrissen; ein grässlicher Anblick!

Nach der Jagd gab es in "Lipowka" auf der Terrasse beim Lindenpark ein grosses Essen. Ich glaube, dass die Parforce-Jagd nur zwei- oder dreimal stattgefunden hatte. Dann begann der Krieg. Die Pferde wurden vom Militär requiriert und von den Jagden blieben als Andenken nur noch die an die Reiter verteilten goldenen Nadeln mit Jagdhorn und der Inschrift LPO (Lipowka Parforce Jagd).

Das Hundehaus liess mein Vater auf Mamas Wunsch umbauen und in ein Waisenhaus umwandeln. Darin wurden 20 zwei- bis vierjährige Waisen-Kinder aufgenommen und von einer Leiterin und einer Kinderwärterin betreut. Die Kleinen wurden gut gefüttert und gekleidet, alles auf Mamas Kosten.

Das alte Moskau

Im Winter wohnten wir in Moskau in Miete in einem dreistöckigen Privathaus, das der Familie Schlippe gehörte. Wir hatten die ganze obere Etage, eine der unteren Etagen wurde von den Hauseigentümern bewohnt.

Moskau, die Millionenstadt, ist vor der Revolution nicht Russlands Hauptstadt gewesen. Da wenig in die Höhe gebaut wurde, hatte sich das Wohngebiet sehr weitläufig ausgebreitet und die Stadt nahm eine sehr grosse Fläche ein. Mit ihrem Kreml, der Unmenge von Kirchen und ihren zahlreichen, meist von italienischen oder Tessiner Architekten erstellten Prunkbauten, hatte die Stadt einen ganz besonderen Reiz.

Gerne würde ich über das mir so liebe Moskau ausführlicher berichten - meine eigenen Erinnerungen beschränken sich aber auf meine Schulzeit und die späteren, unruhigen Kriegs- und Revolutionsjahre. Vieles, was von allgemeinem Interesse sein könnte, kenne ich nur aus zweiter Hand. Deshalb möchte ich auf eine nostalgische Beschreibung des Lebens in Moskau zurückgreifen, die von Madjas Stiefvater für ihre Kinder verfasst worden ist. Elf Jahre älter als ich, hat er die von ihm so geliebte Stadt beschrieben. Als Lebemann, der er war, hat er manches gesehen, was mir unbekannt geblieben ist. Mit einigen Abänderungen lasse ich ihn zu Wort kommen:

Gerne möchte ich diese Aufzeichnungen meinen lieben Kindern und Enkeln hinterlassen, denen vieles, mir ans Herz gewachsene, unbekannt geblieben ist. Bei der heutigen Entwicklung der Technik ist z.B. die Vorstellung ungewohnt, dass für eine einfache Nachrichtenübermittlung ein Zettel durch den "weissen Hauswart" (Dwornik) überbracht werden musste, da damals nur wenige Telefonanschlüsse existierten.

Ausser dem "weissen", für den Innendienst verantwortlichen Hauswart, hat es in jedem vornehmen Haus einen "schwarzen" gegeben, der für die Hausordnung, die polizeiliche Anmeldung der Hausbewohner und die Reinhaltung der Trottoirs zu sorgen hatte. Er musste den Schnee am Trottoir Rand zu sauberen Haufen zusammenschaufeln, die dann vom Schneediener der Stadtverwaltung abtransportiert wurden.

Man stellt sich kaum vor, dass abends die Häuserfronten nicht dunkel erschienen, sondern eine Mehrzahl beleuchteter Fenster aufwies, dank den fast in allen Zimmern brennenden Petrollampen, die nicht beliebig ein- und ausgeschaltet werden konnten. Noch viele andere Kleinigkeiten werden in Vergessenheit geraten. So gerne möchte ich das damalige liebenswerte, warme, etwas schmutzige, dafür aber grosszügige, herrliche, beseelte Moskau meiner Zeit beschreiben!

Geliebtes Moskau, wie gut es sich in deinen Mauern leben liess! In der ganzen Welt besitzt keine der gesichtslosen Grossstädte eine ähnliche Ausstrahlung. Sowohl von echten

Moskowitern, wie auch von zugereisten Fremden, die Trost und Wärme suchend daherka-
men, wird Moskau innig geliebt. Aus Erinnerungs-Bruchstücken habe ich den Verlauf eines
imaginären Tages in Moskau zusammengesetzt und lasse dessen Beschreibung folgen.

Wintermorgen, 6 Uhr in der Frühe. Die Strasse ist noch völlig dunkel, doch werde ich vom
kläglichen Geläut der Heiligen Nikolaus Kirche bereits geweckt. Beim Blick aus dem Fenster
sehe ich den die Gasse heraufschreitenden Lampenanzünder. Er löscht die Öl-Laternen, deren
kärgliches Licht gerade noch ausreicht, um den Boden unter ihnen schwach zu erhellen. Von
Beleuchten der ganzen Strasse ist keine Rede!

Unten, am fernen Ende der Gasse, brennt Licht im Fenster eines kleinen Kolonialladens. In
diesem Haus hat Ostrowski gewohnt, der russische Shakespeare. Ungeachtet der frühen
Stunde ist die Gasse keineswegs leer. Aus dem Tor des benachbarten Hauses kommt eine
Reihe Schlitten, beladen mit langen, schmalen Tonnen hervor. Es sind die sogenannten "Solo-
torotzi", die zur nächtlicher Zeit menschlichen Unrat aus dem Stadtgebiet nach den
Gemüseärten von Dragomilowo schaffen. Damals gab es in diesem Stadtteil noch keine
Kanalisation. Dank dem wurden die Moskauer Gurken so fest und schmeckten so gut!
Reisende, die auf der Landstrasse zur Stadt kamen, hatten allen Grund, lange bevor sie ihr
Ziel erreichten, erfreut auszurufen: Bald sind wir da, es riecht bereits nach Moskau!"

Den "Solotorotzen" kommt eine mit Wasser aus dem Moskaufloss oder der Jausa gefüllte
Tonne entgegengefahren. Sie ist mit Eiszapfen bedeckt und die Kelle zum Wasserschöpfen ist
derart an ihr angefroren, dass sie nur mit Gewalt losgerissen werden kann.

Während ich das Schäkern des Wasserbringers mit Köchinnen beobachte, beginnt die Nacht
dem kommenden Tag zu weichen. Ein Getrappel zahlreicher Pferdehufe wird hörbar, als
wenn eine ganze Reiterabteilung daherkäme. Es sind Vorreiter-Buben, die aus ihren bei der
Jausa gelegenen Stallungen heraus? kommen. Die kleinen Jungen sind in braune Mäntel gek-
leidet und ihre runden Pelzmützen tragen Blechschilder, die darauf hinweisen, dass sie im
Dienste der städtischen Pferdebahnbetriebe stehen. Ihr Dienst besteht darin, in der Stadt
überall dort helfend einzugreifen, wo ein Tramwagen Schwierigkeiten hat, eine Steigung zu
überwinden.

Ein, zwei, mitunter sogar drei Pferdepaare, jedes von einem Burschen beritten, werden
vorgespannt. Mit anfeuernden Rufen, unter lebhafter Betätigung der Ellbogen helfen die Vor-
reiter die Steigung zu überwinden. Ist es so weit, werden die Hilfspferde abgekoppelt und
haben am Fusse der Steigung die Ankunft des nächsten Tramwagens abzuwarten.

Inzwischen ist man im Hause erwacht und die Dienerschaft mit dem Aufräumen der Zimmer
beschäftigt. Zum lüften werden nur die kleinen, in den Fenstern abgeteilten Klappen geöffnet.
Die ganzen Fenster werden für den Winter luftdicht verkittet. Zwischen den Doppelrahmen
wird eine dicke Schicht Watte angebracht, in welcher meistens offene Gefässe mit Säure oder
einer Salzlösung stehen. Es diente dazu, um die zwischen den Fensterscheiben

eingeschlossene Feuchtigkeit zu absorbieren und ein Beschlagen und Vereisen des Glases zu verhindern.

Nun wird es Zeit, Tee zu trinken. Im Esszimmer kocht bereits der Samowar und der Laufbursche von Filipoff hat seine vier Sorten frischen Brotes geliefert. Zu allererst soll der "Kalatsch" genannt werden. Der Moskauer Kalatsch von Filipoff lässt sich mit nichts vergleichen. Wer ihn einmal gegessen hat, wird ihn nie vergessen, wer ihn nie probiert hat, ist zu bedauern! Daneben liegt ein "Rosantsch", dem deutschen Brötchen ähnlich, aber, wie mir scheint, viel schmackhafter. Dazu noch ein französisches Weissbrot und ein Roggenbrot, das, wenn frisch, ausserordentlich gut schmeckte. Als in Moskau eine französische Bäckerei eröffnet wurde, die nach Pariser Art lange "Baguettes" herstellte, verdrängten diese die "Rosantsch", doch gegen die "Kalatsch" konnten sie nicht aufkommen.

Nun kommt der Hauswart und meldet, dass der Schuster Mowscha die reparierten Schuhe gebracht hat. Mowscha ist Jude und sehr arm. Er ist zur Zeit der Herrschaft des Zaren Nicolai den Ersten 25 Jahre lang Soldat gewesen und hat dadurch das Moskauer Wohnrecht erworben. Sonst durften Juden, mit Ausnahme von Absolventen der Universität und Kaufleuten der ersten Gilde, in Moskau nicht sesshaft werden. Mowscha war sehr stolz auf seinen Dienst in der Armee. Stets trug er auf seinem ausgedienten Soldatenmantel eine Militär-Medaille. Es ist auch keine Kleinigkeit gewesen, 25 Jahre Militärdienst zu überstehen, dazu noch als Jude. Ein jüdischer Schuster in Moskau hatte Seltenheitswert - die meisten Handwerker sind Deutsche gewesen.

Nun brechen wir auf zu einen Spaziergang. In unserer Nähe liegt die St. Nikolaus Kirche, umringt von einer Anzahl kleiner Holzhäuser. Sie gehören der Kirchengemeinde und werden von Dienern der Kirche bewohnt.

Die Ecke des Boulevards ist der Standplatz des greisen Droschkenkutschers Ivan, mit dem schönen, grossen, weissen Bart. Mit dem ersten Schnee haben wir manchmal seine Dienste in Anspruch genommen, wenn es uns auch verboten war, Mietdroschken zu benützen. Da auch Kranke in ihnen transportiert werden, galten sie als grosse Ansteckungsgefahr. Nur allzu leicht konnte man sich Scharlach, Diphtherie, oder sonst was holen! Besonders ihre warmen, mit Hundefell umrandeten Fussdecken wurden für gefährliche Krankheits-Überträger gehalten!

An der Ecke des Boulevard befand sich ein Kolonialwarenladen, in dem Tee, Zucker, Kaffee, Zigarren und Zigaretten verkauft wurden. Hier haben wir unsere ersten Zigaretten "Duchesse" - 10 Stück für 6 Kopeken - gekauft, um sie dann im Garten, hinter einem Busch versteckt, zu rauchen. Um den Rauchgeruch zu verdecken, wurde hinterher eine Gewürznelke zerbissen.

Auf der rechten Seite des Boulevards befand sich die "Praktische Akademie der Handelswissenschaften" mit ihrem riesigen Hof und Garten. (Der Name weckt in mir unangenehme Erinnerungen. In einem Eishockey-Wettkampf der Moskauer Mittelschulen sind wir von den

"Akademikern" so vernichtend geschlagen worden, dass unsere Mannschaft danach nicht mehr existiert hat). Die meisten Schüler dieser Akademie sind Kaufmannsöhne gewesen. Jeweils am Ende des Schultages entstand vor dem Schuleingang ein grosses Gedränge von Trabern gezogenen Luxusfahrzeugen, welche die Kaufmannsjugend nach Hause zu fahren hatten.

In der Nähe befand sich auch ein Internat und oft begegnete man hier, wie auch sonst in Moskau, langen Reihen unter Anleitung eines Lehrers paarweise schreitender Schüler oder Schülerinnen. Mal waren es dunkelhäutige Zöglinge des "Institutes für östliche Sprachen" mal Mädchen der "Französischen Schule", oder des "Adelsinstituts des Zaren Nikolaus". Letztere steckten in langen, bis zu den Fersen reichenden Mänteln, die der modernen Jugend völlig absurd erscheinen würden.

Eine ganze Seite der links vom Boulevard abzweigenden Gasse war im Besitze der Familie Morosoff. Ihr gehörten riesige Baumwoll-Spinnereien und -Webereien. Der Gründer der Dynastie, Sawwa Morosoff, ist ein entlassener Leibeigener gewesen. Sein Sohn Timophej und dessen Frau, Maria, waren die Eltern des 1905 berühmt gewordenen Revolutions-Sympathisanten, der, gleich seinem Grossvater, ebenfalls Sawwa hiess. Als grosser Kunst-Mäzen ist er auch ein erstrangiger Despot gewesen.

In unmittelbarer Nähe der Morosows hat der mit ihnen verschwägerte Grigorij Alexandrowitsch Krestownikow gewohnt, Vater meines liebsten Klassenkameraden Bildungsmässig und in kultureller Beziehung gehörte er dem höher stehenden Teil des Kaufmannsstandes an und ist lange Jahre Vorsitzender des Börsenkomitees gewesen.

Genau gegenüber seinem Hause befand sich ein grosses, vierstöckiges Gebäude, das sogenannte "Ljapin-Haus", ein kostenloses Nachtsyl für Obdachlose. Vor dessen Türe bildete sich täglich, ab vier Uhr nachmittags, eine lange Menschenglange. Hunderte in Lumpen gehüllte Gestalten warteten, zitternd vor Kälte, Hunger, Trunkenheit oder Krankheit, ins Haus zugelassen zu werden. Sie besaßen die 2-3 Kopeken nicht, die in einem Privatasyl für eine Nacht verlangt wurden. Im Ljapin-Haus kannten sie umsonst übernachten und bekamen noch dazu am Morgen eine Schale dünnen Tee gespendet.

Was für Gegensätze: Morasaws Prunkbehausung und das Ljapin-Haus in der gleichen Gasse! Solche Kontraste sind in Moskau keine Seltenheit gewesen und irgendwie vertrug sich alles miteinander.

Zwei Strassenzüge weiter wurden tagsüber auf dem riesigen Exerzierplatz der Militär-Kaserne Rekruten gedrillt. Wir hatten Mitleid mit ihnen, denn auch beim stärksten Frost wurden sie ohne "Walenki" (Filzstiefel) und nur mit ihren Soldaten-Mänteln bekleidet der Kälte ausgesetzt.

"Anstalt von A. Serpuhoff" stand über einem Innenhof-Tor. Das war die Stelle, wo jedes gewünschte Pferdegespann für Stunden, Tage, oder auch für ein ganzes Jahr gemietet werden

konnte. Hier wurden auch Hochzeitszüge zusammengestellt, wie sie von der Kundschaft gewünscht wurden. Eine, mit silbriger Seide gepolsterte Kutsche am Kopfende, gezogen von einem Paar Traber mit zottigen Beinen und geflochtenen, mit bunten Bändern und blumengeschmückten Mähnen. Auf dem Bock ein Kutscher mit enormem Vollbart in unwahrscheinlich dick gepolsterter Kleidung. Dieser Luxus-Kutsche folgten etwas weniger üppige Fahrzeuge.

Eine Wildbret-Handlung, mit gefrorenen Hasen, Haselhühnern und dergleichen in der Auslage, lockte ihre Kundschaft an. Wohl zum Vermeiden von Verlusten durch unverbraucht gebliebene Ware, war dem Laden eine Ess-Stube angegliedert. "Fleisch und Wild" war in der Mitte des Ladenschildes zu lesen. Die seitlichen Teile desselben dienten der Werbung für die Ess-Stube.

Weiter geht es zu den "Reinen Teichen". Nur einen einzigen Teich hat es zu meiner Zeit noch gegeben und besonders rein ist er auch nicht gewesen. Im Sommer wurde hier in Booten gefahren, im Winter eine Schlittschuhbahn erstellt. Daneben wurden zwei hohe Eis-Hügel aufgebaut, von denen man in sesselförmigen Schlitten herunterrutschte. Die Schlitten wurden von Schlittschuhläufern dirigiert, die, sich hinten an der Sessellehne haltend, bergab hinunter-sausten. Man konnte auch auf kleinen Schlitten sitzend, oder auf dem Bauche liegend, den Hügel hinabfahren. Es gab auch Wagemutige, die, auf ihren Schlittschuhen aufrecht stehend, ohne jede Stütze den Hügel hinabfuhren.

Auf der Eisfläche produzierten sich Kunstläufer, unter denen der Sohn des damals prominenten Moskauer Schusters Epple besonders auffiel. Heute noch sehe ich seine hohe Gestalt mit dem runden, vom Frost geröteten Gesicht, in etwas Schwarzes, sehr enges gekleidet, mit einer schwarzen Mütze auf dem Kopf. Er war in ein Mädchen verliebt, mit dem er sich auf der Eisbahn traf. Als sie ihn nicht heiraten wollte, da seine soziale Stellung ihr zu niedrig erschien, hat er sich das Leben genommen.

Am äussersten Rand der Eisfläche kreisten die Schnellläufer. Auf langen, stählernen Renn-Schlittschuhen, oder auf leichten, holländischen, hohlen Schlittschuhen aus Holz, zogen die Prachtskerle ihre Kreise. Mit weit vorgebeugtem Körper und hinter dem Rücken verschlungenen Armen flitzten sie in atemberaubendem Tempo dahin. Öfters erklang ihr "Gardez" - ein französischer Warnruf, der merkwürdigerweise nur auf der Eisbahn gebräuchlich war.

Am Mittwoch und Sonntag spielte eine Militärkapelle und es erschienen zahlreiche schlittschuhlose Spaziergänger - Gouvernanten mit ihren Zöglingen, Lyzeums Schüler und Studenten in eleganten Uniformen, von denen manche noch den sogenannten "Zar Nikolaus Mantel" mit Pelerine und hohem Pelzkragen an hatten, der das halbe Gesicht verdeckt, auch wenn er nicht hochgeschlagen ist. Erscheint in einem Salon so ein Jüngling in seiner Paradeuniform, mit hohem Kragen, engen Hosen mit Strippen, weissen wildledernen Handschuhen und Degen an der Seite, so macht er Eindruck, beinahe als gehöre er zum Militär.

Unweit der "Reinen Teiche" befand sich ein rundes, zirkusähnliches Gebäude, das Moskauer volkstümliche, allgemein zugängliche Skatschkoff Theater. Neben Theaterstücken von Ostrowski wurden hier völlig wertlose Melodramen mit Eifersuchtsszenen und Morddarstellungen gezeigt. Wie im Zirkus war der Zuschauerraum in Form eines Amphitheaters gestaltet. Die Eintrittspreise waren äusserst niedrig. Die Vorstellungen wurden ausschliesslich vom einfachen Volk besucht. Sonnenblumenkerne kauend folgte das Publikum dem Geschehen auf der Bühne, sich manchmal durch Zurufe in den Ablauf der Handlung einmischend. Überraschte in einer Szene der Ehemann seine Frau in der Umarmung ihres Liebhabers, so waren aus den Zuschauerreihen Stimmen zu hören: "Scher dich weg, du Nichtsnutz!" Das Theater ist in den neunziger Jahren abgebrannt und nicht mehr aufgebaut worden.

Unweit befand sich ein kleines weisses Haus mit kleinen Säulen. Es war der Wohnsitz der Generalin Margarethe Ivanowna, die "Damen der Gesellschaft", wenn deren Geldmittel zur Bezahlung ihrer Modistinnen, Hutmacherinnen und dergleichen knapp wurden, ertragreiche "Rendezvous" in ihrem Hause vermittelte.

Der Boulevard geht ziemlich steil zu einem Platz herunter, der "Truba" genannt wird. Diese Bezeichnung hat mit der üblichen Bedeutung des Wortes "Truba" = "Trompete" nichts zu tun, sondern ist auf eine volkstümliche Redeweise zurückzuführen, bei der "Truba naroda" eine grosse Menschenansammlung bedeutet. Ein wohl verdienter Namen, denn gross war die Menschenmenge, die sich an Feiertagen auf der "Truba" einfand. Jeden Sonntag war hier ein grosser Tiermarkt, auf dem allerlei Vögel, Hunde, Katzen, Kaninchen, Meerschweinchen und dergleichen feilgeboten wurden. Tauben wurden besonders von der jungen Generation der jenseits des Moskauflusses lebenden Kaufmannschaft begehrt. Sie wurden zum "Jagen" gehalten, wobei es nicht ums Schiessen ging, sondern um eine besondere Sportart, bei der Tauben möglichst hoch zu fliegen gezwungen wurden. Die meist jugendlichen Taubenbesitzer bemühten sich durch Imitieren des Geierschlages mit irgendwelchen Flügeln und mit durchdringenden Pfiffen die Vögel zu erschrecken, um sie möglichst hoch steigen zu lassen.

Zur Zeit meiner Kindheit ist das "Taubenjagen" sehr verbreitet gewesen. Besonders viele Vögel wurden am 25. März, zur "Mariä-Verkündigung" verkauft, da es Sitte war, sie an diesem Tage freizulassen. Ich kann mich daran erinnern, dass auch wir an diesem Tage manchem Gimpel oder Meise die Freiheit geschenkt haben. Es war eine schöne Sitte, die kaum noch erhalten geblieben ist! Dem Volksglauben nach sollen auch die Lerchen zur Maria Verkündigung zurück sein. Doch glaube ich kaum, dass es so früh im Jahre je in Mittellusland der Fall gewesen ist. Wie dem auch sei, an diesem Tage wurden von den Moskauer Bäckern sehr schmackhafte Brötchen in Form von Lerchen mit Rosinenaugen gebacken.

Das Treiben auf der "Truba" ist von Tschekow in einer seiner Erzählungen hervorragend beschrieben worden.

Unser Spaziergang führt uns weiter bis zum berühmten und durchaus sehenswerten Restaurant "Ermitage". Eine elegante, verglaste Zufahrt mündet in eine umfangreiche Empfangshalle in der dienstbeflissene Portiers die Oberkleider in Empfang nehmen. Ihnen bekannten Klienten werden keine Garderobenummern ausgehändigt. Die Portiers, "Schweizer" genannt, sind nach russischer Sitte gekleidet: hohe Schaftstiefel, karachischer Gehrock mit sichtbar darauf getragener Uhrenkette. Eine breite Treppe führt über einen mit Palmen geschmückten Treppenabsatz in einen riesigen weissen Kolonnadensaal.

Hier wird man von Monsieur Lakaze, begrüsst - ein dicker Franzose mit Glatze. Hinter ihm steht sein Gehilfe, Ivan Ivanowitsch, so viel ich weiss ein Lette. Der alte Lakaze ist in seinem Fach ein grosser Köhner. In ganz Moskau kann keiner ein Menu so gut zusammenstellen wie er. Er ist auch ein hervorragender Weinkenner und grosser Spezialist im Servieren - eine Kunst, die in Moskau sehr hoch bewertet wird. Im Handumdrehen ist eine Speisefolge gewählt, genau dem Gefühl und Laune des Gastes angepasst, die er irgendwie zu erraten versucht. Während man am Schanktisch einen Imbiss mit Wodka zu sich nimmt, hat der "Polovoj", der den Gast kennt, dessen gewohnten Stammtisch gedeckt. "Polovoj" hiessen die Restaurant-Diener, die in allen Moskauer Wirtschaften eine russische Kleidung trugen - eine weisse Hose aus Leinen und über die ein weisses Hemd mit himbeerroten Gurt. Nur im Restaurant des Hotels "Metropol" hatte das Dienstpersonal statt dieser echt russischen Bekleidung Fräcke getragen. Auch die Klienten der "Chambres séparées" der feinen Nachtlokale in der Moskauer Umgebung sind von befrackten Dienern betreut worden.

Will man keine besonderen Speisen bestellen, so kann man sich auch das "Menu du jour" auftragen lassen. Ein Mittagessen (3 Gänge) kostet dann einen Rubel, ein Nachtessen (5 Gänge) deren zwei. Getrunken wird hauptsächlich Champagner. Besonders geschätzt wurde "Roederer". Andere Marken, wie der trockene "Perrier Jouet" und dergleichen sind erst viel später in Mode gekommen. Champagner ist vom Schriftsteller Gorbunoff einmal als "Untergang der Kaufmannschaft" benannt worden.

Nach der Mahlzeit - damals wurde gegen ein Uhr gefrühstückt und zwischen 7 und 8 Uhr abends zu Nacht gegessen - begeben sie sich auf einen breiten Platz, der mit Schnee bedeckt ist. Vor dem Restaurant bieten zahlreiche Mietwagen-Kutscher ihre Dienste an. Eine Luxuskategorie bilden die schnellfahrenden "Lichatschi", deren Schlitten von früheren, altgewordenen oder zuschanden getriebenen Trabern gezogen werden. Im Sommer sind die Räder ihrer Fahrzeuge mit einem Gummiüberzug versehen, die teuersten rollen sogar auf luftgefüllten Reifen.

Demgegenüber sind die Räder der gewöhnlichen Mietdroschken mit Reifen aus blankem Eisen versehen, weshalb sie auf den, meistens mit runden Kopfsteinen gepflasterten, holprigen Moskauer Strassen einen unerhörten Lärm verursachten, der nur durch Belegen der Strasse mit einer dicken Schicht Stroh bekämpft werden konnte. Strohbedecktes Pflaster war

ein sicheres Anzeichen dafür, dass im anliegenden Hause sich ein ruhebedürftiger Schwerverkranker oder Sterbender befand.

Die "Lichatschi" hatten nicht die blauen Kaftans der gewöhnlichen Droschken-Kutscher an, sondern trugen richtige Kutscher-Kleidung mit gepolsterter Gesässpartie. Es waren ausnehmend freche Kerle, die ganz unverschämte Preise verlangten. Am Tage mit ihnen zu fahren galt als unsolid und unanständig, für eine Dame als völlig unmöglich.

Gemietet wurden sie für nächtliche Besuche von Amüsierlokalen in der Umgebung von Moskau. Der Preis war auf 25 Rubel für die Nacht festgesetzt und darüber gab es kein Feilschen. Es gab auch zweispännige Schlitten für drei Fahrgäste - sie wurden "Täubchen" genannt und von einem Deichselpferd unter dem Bogen und einem Beipferd auf der linken Seite gezogen. So viel ich weiss, hat zu meiner Zeit nur der Oberpolizeimeister einen zweispännigen Schlitten mit Beipferd benützt.

Nun zurück zur "Ermitage": Neben dem Restaurant befanden sich die Hotelzimmer. Nur in diesem Hotel konnte eine Nacht ohne polizeiliche Anmeldung verbracht werden, auch wenn man keinerlei Gepäck bei sich hatte. Alles war so ausgezeichnet und diskret organisiert, dass man von unliebsamen Begegnungen völlig sicher war und sich auf das Schweigen des Personals verlassen konnte.

Weiter kommt man auf die Gartenstrasse und steht vor einem Hause, dessen Eingang von vier F-Buchstaben geziert wird. Hier befindet sich der deutsche Turnverein und die F's stehen für "Frisch, Fromm, Froh, Frei".

In der Nähe befindet sich der Zirkus Salomon, in dessen Manege die Schwester des Besitzers, eine früher sehr bekannt gewesene Frau östlichen Typus, die Regie führte. Hier wurden Reitstunden erteilt und Reitpferde vermietet. Zirkus-Vorstellungen sind damals grosse Mode gewesen und wurden eifrig von Leuten besucht, die sich für Pferde und schöne Frauen interessierten.

Die vom Franzosen Omon, oder "Omoschka" geleitete Operette befand sich noch in ihren Anfängen, Variété-Theater gab es überhaupt noch nicht. Kein Wunder, dass für Flirts und Anbetung von der "goldenen Jugend" Zirkusreiterinnen und Dompteusen auserkoren wurden. Es muss gesagt werden, dass Zirkus-Vorstellungen damals ein sehr hohes Niveau hatten. Den Pferden gebührte eine erstrangige Rolle. Aufgeführt wurden komplizierte Pantomimen: "Eroberung von Afrika durch die Franzosen" oder grosse Überschwemmungen, bei denen die Zirkusmanege mit Wasser überflutet wurde und dergleichen wurde gezeigt.

Eine wichtige Rolle gebührte auch den Clowns. Der Italiener Tanti und der talentvolle russische Tier-Dresseur Durow waren sehr populär. Wie heute sehe ich noch die hohe Gestalt Durows, bedeckt mit weissen Ratten, die zu Tönen seiner Pfeife tanzten. Er lebte noch, als die Russische Revolution ausbrach und die neuen Machthaber sollen seine Menagerie und sogar seine Privatvilla als unantastbar erklärt haben. Berühmt war das sehr talentierte

musikalische Clownpaar Bim und Bom. In der ersten Zeit nach dem bolschewistischen Umsturz durften sie sich manche politische Witze auf Kosten der neuen Machthaber erlauben, ohne dafür bestraft zu werden.

Unweit des berühmten Puschkin Denkmals befand sich der Hauptsitz der "Ochranka, der übel beleumdeten, zaristischen, geheimen Polizei, deren Tätigkeit so viel zum Erfolg der Revolution beigetragen hat. Ganz Moskau war in Distrikte unterteilt, jeder mit eigenem Polizeiposten und Feuerwache. Die hohen Beobachtungstürme der Feuerwehr waren Tag und Nacht von einem Wächter bemannt, der einen, irgendwo in der Stadt beginnenden Brand sofort zu lokalisieren und durch Hissen von Signalen auf der Turmstange allgemein bekannt zu machen hatte.

Verschiedene Kombinationen von weit sichtbaren Kugeln und Kreuzen erschienen in der Höhe und bezeichneten den Distrikt, in dem das Feuer ausgebrochen war. Gleichzeitig mit dem Hissen des Signals blies der Wachhabende in ein Horn und wenige Minuten nach dem Alarm waren die nächstgelegenen Löschzüge unter heftigem Geläute bereits auf dem Wege zur Brandstelle. Jeder Feuerwehr-Distrikt verfügte über ausgewählte Pferde einheitlicher Hautfarbe. In dem Einen waren es Rappen, im anderen Falben usw. Durchwegs sind es kräftige, gut gehaltene Pferde gewesen. Auch in jeder anderen Beziehung war die Moskauer Feuerwehr in glänzendem Zustande.

Soweit die Ausführungen meines Schwiegervaters. Dem, was er über die Moskauer Feuerwehr geschrieben hat, möchte ich beifügen, dass ihre Wachttürme nicht ausschliesslich dem Signalisieren von Feuerausbrüchen gedient haben. Als Manja und ich noch in die Schule gingen und zum Frühstück ins Esszimmer kamen, aus dessen Fenstern der Mast des Feuerwehrturmes zu sehen war, galt diesem unser erste Blick. Und nicht weil wir uns für Feuerbrünste interessierten, sondern in der Hoffnung, eine weisse Kugel auf ihm zu erblicken. Dieses Zeichen bedeutete "schulfrei" und wurde gehisst, wenn die Temperatur unter 27 Grad Réaumur (ca. 33 Grad Celsius) gesunken war. Leider wurden unsere Erwartungen immer wieder getäuscht, denn nur sehr selten ist es in Moskau so kalt.

Meine Schule war das renommierte private Gymnasium Polivanow, das ich acht Jahre lang besuchte. Zwei Söhne von Tolstoj sind bei Polivanow erzogen worden und ein Enkel des grossen Mannes, ein völliger Nichtsnutz, ist eine Zeitlang mein Mitklässler gewesen. Doch hatte die Schule, als ich sie besuchte, ihre Glanzzeit längst überlebt. Die Unterrichtsklassen waren nur schwach belegt und das ist der Hauptgrund gewesen, warum meine Eltern gerade diese Lehranstalt für mich auswählten. In Folge einer Trommelfell-Perforation hörte ich schlecht und sie hofften, dass ich dem Unterricht besser würde folgen können, wenn die Klasse nicht zu viele Schüler hat.

Das Polivanow-Gymnasium befand sich in einem für Schulzwecke völlig ungeeigneten Gebäude - dem früheren Palais des Fürsten Rumjantzew. Nur der grosse Prachtsaal der

repräsentativen Behausung, nun Gymnastik- und Rekreationsraum geworden, entsprach den an ihn gestellten Anforderungen. Dagegen war die Lage der Unterrichtszimmer in der, in alten Luxusbauten üblichen, Salon-Filade denkbar ungünstig. Sechs davon, angefangen mit der ersten und bis zur sechsten Klasse, waren in dieser Zimmerreihe ohne Korridor-Verbindung untergebracht worden. Musste ein Erstklässler während der Stunde auf's Klo, so war er gezwungen, 5 höhere Klassen zu durchqueren, wodurch auch in diesen der Unterricht gestört wurde. Nur die zwei letzten Klassen befanden sich in kleinen Wohnräumen der früheren Dienerschaft und waren einzeln zugänglich.

Wir, Privatgymnasiasten, trugen schwarze Uniformen, aber nur in der Schule. Uniformmäntel besaßen wir nicht. Anders die Schüler der staatlichen Gymnasien. Sie unterstanden einem militärähnlichen Regime, ihre Kleidung war grau und musste auch ausserhalb der Schule getragen werden. Auch mussten sie stets einen Schülerschein bei sich haben. Wenn sie sich irgendwo ein ungebührliches Verhalten erlaubten und von einem Lehrer, z.B. beim Rauchen erwischt wurden, durfte er ihnen ihre Schülerschein abverlangen, was für sie sehr unangenehme Folgen haben konnte.

Das private Mädchen-Gymnasium, das von meiner Schwester Manja besucht wurde, ist eine hervorragende Bildungsanstalt gewesen. Es ist von einem Idealisten-Ehepaar Alfjoroff gegründet und geleitet worden. Beide waren fortschrittliche Lehrer und Erzieher. Leider haben diese vorzüglichen Menschen die Revolution nicht überlebt - sie sind verhaftet und erschossen worden. Als dies geschah, hatte meine Schwester ihre Matur bereits bestanden und war als Studentin der Moskauer Frauenuniversität in der medizinischen Fakultät immatrikuliert. Etwas derart Fortschrittliches hat es in Moskau vor der Revolution gegeben!

Krieg und Revolution

Als der Krieg 1914 ausbrach, war Russland in keiner Weise darauf vorbereitet. Die allgemeine Mobil-Machung wurde durchgeführt, doch bald mangelte es an allem, was für die Kriegsführung notwendig war. Der Regierung blieb nichts anderes übrig, als auf die freiwillige Hilfe der Bevölkerung zurückzugreifen. Auf private Initiative entstand spontan der "Semgor", eine riesige, ganz Russland umfassende Dachorganisation, der in Stadt und Land gebildeten Bürgervereinigungen. Der "Semgor" nahm alles in die Hand, was sich für die Kriegsführung als notwendig erwies und nicht direkt den Militär-Behörden unterstand, respektive von diesen nicht bewältigt werden konnte.

Semgor-Mitarbeiter bekamen eine eigene para-militärische Uniform mit Rang-Abzeichen und wurden oft, auf Grund ihrer Unentbehrlichkeit vom eigentlichen Militär-Dienst befreit. Das hatte zur Folge, dass viele eine Tätigkeit im Semgor anstrebten, um sich vom Dienst an der Front zu drücken. Front-Kämpfer hielten nicht viel von ihnen und nannten sie spöttisch Sem-Husaren.

Doch in der ersten Zeit der Kriegsanstrengungen hat der Semgor enorm viel geleistet. Von einer Welle echtem Patriotismus getragen, war es ihm gelungen, die besten Kräfte des Landes zu mobilisieren, die mit Erfolg dort improvisierten, wo die Bürokratie versagt hatte. Andererseits wurde natürlich auch viel gefuscht, da die Organisations-Arbeit oft in den Händen von Menschen lag, die sich mit Herz und Seele ihrer Aufgabe widmeten, denen aber die notwendigen Fachkenntnisse völlig fehlten.

Das war z.B. der Fall, als Riesemann, ein Musik-Freund meiner Tante Lily, einen verantwortlichen Posten beim Semgor bekam und sich um die Brotversorgung der Armee kümmern musste. Riesemann, den wir "Putzenka" nannten, war ein bekannter Musik-Kritiker, hatte aber von praktischen Dingen keine Ahnung. Er liess sich vom Patriotismus der Unternehmer der Bäckerei-Branche sehr beeindrucken.

Mit Begeisterung erzählte er von Kaufleuten, mit denen er die Lieferungsverträge abzuschliessen hatte. Sie hatten sich bereit erklärt, gegen eine Lieferung von Mehl eine gleiche Gewichtsmenge fertig gebackenen Brotes an die Armee zu liefern, ohne etwas für das Backen zu berechnen. Von der beim Backen eintretenden Gewichtszunahme hatte Riesemann nie gehört und es entging ihm völlig, dass das Angebot der "patriotischen" Kaufleute für diese ein recht einträgliches Geschäft bedeutete.

Am schlimmsten stand es um die Betreuung der in enormer Zahl von der Front eintreffenden Verwundeten. In dieser Beziehung war nichts vorgesehen worden und die Behörden sahen sich gezwungen, Private durch einen Aufruf um Hilfe zu bitten. Verwundete sollten in Privat-Wohnungen in provisierten Lazaretten aufgenommen werden. Schnell-Kurse für medizinisches Pflegepersonal wurden organisiert.

Meine Mutter war sofort bereit, das Ihrige zu tun. Während sie selbst Krankenpflegekurse besuchte, wurde unsere Moskauer Wohnung zur Aufnahme eines Hilfs-Lazarett entsprechend umgebaut. Wir bewohnten damals eine ganze Etage im dreistöckigen Privat-Haus von Schlippe. Die Wohnung bestand aus etwa 10 Zimmern und einigen Mansarden für das Dienstpersonal.

Die Zimmer waren recht gross, so dass mehrere davon unterteilt werden konnten. Ein Teil der Wohnung blieb uns vorbehalten, der andere wurde in ein Lazarett umgewandelt. Dieses hatte zwei grössere Mannschafts-Räume, einen Aufenthaltsraum, ein Verbandszimmer, drei Einzel- resp. Doppelzimmer für Offiziere und ein Badezimmer. Gekocht wurde in unserem Teil der Wohnung. Insgesamt konnten 25 Soldaten und 4 Offiziere aufgenommen werden.

Das Lazarett wurde täglich von einem Arzt besucht, sonst aber bestand das Pflegepersonal aus meiner Mutter und der sehr erfahrenen Hebamme, die seinerzeit bei der Geburt von uns allen geholfen hatte. Den Zimmer-Dienst versah eines unserer Dienstmädchen. Das Lazarett funktionierte vorzüglich und die Patienten waren sehr zufrieden.

Anders als in Militärspitälern, wurden die Wünsche der Verwundeten sehr zu Herzen genommen. Mama versuchte stets, ihnen ein Wiedersehen mit der Familie zu ermöglichen, bevor sie entlassen wurden und zur Front zurückkehren mussten. Wenn es nicht auf legale Weise ging, wurden sie schwarz, ohne Kenntnis der Militärbehörden, für einige Tage nach Hause entlassen. Es wurde abgesprochen, wann sie zurück sein mussten und keiner hat das in ihn gesetzte Vertrauen je missbraucht.

Das mit den temporären Schwarz-Entlassungen verbundene Risiko einer Entdeckung nahm Mama willig auf sich und konnte es auch tun, da keine strenge Militärkontrolle existierte. Nur ein einziges Mal erschien plötzlich ein General a.O., der Fragen stellte und alles sehen und wissen wollte. Sein Hauptanliegen war die Sorge, dass die Soldaten bei uns zu sehr verwöhnt wurden. Beim Verlassen unserer Wohnung sagte er: "Ich hoffe, dass sie bei Ihnen kein "blanc mangé" zu essen bekommen!"

Meine ältere Schwester, Manja, in einem Schnellkurs zur Rotkreuz-Pflegerin ausgebildet, arbeitete in einem Sanitätszug, der die Verwundeten aus den Militärspitälern in Frontnähe nach Moskau brachte. Der Zug, wie so vieles andere, war dank Privatinitiative zusammengestellt worden. Alles improvisiert und dementsprechend primitiv. Eine Reihe gewöhnlicher "Tepluschki", einfache Güterwagen, in welche ein Ofen hineingestellt und Pritschen eingebaut worden waren.

Nur für das Pflegepersonal und den medizinischen Behandlungs-Raum gab es richtige Personen-Wagen. Zwischen den einzelnen "Tepluschki" existierte keine Verbindung, so dass eine Pflegerin, die einen der Wagen bestieg, um die Verbände zu prüfen oder zu erneuern, bis zur nächsten Haltestelle darin verbleiben musste und nicht einmal die Möglichkeit hatte, im Not-

fall den Arzt zu Hilfe zu rufen. Recht harte Bedingungen für ein kaum 18-jähriges und dazu nur recht mangelhaft ausgebildetes Mädchen!

Ich selbst war zu Kriegsbeginn noch Schüler der Maturitätsklasse eines Moskauer Privat-Gymnasiums. Ich erwähnte schon, dass ich mir meiner deutschen Abstammung kaum bewusst war. Ich fühlte mich völlig als Russe und erlebte die kriegerischen Ereignisse genau in der gleichen Weise wie meine Kameraden. Als die Nachricht über den Fall der eingekreisten, österreichischen Festung Peremyschl unsere Schule erreichte, war ich der erste, der davon hörte, da ich allein im Turnsaal sass, während meine orthodoxen Mitschüler Religionsunterricht hatten. Ich war voller Jubel und konnte das Ende der Stunde kaum erwarten, um die Siegesnachricht meinen Freunden mitteilen zu können.

Nach der Maturitätsprüfung suchte ich nach einer Möglichkeit, mich für die allgemeine Kriegsanstrengungen nützlich zu erweisen. Ich trat einer Studentengruppe bei, welche die in Moskau eintreffenden Sanitäts-Züge am Bahnhof in Empfang nahm und die Verwundeten auf Tragbahren zu den bereitstehenden städtischen Transportmitteln trug.

Meine Verwandten mütterlicherseits, die weniger russifiziert waren, befanden sich in einer recht schwierigen Lage. Alle Unternehmungen, welche sich in den Händen von Staats-Angehörigen der gegen Russland kämpfenden Länder befanden, sollten nationalisiert werden. Mein Grossvater und sein Sohn, Onkel Hugo, beide in leitender Stellung im Handelshaus Wogau & Co., hatten sich erst nach dem Ausbruch des Krieges entschlossen, die russische Staatsangehörigkeit zu beantragen.

Sie hatten es nicht leichten Herzens und nicht aus Überzeugung getan, sondern nur, weil sie hofften, durch diesen Schritt das Familiengeschäft von der drohenden Verstaatlichung bewahren zu können. Das war nicht leicht, denn es liess sich nicht leugnen, dass die Firma in den Händen von Deutschen lag. Gleich zu Kriegsbeginn war ein russischer Regierungs-Beamter als Kontrolleur der Geschäftsleitung eingesetzt worden und hatte über alles zu bestimmen.

Eine staatliche Kommission, bestehend aus Vertretern von drei Ministerien, wurde mit der Aufgabe betraut, die möglichen Abhängigkeiten der Firma von deutschen Interessen genau zu prüfen und die Frage der Nationalisierung zu entscheiden. Langwierige Verhandlungen mit dieser Kommission, unter Teilnahme von Experten des Staates und Gegenexperten der Firma Wogau, endeten mit dem Regierungsbeschluss, von der Nationalisierung abzusehen; sie wäre für den Staat zu aufwendig gewesen. Damals war es noch undenkbar, eine Enteignung ohne Entschädigung vorzunehmen.

Wanja Rüchardt, der Stiefvater meiner Frau, obwohl weitgehend russifiziert, war dem Pass nach auch Deutscher. Er wurde als Zivilgefangener interniert und in die Ural-Gegend, zuerst nach Sterlitomak, später nach Ufa verschickt. Dort verbrachte er die Kriegsjahre bis 1918 zusammen mit seiner Frau, den zwei jüngeren Kindern, ihrer "Njanja" (Kinderfrau), einer

Köchin und einem Dienstmädchen. Im Sommer mietete die Familie eine Datscha in der Nahe der Stadt, im Winter eine Wohnung in Ufa.

Madja und ihr Bruder, Armand, blieben in Moskau und gingen dort zur Schule. Sie wohnten mit ihrer Erzieherin Kapsa und einem Dienstmädchen bei meinen Grosseltern. In den Ferien fuhren sie zu Besuch nach Ufa. Nach der Revolution blieben sie dort, bis die ganze Familie im Frühling 1918 Russland verliess.

Die Reise von Moskau nach Ufa hat vier oder fünf Mal stattgefunden. Sie dauerte jeweils vier Tage. Zuerst fuhr man per Bahn nach Nischnij Nowgorod, dann ging die Reise mit Schiffen auf der Wolga, Kama und zuletzt der Belaja weiter. Madjas Stiefvater konnte sich über sein Schicksal als Zivilgefangener nicht beklagen. Nach wie vor bezog er sein Gehalt als Mitarbeiter des Handelshauses Wogau und hatte somit keine Geldsorgen.

Seine Bewegungsfreiheit war nur insofern limitiert, dass er sich nicht weiter als hundert Kilometer von Ufa entfernen durfte. Der Gouverneur, ein Mann von hoher Kultur, der elf Sprachen in Wort und Schrift beherrschte, behandelte die in sein Gouvernement verschickten Zivilgefangenen eher als Gäste, denn als Landesfeinde. Sogar ihre Veranstaltungen wie Theatervorführungen und dergleichen, hat er mit seiner Anwesenheit geehrt. So eine "Gefangenschaft" lässt sich wahrhaftig gut ertragen!

Zu Beginn des Krieges hatten auch wir jeden Anlass, mit unserem Dasein in Russland zufrieden zu sein. Doch dann kam die Ernüchterung! Die patriotische Begeisterung der ersten Kriegsjahre war bald verfliegen. Jeder sah, dass schwere Zeiten bevorstanden. Die Stimmung im Lande verschlechterte sich zusehends. Die Unzufriedenheit wuchs. Immer mehr wurde von mangelnden Kriegsvorbereitungen, von Intrigen am Zarenhof und von allen möglichen Missständen und Fehlern gesprochen. Es hiess, dass ungenügend ausgebildete Verstärkungen ohne Waffen an die Front geschickt wurden, dass grosser Mangel an Artillerie, ja an gewöhnlichen Gewehren herrsche, dass Soldaten Waffen gefallener Kameraden auflesen mussten, um kämpfen zu können.

Es war schwer zu glauben, dass allein die Unfähigkeit und der grenzenlose Leichtsinns der Machthabenden Schuld an allen diesen Missständen haben sollten: Es musste Verrat im Spiele sein! Waren es nicht die in Russland lebenden Deutschen oder die Russen deutschen Ursprungs, die ihre Hand im Spiele hatten und, bewusst für den Feind arbeitend, all die unvorstellbaren Missstände verursachten?

Die Verdächtigungen nahmen zuweilen lächerliche und groteske Formen an. Es wurde z.B. gemunkelt, dass die asphaltierten Tennisplätze in Archangelskoje zur Aufstellung deutscher Geschütze erstellt worden seien. Über derartige Gerüchte konnten wir nur lachen. Doch als es klar wurde, dass es sich nicht nur um loses Gerede, sondern um eine organisierte Hetze handelte, verging uns das Lachen. Die Rückschläge an der Front und die Verschlechterung der Stimmung im Volke hatten die Regierenden bewogen, zu einem altbewährten Mittel zu

greifen, um die Volks-Wut wegen begangener Fehler und bestehender Missstände von sich abzuleiten.

Ein "Pogrom" wurde organisiert. Nur sollte es dieses Mal nicht Juden, sondern Deutsche und Russen deutschen Ursprungs treffen. Gleichzeitig hoffte man, den Hass gegen den Feind und den "Patriotismus" der Massen anzuheizen. Es steht ausser jedem Zweifel, dass Polizei und Rechtsextremisten (tschornaja Sotnja = schwarzes Hundert) Anweisungen aus Regierungskreisen erhalten hatten, einen "Pogrom" in Szene zu setzen. Bald bekamen wir den Beginn der Hetze zu fühlen.

Wir erfuhren durch unsere Dienerschaft, dass im benachbarten Dorf Alsufiewo Agitatoren aus Moskau eingetroffen waren, um die Bauern zu Handlungen gegen uns "Deutsche" aufzuwiegeln. Im Namen der Regierung wurde ihnen Straflosigkeit im Falle "patriotischer" Ausschreitungen zugesichert. In unserer Stadtwohnung in Moskau klingelte das Telephon und eine fremde, grobe Stimme zischte drohend: "Wartet nur, wir kommen und bringen die ganze deutsche Brut um!"

Das schreckte uns wenig, denn wir fühlten uns im sicheren Schutz der Kriegsverwundeten unseres Lazarett, die keinerlei Ausschreitungen gegen uns zulassen würden. Doch eine unserer Bekannten, die von diesen Drohungen gehört hatte, war dermassen beunruhigt, dass sie zu unserem Schutze vier Polizisten bei uns einquartierte. In Ermangelung eines geeigneteren Platzes bivaquierten sie hinter der Eingangs-Türe im Vorzimmer. Meine Mutter wusste nichts davon. In später Stunde nach Hause kommend, stolperte sie im dunklen Vorzimmer über die schlafenden Polizisten. Sie erschrak furchtbar, da sie im ersten Moment die am Boden ausgestreckten Gestalten für Leichen hielt.

Die übertriebene Besorgnis unserer Bekannten angesichts der Vorgänge in der Stadt war durch aus verständlich. Unter dem zur Schau getragenen Vorwand patriotischer Manifestationen wälzten sich Volkshaufen durch Moskaus Strassen. Am Kopf des Zuges Nationalfahnen und Zarenbilder, getragen von begeisterten Adepten des "schwarzen Hunderts" - an dessen Ende plündernder Mob, der die Schaufenster im voraus bestimmter "deutscher" Geschäfte einschlug. Die Polizei erwies den Fahnen und den Zaren-Bildern die ihnen gebührende Ehre und unternahm nichts, um das Plündern der Geschäfte zu verhindern. Anscheinend hatte sie entsprechende Anweisungen erhalten.

Unweit von unserer Wohnung wurde der deutsche Konditorladen "Einem" verwüstet und ausgeraubt. Dass auch die französische Konkurrenz "Siou" das gleiche Schicksal traf, beruhte sicher auf einem Regiefehler!

Meine Eltern waren bekannte Vertreter der Moskauer Gesellschaft und hatten gute Verbindungen zu hohen Regierungskreisen. Doch als sie versuchten, zum Schutze von Lipowka Hilfe in Moskau zu erhalten, konnten sie nichts ausrichten. Kein Mensch wollte sie empfangen, der Eine war in einer Sitzung und durfte nicht gestört werden, der Andere war

krank, ein Dritter verweist; helfen wollte keiner. Es war offensichtlich, dass nicht nur die Polizei, sondern auch höher stehende Beamte einen Wink erhalten hatten, sich nicht einzumischen.

Nur ein einziger Mann war bereit zu helfen, Mamontoff, der "Zar der Wolga". Er gehörte nicht zu den Regierenden, war aber einberufen worden und trug die Offiziersuniform eines Militärarztes. Das Militärische lag ihm ganz und gar nicht. Sein Offizierssäbel war eine Blechatrappe, über die er sich gern lustig machte. Die Klinge konnte im rechten Winkel gebogen werden und blieb dann in dieser Lage. Mamontoff demonstrierte oft, wie er, ohne sich selbst einer Gefahr aussetzen zu müssen, mit seiner rechtwinklig gebogenen Waffe einen Feind um eine Hausecke herum erstechen würde.

In unserer kritischen Lage erwies sich dieser grosse Krieger als hilfsbereiter und selbstloser Freund. Es gelang ihm und meinem Vater auf einer Bahnstation in der Nähe von Moskau einen Gendarmen aufzutreiben, der - von Mamontoffs Befehlston und Offiziers-Uniform beeindruckt - bereit war, nach Lipowka mitzufahren. Als der Wagen mit seiner auf zwei Mann angewachsenen Militärmacht Lipowka erreichte, wimmelte das Haus bereits von plündernden Bauern. In allen drei Stockwerken rissen Männer und Frauen alles an sich, was sie ergattern konnten und zerstörten, was sie nicht mitzunehmen vermochten. Ganze Bündel hastig zusammengeraffter Beute wurden aus dem Hause geschleppt. Zum Glück hatten sie den Weinkeller noch nicht aufgebrochen und waren nicht betrunken.

Ein auf Mamontoffs Befehl erfolgter Warnschuss des Gendarmen hatte eine ungeheure Wirkung. Aus allen Türen, ja sogar aus den Fenstern, sprangen Plünderer und suchten das Weite. Im Hause war der Boden überall mit Scherben und zerbrochenen Gegenständen übersät. Sogar die Stoffbezüge der Möbel waren abgerissen, obwohl diese Stofffetzen zu nichts gebraucht werden konnten. Die Möbel waren grösstenteils zerschlagen oder zumindest beschädigt. Das Haus dagegen, aus Beton erbaut, hatte kaum gelitten.

Nachdem die Plünderer vertrieben waren, blieb Mamontoff stundenlang vor dem Hause sitzen. Der Anblick seiner Offiziersuniform flösste den Bauern Respekt ein und genügte, um sie vom Hause fernzuhalten. Doch als der erste Schreck überwunden war und sie merkten, wie schwach die Kräfte der Ordnung waren, begannen sie sich in kleinen Gruppen zusammenzurotten. Im Park versteckt, warteten sie auf eine günstige Gelegenheit, um wieder ins Haus zu gelangen.

Inzwischen hatte mein Vater sich Good Boy, unseren grossen, rassigen Hunter, satteln lassen und ging zum Angriff über. Er bedrängte die herumlungernden Bauern mit seinem Pferd und schlug mit seiner Faust jeden, den er erreichen konnte. Nie hatte er jemanden geschlagen, aber jetzt, in seiner Wut, tat er es so ausgiebig, dass der Rücken seiner rechten Hand mächtig anschwell.

Während derselben Zeit waren auch meine Mutter und meine Schwester Manja auf dem Wege nach Lipowka. Als sie durch Archangelskoje fuhren, wurden gerade die Häuser der ganzen Verwandtschaft geplündert und in Brand gesetzt.

Die Kuhherde meiner Grosseltern war auf der Wiese. Als Manja sah, dass ein Bauer ihren geliebten Bullen, Lenjka, den sie noch als Kalb mit Brotresten gefüttert hatte, von der Herde wegtrieb, sprang sie aus dem Wagen und stürzte sich mit geballten Fäusten auf den Kerl. Dabei schrie sie ihn an: "Wohin treibst du Lenjka, wie wagst du es, treib ihn sofort zurück!" Der Bauer, durch den unerwarteten Angriff eines Mädchens in Schwestern-Tracht völlig überrumpelt, machte sofort kehrt und trieb den Bullen gehorsam zurück.

Ein Zurück zum Kuhstall gab es leider nicht mehr. Als der Wagen bei ihm vorbeifuhr, brannte er bereits lichterloh. Der Weg nach Lipowka war durch eine Gruppe von Bauern versperrt, die den massiven Flügel der Grosseltern durch die Lärchen-Allee schleppten. Der Wagen musste in einem gewissen Abstand im Schrittempo folgen, um sie nicht zu stören. Es musste vermieden werden, die Bauern zu erschrecken, damit sie den schweren Flügel nicht mitten in der Allee fallen lassen und den Weg nach Lipowka unpassierbar machen würden.

Alle Häuser unserer Verwandten in Archangelskoje brannten restlos ab. Nur die steinerne alte Kirche blieb erhalten. Noch heute steht sie, im Innern verwüstet, einsam und verlassen vor der Brandstätte des Hauses meiner Grosseltern.

Man schilderte mir das Verhalten einer Bauernfrau während des Pogroms in Archangelskoje. Sie hatte am Vortage ein Kind in der Anstalt zur Welt gebracht, die mein Grossvater im Nachbardorf für die Bauern hatte erstellen lassen. Es war für sie eine grosse Enttäuschung, dass sie bei der Plünderung nicht dabei sein konnte. "Es ist schon das vierte Kind, das ich bei "ihnen" geboren habe, und da soll ich nichts, nicht einmal eine Tasse, als Erinnerung bekommen und alles Fremden überlassen? jammerte sie. Wahrlich eine seltsame Äusserung von Dankbarkeit und Anhänglichkeit!

Von den Vorgängen auf dem Ruchardtschen Besitz weiss ich von meiner Frau. Dort befand sich meine Schwiegermutter mit ihren vier Kindern. Meine Frau, damals zwölfjährig, war die Älteste, das Jüngste war noch in den Windeln. Die zwei älteren Kinder wurden von der Gouvernante Kapsa betreut, die jüngeren von der Njanja (Kindermädchen). Das Haupt der Familie, Wanja Ruchardt, war zur Zeit des Pogroms in Moskau interniert.

Am Tage vor dem Pogrom waren einige Bauern aus dem Nachbardorf Lupicha gekommen, um vor einer bevorstehenden Brandstiftung zu warnen. Sie rieten, das Haus so bald wie möglich zu verlassen. Meine Schwiegermutter wollte nicht glauben, dass das Haus wirklich geplündert werden sollte, doch hielt sie es für ratsam, Archangelskoje zu verlassen. Sie nahm nur Reisegepäck mit, liess sonst alles, sogar ihren persönlichen Schmuck, in der Datscha und fuhr mit der Njanja und den zwei jüngeren Kindern nach Moskau.

Die beiden älteren schickte sie mit Kapsa an die Wolga, in unsere Udiralowka Datscha. Sie meinte, dort würden sie in Sicherheit sein. Aber schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft trafen Gerüchte ein, dass auch hier Ausschreitungen gegen das "deutsche Pack" vorbereitet würden. Kapsa beeilte sich, mit den ihr anvertrauten Kindern nach Moskau zu fahren. Das war klug von ihr, denn kaum hatten sie Udiralowka verlassen, als dort tatsächlich mit Heugabeln bewaffnete Bauern erschienen. Da sie aber das "deutsche Pack" nicht antrafen, zogen sie wieder von dannen.

Inzwischen war auch in Archangelskoje das Rūchardtsche Haus geplündert und verbrannt worden. Die zurückgebliebene Dienerschaft und der Gärtner sollen versucht haben, einiges aus der herrschaftlichen Habe zu retten. Merkwürdigerweise bestand das "gerettete" Gut einzig aus einigen Divan-Kissen und Krokett-Kugeln.

In Lipowka gelang es den Bauern nicht mehr, ins Haus einzudringen. Am nächsten Tag war der Spuk vorbei. Auf Befehl von oben hatte der Pogrom sein Ende gefunden. Nun begann etwas ganz Eigenartiges: Die gleichen Menschen, die noch am Vortage nicht zu erreichen gewesen waren, überboten sich in ihrer Bereitschaft, uns zu helfen und für Ordnung zu sorgen.

Von allen Seiten trafen in Lipowka Militär, Polizei und Autos verschiedener Körperschaften ein. Gegen Ende des Tages waren eine Abteilung berittener Polizei, eine halbe Hundertschaft Kosaken und nahezu ein Dutzend Autos eingetroffen und wir wussten nicht, was mit all den Leuten anzufangen.

Nach dem Pogrom begann mein Vater mit der ihm eigenen Energie, alles wieder in Ordnung zu bringen. Er hatte sich zur Aufgabe gestellt, die Folgen der Plünderung restlos zu beseitigen und den ursprünglichen Zustand seines Besitzes wieder herzustellen. Die Möbel wurden repariert und frisch bezogen, zerschlagene antike Stücke kunstvoll geflickt. Eine Glasfabrik erhielt den Auftrag, unsere geschliffenen Gläser, von denen nur wenige den Pogrom überlebt hatten, genau nach den unversehrt gebliebenen Exemplaren neu anzufertigen. Mit einem Wort, alles, bis ins letzte Detail, wurde wieder instand gesetzt, als sei die Plünderung nur ein schlechter Traum gewesen. Dank dem konnte unsere Familie die kurze Zeitspanne vor der Revolution in gewohnter Weise in Lipowka verbringen.

Für mich persönlich war der Pogrom ein grosser Schock. Es war mehr wie schmerzlich, in meiner russischen Heimat in die Lage eines unerwünschten Ausländers gedrängt zu werden. Doch fühlte ich mich nach wie vor als Russe. Dementsprechend habe ich mich auch verhalten. Nach Beendigung des Gymnasiums wurde ich als Student an der Moskauer Universität immatrikuliert. Ich wollte zwei Studiengänge absolvieren, erst Naturwissenschaften an der Universität studieren, dann die Agronomie-Hochschule besuchen, um ein gut ausgebildeter Landwirt zu werden. Doch habe ich wenig Zeit gehabt, mich dem Studium zu widmen. Ich musste mit der bevorstehenden Einberufung in den Militärdienst rechnen.

Alle meine Versuche, mich der bevorstehenden Einberufung durch Eintreten in eine Kavallerie-Offiziersschule zu entziehen, hatten keinen Erfolg. Sie scheiterten an meiner deutschen Abstammung und dem deutschen Doppelbürger-Gesetz, das einem Deutschen erlaubte, eine fremde Staatsangehörigkeit anzunehmen und dessen ungeachtet Deutscher zu bleiben. Die bestehende Möglichkeit eines Doppelbürgertums hatte zur Folge, dass man nicht wissen konnte, ob man es mit einem echten, oder nur mit einem Schein-Russen zu tun hatte und alle deutschstämmigen Russen wurden verdächtig, eventuell doch verkappte Feinde zu sein. Das hatte die russische Regierung beim Kriegsausbruch veranlasst, deutschstämmige Bürger den Juden gleichzustellen, indem sie zwar militärpflichtig blieben, aber einen Offiziersrang nicht bekleiden durften.

Die Freundin meiner Mutter, mit der zusammen unsere "Udiralowka" an der Wolga betrieben wurde, glaubte eine Ausnahme für mich erwirken zu können. Eine bessere Befürworterin wäre gar nicht denkbar gewesen, da ihre Schwester, die Gräfin Brassow, mit dem Grossfürst Michail, dem Bruder des Zaren, morganatisch verheiratet war. Doch hat sie nichts erreichen können. Trotz hoher Protektion war keine Offiziersschule bereit mich aufzunehmen.

In "Lipowka" war "Maltschik", zusammen mit den übrigen Reitpferden, von einer Militär-Kommission requiriert worden. Nur einzelne entgingen diesem Schicksal - sie waren schon vorher von Oberst Mamontoff für sein Kosaken-Regiment angefordert worden. Nun rettete er auch mich von der drohenden Zwangsrekrutierung.

Ich wurde als Kriegsfreiwilliger in das sechste Donkosaken-Regiment aufgenommen. Das Regiment befand sich, im Verbands der sechsten Kavallerie-Division, in Reservienstellung hinter der Front. In unmittelbarer Nähe lag die dreizehnte Kavallerie-Division, mit der sechsten unter einheitlichem Kommando zu einem Kavallerie-Korps vereint.

Im Moskauer Offizierskaufhaus kaufte ich eine militärische Ausrüstung und fuhr mit zwei sehr martialisch aussehenden Kosaken, die Mamontoff nach mir geschickt hatte, zu ihm an die Front.

Es ergab sich, dass kurz nachdem ich - ein lediglich als Kosake verkleideter neunzehnjähriger Zivilist - zum Regiment gestossen war, eine Korps-Parade bevorstand, die vom Zaren persönlich abgenommen werden sollte. Für das grosse Ereignis musste alles Fehlende beschafft, das Vorhandene auf Hochglanz gebracht werden. Viele Lanzen fehlten - im Positionskrieg waren sie für abgessene Kavallerie nur unverwendbarer Ballast, weshalb sich viele Soldaten ihrer entledigt hatten. Nun mussten sie für die Parade neu beschafft werden. Das besorgte die unter den Mannschaften vorhandenen Schreiner und Maler: Lanzenattrappen wurden aus Holz geschnitzt und bemalt.

Mamontoff meinte, dass es eine Sünde wäre, mich an der Parade nicht teilnehmen zu lassen; die Gelegenheit so etwas zu erleben, wäre einmalig. Reiten könne ich ja. Salutieren mit dem Säbel und sonstige Militärgriffe könnte mir ein Unteroffizier in kurzer Zeit beibringen. Ich

würde ohne Lanze im zweiten Glied reiten und hatte nur das Verhalten meines Vordermannes in allem nachzuahmen. So durfte ich, als totaler militärischer Nichtskönner, an der Zaren-Parade teilnehmen.

Es wäre tatsächlich schade gewesen, dieses unvergessliche Erlebnis zu missen. Niemals mehr wird es möglich sein, eine so imposante Kavallerie-Masse bei einer Parade vereint zu sehen. Zwei Divisionen, bestehend aus je einem Husaren-, Dragoner-, Ulanen- und Kosaken-Regiment, nebst zwei berittenen Batterien, zusammen etwa 10'000 Reiter, ergaben ein recht beeindruckendes Bild.

In breiter Formation, zu den Klängen von acht Militärkapellen, wurde im Schritt, Trab und Galopp an dem Zar aller Russen inmitten einer glänzenden Offiziersgruppe, vorbei defiliert. Ein besonders schönes Bild ergaben die Husaren durch die einheitliche Farbe ihrer Pferde. In der damaligen russischen Armee waren die Pferde der Husaren-Regimenter mit geraden Nummern stets Rappen, mit ungeraden Nummern Grauschimmel. Noch heute sehe ich die nahezu 1'000 Grauschimmel des dreizehnten Husarenregimentes in breiter Formation in meinem Geist vorbeiziehen.

Die Parade fand zweimal statt. Zunächst wurde eine Generalprobe vom korps-kommandierenden General abgenommen. Am nächsten Tage folgte dann die eigentliche Parade vor dem Zaren. Bei der Generalprobe leistete ich mir etwas, das keineswegs zu den Reiter-Taten gehört, mit denen ich bisher geprahlt habe. Glücklicherweise geschah es während der Generalprobe, sonst hätte ich womöglich die ganze Zaren-Parade blamiert. Bei meiner allzu kurzen militärischen Instruktion vor der Parade wurde mir nicht gesagt, dass beim Parade-Reiten niemals "englisch", sondern nur "deutsch" getrabt werden durfte. Beim Deutsch-Traben überlässt man seinen Körper dem natürlichen Rhythmus der Pferde-Bewegungen, beim Englisch-Traben hebt sich der Reiter in den Steigbügeln nach jedem zweiten Schritt, was einer gewissen Entlastung des Pferdes dient.

Ich war an Englisch-Traben so gewöhnt, dass es mir gar nicht in den Sinn kam, mich anders zu verhalten. Der Rhythmus der Bewegungen meines Vordermannes kam mir nicht zum Bewusstsein. Dem die Parade abnehmenden Korps-Kommandanten fiel mein Fehlverhalten sofort auf. Die vor ihm defilierende Reitermasse überschauend sah er die Köpfe der Reiter in einer glatten Fläche, die in regelmässiger Kadenz durch einen einzelnen Kopf, den meinen, immer wieder durchbrochen wurde. Es gab ein fürchterliches Donnerwetter, Mamontoff bekam einen strengen Verweis und wurde dafür gerügt, dass in seinem Regiment irgend ein Idiot während der Parade englisch getrabt hatte. Wer dieser Idiot gewesen sei, wurde glücklicherweise nicht festgestellt und Mamontoff, der es natürlich wusste, liess die Sache nicht untersuchen.

Nach der Parade wurden die höheren Offiziere, darunter auch Mamontoff, zu einem Essen im Sonderzug des Zaren eingeladen, in dem er an die Front gekommen war. Beim Essen beging

Mamontoff eine Ungeschicklichkeit. Wie am Hofe üblich, waren auf dem Tisch "Kuwaka" Flaschen aufgestellt. "Kuwaka" war ein Mineralwasser mässiger Qualität, das aber aus einer in Zarenregie bewirtschafteten Quelle stammte. Das war der Grund, warum das Getränk bei Hofe höchstes Ansehen genoss. Der brave, ahnungslose Mamontoff kannte die Zusammenhänge natürlich nicht. Als ihm, nach etlichen Glasern guten Weines "Kuwaka" eingeschenkt wurde, sagte er mit lauter Stimme: "Dieses Dreckszeug trinke ich nicht!". Grosses Entsetzen seiner Tischnachbarn!

Mamontoff selbst bemerkte seine Entgleisung nicht, er war mit etwas anderem beschäftigt: Der Zar hatte sich lobend über das Pferd des Anführers der sechsten Hundertschaft seines Regimentes geäussert. Es war unser "Jaurox". Ich erzähle es nicht, um die Qualitäten des Pferdes hervorzuheben, sondern die verblüffende Fähigkeit des Zaren, die es ihm erlaubte, unter vielen Tausenden von Pferden ein wirklich gutes Tier auf Anhieb zu erkennen.

Auch Mamontoffs Neffe, Nikolaj Nikolaevitsch Kokowzew, war kurz vor der Zaren-Parade zu uns gekommen und, gleich mir, dem sechsten Donkosaken-Regiment einverleibt worden. Ausser der kurzen und stupiden Dressur vor der Parade wurde von uns keinerlei militärische Betätigung verlangt. Wir lebten in einer sehr informellen Wohngemeinschaft mit Mamontoff und seinem Schwager, dem Brigade-General von Stempel.

General von Stempel war, militärisch gesehen, eine völlige Null. Seine sonore Stimme befähigte ihn, die übliche Begrüssung seiner Soldaten "sdorowo Rebjata", wohlauf Jungens, von einem Ende einer ausgerichteten Kavallerie-Formation bis zum anderen Ende erschallen zu lassen: das war aber schon alles.

Als Brigade-General war er offiziell Mamontoffs Vorgesetzter. De facto aber war er sowohl in militärischer wie auch in privater Beziehung völlig von ihm abhängig. Der General hatte sein eigenes und auch die Vermögen seiner zwei Frauen restlos verjubelt. Nun hatte ihn seine zweite Frau an die Kandarre genommen und behandelte ihn mit äusserster Strenge. Sein ganzer Lohn wurde ihm, bis auf drei Rubel pro Monat, vorenthalten. Es blieb ihm daraufhin nichts anderes übrig, als äusserste Sparsamkeit zu üben und sich mit der Militärkost, auf die er Anrecht hatte, zu begnügen, oder bei seinem sehr freigebigen Schwager Mamontoff zu schmarotzen. Er zog das Letztere vor.

Den gemeinsamen Haushalt besorgte Mamontoffs tüchtiger Bursche, der es verstand, die eintönige Regimentskost durch Geflügel und dergleichen zu bereichern. Die sich nötig erweisenden Ausgaben wurden allein von Mamontoff bestritten. Der General war stets Nutzniesser. Nur beim Teetisch bewahrte er eine gewisse Selbständigkeit, indem er eigenen Stück- Zucker, deren Anzahl streng kontrolliert wurde, und gewisse Zutaten, wie z.B. Moosbeeren-Saft, privat konsumierte. Stand aber eine mit Quartierwechsel verbundene militärische Dislokation bevor, so wurden die Privatvorräte regelmässig Mamontoff geschenkt. Das hing

damit zusammen, dass von Stempel seinen Stolz darauf setzte, sich immer streng an das Militär-Reglement zu halten.

Für die persönliche Habe eines Brigade-Generals war eine "Dwukolka" vorgeschrieben, ein auf zwei Räder montierter, nicht allzu grosser Kasten. Der General besass aber unter anderem auch noch eine sperrige Zither, auf der er täglich stundenlang und immer gleich falsch zu spielen pflegte. Alles in den reglements-konformen engen Kasten unterzubringen war schwierig, daher das "Geschenk" an Mamontoff, der einen völlig reglementswidrigen, von zwei Pferden gezogenen Bauernwagen benutzte. Darin war reichlich Platz für unsere ganze Wirtschaft, samt Samowar, Pfannen und dergleichen. Natürlich konnten auch die Privat-Vorräte des Generals darin untergebracht werden.

Ins neue Quartier eingezogen, dauerte es nicht lange, bis der General mit den Worten: "Ich glaube es war noch ein Rest Moosbeeren-Saft da!" auf sein "Geschenk" zurückgriff. Das Fläschchen wurde ihm ausgehändigt, aber erst nachdem Kokowzew den Inhalt zur Hälfte mit Essig-Essenz verdünnt hatte. Diese scheussliche Mischung wurde nun täglich von dem zur Sparsamkeit erzogenen General als Tee-Zusatz benützt. Immer wieder sagte er dabei: "Es scheint, dass auch Moosbeeren-Saft sauer werden kann, wer hätte das gedacht!" Solche Bemerkungen ergötzten nicht nur uns dumme Jungens, sondern auch Mamontoff, der keinerlei Sympathie fürs seinen Schwager empfand.

Mit der Zeit wurden Streiche auf Kosten des Generals zu unserem beliebtesten Zeitvertreib. Besonders, als wir längere Zeit in einem gutbürgerlichen Hause einquartiert waren und nichts zu tun hatten. Mamontoff und von Stempel schliefen in dem einen Zimmer, Kokowzew und ich nebenan. Beide Zimmer waren durch eine Türe verbunden, die offen blieb. So konnten wir allabendlich die Gespräche des Generals mit seinem Burschen vor dem Schlafengehen belauschen. Es ging meistens um die wichtige Frage, was am nächsten Tage anzuziehen sei, ob die Wäsche weiter benützt werden könne, oder frische hervorgeholt werden muss.

Da der Bursche so gut wie stumm blieb, hörten wir nur den General, der stets in der Mehrzahl von sich selber sprach. So hiess es zum Beispiel: "Was werden wir morgen anziehen, ist unsere Unterhose noch zu gebrauchen?" und so weiter. Allein schon diese Gespräche belustigten uns im höchsten Grade. Darüber hinaus dachten wir uns ständig etwas aus, um uns auf Kosten des Generals zu vergnügen.

Wir kannten seine Angst vor Mäusen und erzählten ihm deshalb lauter Mäusegeschichten, was ihn veranlasste, Schutz-Massnahmen zu treffen. Er befahl seinem Burschen, eine Mäusefalle aufzustellen, die er öfters mit Interesse und Spannung inspizierte. Nun warteten wir mit Ungeduld das Ende der abendlichen Gespräche im Nebenzimmer, das "Gute Nacht" von Mamontoff und das Löschen der Kerzen ab.

Kaum war Dunkelheit und völlige Stille eingetreten, als einer von uns auf einem Holz-Schemel mit der flachen Hand das Geräusch einer zuklappenden Falle nachahmte, wonach

wir gespannt auf die Vorgänge im Nebenzimmer lauschten. Eine Kerze wurde angezündet und man hörte den General in seinen Nachtpantoffeln zur Mausefalle schlurfen. Dann die Stimme Mamontoffs: "Popalaszj?", Erwischt?, und die Antwort von Stempels: "Nein, ich glaube, ich bin erwischt worden!" Das war noch ein harmloser Scherz.

Viel schlimmer war der nächste. Wir hatten in Erfahrung gebracht, dass der General, zu bequem, um nachts das Örtchen aufzusuchen, das sich ausserhalb des Hauses befand, und zu militärisch empfindend, um ein Nachtgeschirr zu benutzen, sich auf eigenartige Weise zu helfen wusste. Ohne Licht zu machen, bestieg er in der Dunkelheit ein Fensterbrett und verrichtete sein Pipigeschäft einfach aus dem Fenster hinaus. Das fanden wir völlig unzulässig und beschlossen, es ihm abzugewöhnen. Es gelang uns, ohne dass der General es merkte, ein Blatt Fliegenpapier auf das Fensterbrett zu legen.

Die damals in Russland gebrauchten, grossen Fliegenpapiere waren mit einer ungemein resistenten und klebrigen Masse bestrichen. Mitten in der Nacht hörten wir einen ungewöhnlichen Lärm im Nebenzimmer. Sofort zündeten wir unsere Kerzen an und wollten wissen, was los sei. Das sich uns bietende Bild war überwältigend: Der General stand im Nachthemd auf dem Fensterbrett und versuchte krampfhaft, das Fliegenpapier abzustreifen, das an seinen beiden Füssen klebte!

Aber auch ohne unser Zutun hatte von Stempel die Fähigkeit, uns zu erheitern. So versuchte er zum Beispiel, sich an unseren abendlichen Schneeübungen zu beteiligen. Mamontoff meinte, es wäre gesund und angenehm, abends vor dem Schlafengehen völlig nackt auf dem verschneiten Wege eine Strecke zu laufen, sich im Pulverschnee zu wälzen und dann schnell nach Hause zu rennen und ins Bett.

Diese Übung wurde allabendlich von Mamontoff und uns Jungen durchgeführt. Der General sah erst nur zu, wollte dann aber selber auch mitmachen. Nur fand er Wälzen im Schnee übertrieben. Auch das Barfusslaufen auf dem gefrorenen Weg lehnte er ab. Deshalb zog er sich zwar gleich uns nackt aus, behielt aber seine kniehohen schwarzen Filzstiefel an. So ausgerüstet lief er keuchend und mit hängendem Bauch uns nach.

Man stelle sich die Gefühle des Wachtpostens bei der Regimentsfahne am Eingang unseres Wohnquartiers vor! Was wird der wohl gedacht haben, wenn vier nackte Gestalten, voran sein Regiments-Kommandant, in der arrière-Garde der Brigade-General, an ihm vorbeilaufen? Ehrenbezeugungen an nackte Vorgesetzte wurden von ihm nicht erwartet, doch durfte er nicht lachen, wenn auch der General bei dieser Übung ein unvergesslich komisches Bild bot.

Was mich betrifft, so haben sich diese zwei Bilder für immer in mein Gedächtnis eingegraben: General von Stempel, nackt und schwer atmend in seinen schwarzen Filz-Stiefeln durch den Schnee laufend; General von Stempel im Nacht-Hemd auf dem Fensterbrett, im Kampf mit dem Fliegenpapier!

So ruhig und idyllisch ist unser Dasein nicht immer gewesen. Es gab auch grössere Dislozierungen mit langen Kavalleriemärschen. Auch hatte die abgessene Division zeitweise einen Frontabschnitt an Stelle der Infanterie zu halten, so dass wir die Bekanntschaft mit Schützengräben und Wohnbunkern machten. Richtige Kavalleriekämpfe sind uns aber erspart geblieben und an Kampfhandlungen im Sattel habe ich nie teilgenommen.

Nach etwa einjährigem Dienst als Gemeiner wurde ich für einige Wochen nach Petersburg abkommandiert. Dort unterzog ich mich einem Offiziersexamen.

Zur Umgehung des gegen Deutschstämmige gerichteten Gesetzes wurde ich nicht auf Grund der Prüfung, die ich bestanden hatte, sondern "für tapferes Verhalten vor dem Feinde" durch Armeebefehl in den Offiziers-Rang erhoben. Bei Helden-Taten, auch wenn sie nur auf dem Papier begangen wurden, gab es keine Fragen nach der Abstammung des Helden.

Als Offizier habe ich die Uniform der allgemeinen Armeekavallerie getragen. An die Front zurückgekehrt, wurde ich als Beobachter einer Batterie unserer Division zugeteilt. Zu meiner grossen Freude konnte ich, wenn die Batterie in Reserve stand, auf "Good Boy" und dazu noch im englischen Sattel reiten. Das Pferd hatte seine Spring-Begabung nicht eingebüsst. Bei einem Spazier-Ritt stiess ich per Zufall auf ein Gelände, auf dem am Vortage eine Spring-Konkurrenz stattgefunden hatte. Die Hindernisse waren noch aufgestellt und wurden sämtliche von "Good Boy" ohne einen einzigen Fehler genommen; eine erstaunliche Leistung für ein Pferd, das nicht im Training war. Während der Spring-Konkurrenz war das keinem der Teilnehmer gelungen.

Die erste Kunde von der Russischen Revolution erhielten wir von den Deutschen. Triumphierend streckten sie aus ihrem Schützengräben ein Plakat, darauf in russischer Sprache die Worte "Militärsturz in Petrograd". Die verheerenden Folgen der Revolution liessen nicht auf sich warten - die Disziplin wurde untergraben und die Armee zeigte immer deutlichere Verfalls-Erscheinungen. Die Soldaten hatten den Krieg satt und wollten nach Hause. Das Kosaken-Regiment löste sich aus dem Verband der Division und trat den langen Ritt Richtung Don-Gebiet an.

Auch ich wollte nach Hause. Der berittenen Batterie nur provisorisch zugeteilt, gehörte ich offiziell immer noch der Kosakenformation an. Deshalb war für mich der Weg ins Zivilleben nur über das Kosakenregiment möglich. Nach Überwindung des Widerstandes des Soldaten-Rates der Batterie konnte ich mich von ihr trennen und durfte zu den Kosaken reiten. Indessen war das Regiment bereits seit mehreren Tagen unterwegs. Ich versuchte, es auf "Good Boy" einzuholen, musste aber bald dieses aussichtslose Unterfangen aufgeben. Statt weiter zu reiten, überredete ich mit Hilfe einiger Geldscheine den Fahrer eines Stabsautos, mich in südlicher Richtung etwa 100 Kilometer mitzunehmen. Gemäss Militärauftrag hätte er zwar nach Norden fahren sollen, das schien ihn aber wenig zu stören.

Nun musste ich mein Pferd loswerden. So weh es mir tat, ich war gezwungen, es zu verkaufen. Das erwies sich als keine leichte Aufgabe. Ein Bauer wollte zwar das stattliche Pferd als Ackergaul erwerben, nahm aber an seinem gestutzten Schweif Anstoss. Mit Recht beteuerte er immer wieder, dass ihn, des so schändlich verstümmelten Tieres wegen, das ganze Dorf auslachen würde. Deshalb bot er einen lächerlich niedrigen Preis, weit unter demjenigen gewöhnlicher Ackerpferde. Ich war aber in einer Zwangslage, in der jeder Preis mir annehmbar erschien. Ich musste mich von "Good Boy" trennen und den hervorragenden Springer seinem Ackergaul-Schicksal überlassen.

Mit dem Auto wurde das Kosakenregiment bald eingeholt. Ich traf am Abend ein und fiel mitten in ein grosses Trinkgelage. Als ich die Tür zum Offiziersquartier aufsties, sah ich folgende Szene vor mir: der kleinwüchsige Regiments-Adjutant hielt vor dem Bauch des dicken, kugelrunden Regiments-Kommandeurs, Mamontoffs Nachfolger, einen geladenen Revolver. Dabei wiederholte er lallend immer wieder: "Ich schiess dich tot", worauf er immer wieder die gleiche ruhige Antwort erhielt: "Das wirst du nicht tun". Ich wusste damals noch nicht, dass eine derartige Szene völlig harmlos ist, solange sich kein Nüchterner in den Streit Betrunkener einmischt. Ich versuchte zu intervenieren und den Revolver an mich zu bringen. Beinahe wäre es dadurch zur wirklichen Tragödie gekommen.

Am nächsten Tag erhielt ich das von mir gewünschte Dokument: eine Kommandierung nach Moskau. Damit versehen gelangte ich nach einer bewegten Reise in meine Heimatstadt. Dort zog ich einfach meine Uniform aus und war wieder Zivilist. Mit dem Reiten war es aber leider endgültig vorbei.

Im Buch "Stiller Don", dem Werk des russischen Nobelpreisträgers Scholochow, werden die Offiziere des sechsten Donkosaken-Regimentes erwähnt und, u.a., Oberst Tazin nahmhaft gemacht. Es handelt sich um Mamontoffs Nachfolger, jenen kugelrunden Mann, dessen Auseinandersetzung im besoffenen Zustande mit seinem eigenen Adjutanten ich vorher beschrieben habe.

Im "August 14" von Soltchenitzin, einem anderen russischen Nobelpreisträger, stiess ich auf den Namen von General von Stempel. Als Brigaden-General der sechsten Kavallerie-Division ist von Stempel Tazins Vorgesetzter gewesen. Beide habe ich gut gekannt und es berührte mich merkwürdig, ihre Namen in den so berühmt gewordenen Werken der russischen Literatur anzutreffen. Über Tazin kann ich, abgesehen von der bereits beschriebenen Szene nur berichten, dass er ein sehr tapferer Mann war, der es im feindlichen Feuer verschmähte, sich hinzulegen, da, wie er behauptete, seine kugelfunde Gestalt auch liegend ein gleich grosses Ziel darstelle.

Über von Stempel kann ich nur Anekdoten erzählen, was ich bereits getan habe.

Flucht in die Krim

Als ich von der Front in das inzwischen bolschewistisch gewordene Moskau zurückkehrte, glaubte ich, die Soldaten-Zeit endgültig hinter mir zu haben. Ich vergrub, "für alle Fälle", meinen Armeerevolver in Lipowka, ersetzte meine Uniform durch Zivilkleider und nahm mein Chemie-Studium an der Moskauer Universität wieder auf.

Eine Verordnung der neuen Regierung zwang mich, mein Studium erneut zu unterbrechen. Allen in Moskau weilenden Offizieren wurde befohlen, an einem bestimmten Tag in einer Kaserne zur Registrierung zu erscheinen. Ich ahnte Böses und zog es vor, statt mich zu melden, in unsere Datscha an die Wolga zu fahren.

Dort verbrachte ich meine Zeit mit Angeln und Faulenzen. Eines Tages fiel mir beim Fischen dummerweise meine Briefftasche vom Ruderboot ins Wasser und verschwand mit allen meinen Dokumenten auf Nimmerwiedersehen in der Wolga. In der damaligen unruhigen und gefährlichen Zeit war das ein geradezu unersetzlicher Verlust.

Allzu lang konnte ich nicht an der Wolga bleiben. Ich musste nach Moskau zurück. Inzwischen hatte man dort die Offiziere, die sich gemeldet hatten - es sollen etwa 8000 gewesen sein - sorgfältig registriert und "gesiebt". Die meisten durften nach Hause, ein Teil aber wurde zurückbehalten und in Haft genommen. Ich war froh, mich der Registrierung entzogen zu haben - als Angehöriger einer Kosaken-Einheit wäre ich sicher verhaftet worden.

Nun war ich zwar frei, befand mich aber in einer sehr heiklen Lage. Ohne Personal-Ausweis konnte ich weder auf die Dauer in Moskau bleiben, noch wegreisen. Einen neuen Pass konnte ich nicht verlangen, ohne mich den Behörden zu stellen. Das hätte aber wahrscheinlich zu meiner Verhaftung geführt. Ich sann nach einer Möglichkeit, mich dem Machtbereich der Roten zu entziehen. Unsere Besetzung in der Krim erschien mir als idealer Aufenthaltsort. Die Krim gehörte zu der deutschen Besatzungs-Zone und war für die Bolschewiken unerreichbar. Wie sollte man aber ohne Pass dahin gelangen?

Freunde rieten uns, es mit Geld zu versuchen. Sie kannten gewisse Leute mit guten Beziehungen zu den roten Machthabern, die in der Lage waren, eine mehr oder weniger legale Ausreise zu ermöglichen. Voraussetzung wäre natürlich eine gute Bezahlung. Der Kontakt wurde durch Mittels-Personen aufgenommen und die Bezahlung vereinbart. Ich erhielt die Zusicherung, dass alles nach Wunsch gehen würde, wenn ich einen Passier-Schein von der deutschen Gesandtschaft besorgen könnte. Dieser Schein würde dann als Identitätsausweis zur Ausstellung des neuen Passes dienen. Es schien mir keine schwere Aufgabe zu sein.

Der Bruder meines Vaters war in der deutschen Gesandtschaft tätig. Onkel Ernst hatte bis zum Ausbruch des Krieges als Angestellter meines Vaters in seinem Baumwoll-Mak-

lgeschäft gearbeitet. Die persönlichen Beziehungen zwischen ihm und mir waren die allerbesten. Ich war davon überzeugt, dass er mir in meiner Notlage helfen würde und ging sofort zu ihm. Zu meinem masslosen Erstaunen lehnte er jedoch jede Hilfeleistung glattweg ab. Jetzt noch klingen mir seine Worte in den Ohren: "Du bist russischer Offizier, ich bin deutscher Offizier. Du musst es verstehen, dass ... ". Ich verstand gar nichts und war wie aus den Wolken gefallen.

Unverrichteter Dinge musste ich abziehen und die Helfer vom Scheitern meiner Bemühungen in Kenntnis setzen. Zum Glück liessen sie sich nicht so leicht entmutigen. Ohne den deutschen Passier-Schein vorweisen zu können, waren sie nicht in der Lage, meine Papiere legal erneuern zu lassen. Doch gab es noch andere Möglichkeiten. Natürlich würde das nun mehr Geld kosten und mehr Zeit beanspruchen. Das Geld war kein Problem, die Zeitfrage bereitete mir aber Sorgen. Die Lage wurde für mich immer brenzlicher. Es war ratsam, sobald als möglich aus Moskau zu verschwinden. Es vergingen Wochen, in denen ich mich fast täglich nach dem Stand der Dinge erkundigte. Endlich war es. so weit.

Ausserstande, mir einen auf meinen Namen Ruperti lautenden Pass zu verschaffen, hatten meine Helfer mich unbenannt und mir eine völlig neue Lebensgeschichte verliehen. Aus mir war ein politisch links orientierter, armer Student namens Markoff geworden.

Die Helfer hatten ihre Beziehungen spielen lassen und ihre Freunde davon überzeugt, dass man "Markoff" helfen müsse, zu seinen Angehörigen in die Ukraine zu kommen. Keine schwierige Aufgabe für eine revolutionäre Organisation, deren Hauptanliegen gerade darin bestand, Propagandisten nach der Ukraine zu schmuggeln, um der Revolution auch dort zum Siege zu verhelfen. Aus reine Gefälligkeit sollte es auch "Markoff" ermöglicht werden, den für die Propagandisten vorgesehenen Weg zu benutzen.

Zunächst erhielt ich, oder vielmehr "Markoff", eine "Komandirowka", einen Dienstreise-Ausweis, nach Kursk. Dort befand sich eine Passfälscher-Zentrale der Organisation, welche die "Komandirowka" ausgestellt hatte. Kursk gehörte zwar zur roten Zone, in der die Revolution bereits gesiegt hatte, doch wurde dort noch nach den altbewährten Methoden der Revolutionäre getarnt gearbeitet.

Mit meiner "Komandirowka" und einem alten Koffer, der nur etwas Wäsche, ein paar Bücher und einen schäbigen Mantel enthielt, fuhr ich nach Kursk. In Moskau war mir eingeschärft worden, stets die Rolle eines Studenten aus ärmlichen Verhältnissen zu spielen. Ich durfte zwar einen geheimnisvollen Auftrag jenseits der Demarkations-Linie andeuten, mich aber nicht weiter darüber auslassen. Sollte ich je in Schwierigkeiten geraten, so würde eine Rückfrage bei der "Organisation" in Moskau, die Markoffs "Komandirowka" ausgestellt hatte, seine Identität und meine Angaben bestätigen - ich dürfte mich darauf verlassen. Ich erhielt eine Adresse in Kursk, wo ich mich bei einem alten Revolutionär, Mitglied der Moskauer "Organisation", zu melden hätte.

Inzwischen hatte auch meine Mutter ihre Vorbereitungen getroffen, um ebenfalls nach der Krim zu reisen. Den benötigten Passierschein hatte sie aber nicht von Onkel Ernst, sondern direkt vom deutschen Gesandten, Graf Mirbach, erhalten. Er hatte keinerlei Schwierigkeiten gemacht sondern nur gefragt, für wie viele Personen Passierscheine gebraucht würden. Anstandslos erhielt meine Mutter deren vier - für sich, meine Schwester Vera, ein Dienstmädchen und auch für mich. Meinen Passier-Schein erhielt ich in letzter Minute, bevor ich den Zug nach Kursk bestieg.

Nun besass ich eine "Komandirowka" auf den Namen Markow und einen Passier-Schein auf den Namen Ruperti. Vorsichtshalber liess ich das deutsche Papier in das Futter meiner Mütze einnähen.

In Kursk angekommen, stieg ich in einer Herberge ab und begab mich am nächsten Tage an die angegebene Adresse. Es war eine bescheidene Wohnung in einem Mietshause, einige Treppen hoch. Ich wurde von einem nicht unsympathischen Mann empfangen, der über mein Anliegen bereits informiert war und sich sofort an die Ausfertigung eines Passes machte. Mein Foto wurde in ein altes, gebrauchtes Pass- BÜchlein eingeklebt und meine "früheren Aufenthalts-Orte" durch vorschriftsmässige Eintragungen darin vermerkt.

Die Eintragungen wurden bestätigt durch die entsprechenden Stempel, deren halterlose Gummipfättchen eine auf dem Schreibtisch stehende Schachtel füllten. Bemerkenswert war, dass die Eintragungen nicht nach Gutdünken, sondern an Hand eines Registers gemacht wurden. Der Mann erklärte mir, dass es sich um eine Auswahl von Adressen handle, an welchen der eingetragene Aufenthalt, im Falle einer Nachforschung, auch bestätigt würde. Alle Achtung vor der Arbeit der Untergrund-Organisation. Sie war alles andere als dilettantisch!

Als der Fälscher mir den fertigen Pass überreichte, machte er mich darauf aufmerksam, dass ich eine "Propiska", ein Meldungsvermerk, von der örtlichen Polizei-Behörde der Stadt Kursk brauche. Dann aber besann er sich und sagte: "Ach was, warum sollen Sie ihre Zeit damit vertrödeln", machte die Eintragung selbst und klatschte darauf den Polizei-Stempel, den er natürlich auch hatte. Übrigens sah ich in seiner Stempelschachtel auch den Stempel der deutschen Botschaft, wonach mir das Verhalten von Onkel Ernst noch unsinniger erschien als zuvor.

Nun hatte ich einen völlig einwandfreien Personal-Ausweis. Voll Zuversicht verlangte ich an der Bahnhofskasse eine Fahrkarte nach Charkow. Charkow lag in der damals von Russland abgetrennten Ukraine, in der deutschen Besatzungszone. Statt mir die verlangte Fahrkarte auszuhändigen, wollte der Kassierer erst die Genehmigung des Bahnhof-Revolutionskomitees sehen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als dieses Komitee aufzusuchen und um die Erlaubnis zu bitten.

Als ich vorgelassen wurde, fand ich mich vor einem Dutzend Männer, die an einem langen Tisch sassen. Ich trug mein Anliegen vor und übergab meine "Komandirowka". Der Mann,

der sie in Empfang nahm, betrachtete sie skeptisch und gab sie seinem Nachbarn weiter, der das Gleiche tat. So wanderte mein Papier von einem zum anderen, bis mich einer fragte: "In der Komandirowka steht Kursk geschrieben, warum wollen Sie denn nach Charkow?" Als einzige Erklärung wies ich auf den Stempel der Organisation, die mein Dokument ausgestellt hatte. Ich sagte, ich hätte weder das Recht, noch eine Veranlassung, den Zweck meiner Reise zu erläutern. Falls ihnen die Tätigkeit der Organisation nicht bekannt sei, so sollten sie bitte in Moskau anfragen. Daraufhin nochmals skeptische Frage: "Ja aber Charkow, wenn doch hier Kursk steht?" Mir wurde es immer ungemütlicher, zumal mein Dokument inzwischen bis ans Ende des Tisches gewandert war und auf immer grössere Skepsis stiess.

Eingedenk der Moskauer Anweisungen - "frech auftreten, auf Moskau pochen" - fragte ich in überheblichem Ton, ob die Tätigkeit der Organisation ihnen überhaupt bekannt sei? Wahrscheinlich hatten sie keine Ahnung, wollten es mir gegenüber aber nicht zugeben und noch viel weniger in Moskau anfragen. Sie sagten deshalb, sie wüssten selbstverständlich Bescheid, doch überschritte es ihre Kompetenz, mir eine Ausreisegenehmigung zu geben. Ich sollte mich an das Stadt-Komitee wenden. Darauf verlangte ich meine "Komandirowka" zurück und verabschiedete mich mit den Worten: "Das hättet ihr gleich sagen sollen, statt mich meine Zeit verlieren zu lassen!"

Ich verliess das Zimmer mit riesiger Erleichterung und war fest entschlossen, mich unter keinen Umständen nochmals einem derartigen Spiessrutenlauf freiwillig zu unterziehen, zumal im Stadt-Komitee gescheiterte Männer sein konnten, als auf dem Bahnhof. Ich begab mich wieder zur Bahnhofskasse und verlangte diesmal eine Fahrkarte nur bis zur letzten Station vor der Demarkationslinie, die mir auch ohne weiteres ausgehändigt wurde.

Der Zug war mit Reisenden nach der Ukraine überfüllt. Alles sprach von den bevorstehenden Schwierigkeiten beim Grenzübergang. Es hiess, dass eine sorgfältige Durchsuchung und rigoreuse Passkontrollen vorgenommen würden. Alle möglichen Verstecke, hauptsächlich für geschmuggeltes Geld, wurden besprochen und als untauglich wieder verworfen - nichts würde den geübten Augen der Zöllner entgehen. Wiederholt wurde erwähnt, wie im Futter eines Kleidungsstückes, in Jacke, Hose oder Mütze, eingenähtes Geld entdeckt worden war.

Diese Gespräche veranlassten mich, die Toilette aufzusuchen, um meinen deutschen Passierschein aus dem Futter meiner Mütze zu entfernen. Ich steckte ihn einfach in die Aussen-Tasche meines Mantels, zusammen mit einem Apfel und einem Butterbrot.

Trotz dieser Vorsichts-Massnahme wurde meine Lust, mich an der Grenze einer Leibesvisitation unterziehen zu lassen, immer geringer. Auch hatte ich kein Dokument, das mich berechtigt hätte, die Grenze legal zu überschreiten und keine plausible Erklärung dafür, warum ich das tun wollte. Begierig lauschte ich Gesprächen, in denen Möglichkeiten erörtert wurden, der Grenzuntersuchung zu entgehen. Meistens drehten sie sich um das Überschreiten der "grünen Grenze" mit Hilfe von Bauern, die daraus ein Gewerbe machten.

Es fiel mir auf, dass an den Stationsgebäuden immer mehr Bauernwagen zu sehen waren, je näher wir zur Grenze kamen. Auf der vorletzten Station vor der Grenze stieg ich aus und begab mich zu den umstehenden Bauernwagen. Ich sah, dass zwei Mitreisende, die mit mir ausgestiegen waren, mit einem Bauern verhandelten und gesellte mich dazu. Gemeinsam wurden wir mit dem Bauern einig. Für die ausgehandelte Summe war er bereit, uns über die Demarkationslinie zu bringen. Wir würden bei ihm übernachten und im Morgengrauen die Grenze überschreiten. Er wäre über alle Wachtposten orientiert und wir liefen nur ein einziges, verhältnismässig geringes Risiko, dass eine mobile Patrouille ausgerechnet auf uns stossen würde.

Nach seiner Darstellung schienen unsere Aussichten recht gut zu sein. Wir verbrachten eine ruhige Nacht beim Bauern und waren, bevor die Sonne aufging, bereits unterwegs. Als kaum noch ein Kilometer Weges bis zur Grenze vor uns lag, sahen wir eine verdächtige Ansammlung von Bauernwagen und einige Reiter, die uns natürlich auch erblickt hatten. So ein Pech! Die gefürchtete mobile Patrouille hatte sich unseren Weg ausgesucht.

Unsere Aussichten waren alles andere als rosig; für einen Rückzug war es zu spät. Wir mussten neben den anderen Fuhrwerken halten und warten, bis die Reihe an uns war. Bald näherte sich uns ein roter Offizier und nahm vorerst meine beiden Begleiter ins Verhör. Ihre Papiere waren in Ordnung: beide Ukrainer und zur Grenzüberschreitung berechtigt. Jeder hatte einen geräumigen Holzkoffer bei sich, der nun aufgemacht werden musste. Mit geübter Hand fühlte der Offizier die Dicke des Kofferdeckels und winkte einen Soldaten heran. Mit dem Bajonett wurde die Innenseite des Deckels aufgebrochen und zum Vorschein kam eine grössere Anzahl fertig zugeschnittener Oberlederteile für Schuhe, die kunstgerecht im Kofferdeckel versteckt worden waren.

Die Ware wurde sofort beschlagnahmt und der zufrieden schmunzelnde Offizier wandte sich an den entlarvten Schmuggler mit den Worten: "Also so einer bist du! Ich habe es mir gleich gedacht. Bei mir nützen solche Mätzchen nichts; ich weiss auch genau, dass du noch Geld auf dir versteckt hast! Es wäre besser für dich, mir freiwillig zu zeigen, wo du es eingenäht hast".

Eingeschüchtert bezeichnete der Schmuggler die Stelle, wo er Geld in seiner Kleidung versteckt hatte. "Siehst du, so muss man sich verhalten", sagte der Offizier, "dafür, dass du ehrlich mit mir warst, lasse ich dich laufen und du kannst auch das Geld behalten!" Der Offizier war sehr mit sich zufrieden; er hatte seine Gründe: Indem er den Schmuggler mit seinem Geld laufen liess, hatte er sich grosszügig gezeigt und war ihn losgeworden; die kostbare Leder-Ware jedoch hatte er behalten und konnte sie nun zu Geld machen.

Gut gelaunt wendete er sich nun an mich mit der Frage: "Und sie, junger Mann, auch Ukrainer?" Ich bejahte die Frage, obwohl ich meine Bejahung mit nichts hatte begründen können. Zum Glück wurden keine Belege von mir verlangt. Statt dessen kam mein Handgepäck dran. Sein armseliger Inhalt hatte die gewünschte Wirkung: Ich durfte den Koffer wieder

schliessen. Nun kam die Frage nach meinen Geldmitteln. Ich wies meine Brieftasche vor, die nichts ausser den zur Ausfuhr zugelassenen 300 Rubeln enthielt.

Es waren aber nicht die damals meterweise gedruckten "Kerenki", wie das unter der Regierung von Kerenski gedruckte Papiergeld im Volksmunde hiess, sondern Papierrubel noch aus der zaristischen Zeit, die beträchtlich höher bewertet wurden. Ich hatte nicht gewusst, dass Zarengeld nicht exportiert werden durfte. Mit einem mitleidigen Lächeln über meine Naivität, mit der ich die wertvollen Zarenrubel offen in meiner Brieftasche trug, wurden sie vom Offizier eingesteckt und durch den gleichen Betrag in "Kerenki" ersetzt. Kein schlechtes Geschäft für ihn, dazu noch gut zu der Rolle eines wohlwollenden Beschützers passend!

Und doch war nicht er, sondern ich der wirkliche Gewinner. Im angenehmen Gefühl seiner recht einträglichen Grosszügigkeit hatte er vergessen, meine Papiere zu verlangen! Ein Wink von ihm und wir durften uns den übrigen abgefertigten Fahrzeugen anschliessen und weiterfahren. Ich hatte Mühe, mich nach der durchgestandenen Angst und Spannung wieder zu beruhigen. Als wir, kaum einige hundert Meter weiter, auf einen deutschen Soldaten stiessen, der mit Helm auf dem Kopf und Gewehr bei Fuss die Bahn-Geleise bewachte, bin ich ihm fast um den Hals gefallen. Vergessen waren die zwei Jahre, in denen ich die Deutschen, besonders solche in Uniform, als böse Feinde angesehen und bekämpft hatte!

In unserer Wagen-Kolonne, die ohne weitere Kontrollen Richtung Bahnstation fuhr, herrschte Freude und Jubel. Besonders glücklich war ein junger Mann, gleich mir gewesener Offizier, der stolz einen Revolver zeigte. Er hatte ihn, in einem Brotlaib versteckt, herübergeschmuggelt. Ich teilte die Ansicht meiner Gefährten, dass es der reinste Blödsinn gewesen sei.

Mit der Bahn gelang ich nach Charkow, wo ich in einem Hotel übernachtete. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass ich erst jetzt, wo alle Ängste und Gefahren bereits hinter mir lagen, zum ersten und einzigen Male von meinem falschen Pass Gebrauch machen musste. Der auf meinen richtigen Namen lautende deutsche Passierschein konnte für eine "Propiska" nicht verwendet werden und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich im Hotel als "Markoff" einzutragen und den falschen Pass vorzuweisen. Den deutschen Passierschein habe ich überhaupt nicht gebraucht. Somit waren alle mit der Beschaffung meiner Papiere verbundenen Mühen und Aufregungen umsonst gewesen.

Von Charkow fuhr ich weiter, völlig normal mit der Eisenbahn nach der Krim, wo mich mein Vater auf unserer Besetzung "Hoba Tubi" erwartete. Er freute sich ganz ausserordentlich über meine gelungene Flucht. Sofort schrieb er an meine Mutter in Moskau, um ihr meine Ankunft mitzuteilen. Zu ihrem nicht geringen Entsetzen lautete seine Mitteilung wie folgt:

"Adja hat seine Bolschewiken-Rolle gut durchgeführt und ist heil angekommen."

Krim und Ascania Nova

Bald nach meiner Flucht aus Moskau trafen auch meine Mutter und meine Schwester Vera in der Krim ein. Auch ein Dienstmädchen, Wasjona, war mitgenommen worden. Sie alle hatten deutsche Passierscheine erhalten und waren völlig legal gereist. Später gesellte sich zu uns noch Kolja, Sohn von Papas Bruder Oscar. Wir glaubten alle, dem revolutionären Geschehen entgangen zu sein und hofften, hier im schönen Süden, Sicherheit und Ruhe zu finden.

Unser Besitz befand sich am Südufer der Krim nicht weit vom Meer in Alupka, einige Kilometer von Jalta entfernt, oberhalb der Strasse, die Jalta mit Sebastopol verbindet.

Mein Vater hatte das Anwesen im Jahre 1915 gekauft, als der Krieg schon begonnen hatte. Anfänglich besaßen wir nur ein wenig schönes, dafür aber geräumiges und komfortables, zweistöckiges Steinhaus. Es war von einem Obstgarten umgeben. Die frühere Besitzerin, die Witwe Kasakowa, war darauf angewiesen gewesen, Zimmer an Sommergäste zu vermieten. Sie hatte deswegen in jedes Zimmer fließendes Wasser legen lassen, was sehr angenehm und praktisch war.

Im Garten standen einige riesige Wallnussbäume und ein grosser Feigenbaum, der dank dem warmen Klima zweimal pro Jahr herrliche Feigen trug. Auch gab es kleinere Mandel- und Pfirsichbäume und die schönsten Dessertrauben. Den Hauptbestand an Obst bildeten aber als niedriges Drahtspalier gezogene Calvil-Apfelbäume. Zu jedem Apfelstämmchen wurde eine Tomatenstaude gesetzt, um sie im Sommer vor allzu starker Sonnenbestrahlung zu schützen.

Als mein Vater im späten Herbst zur Besichtigung des Kaufobjektes eintraf, wurde er vom eingelagerten, schönen Obst stark beeindruckt. Auf Holzregalen lagen prächtige Calviläpfel, eine dicke Schicht grosser Wallnüsse bedeckten den Boden eines ganzen Zimmers. Das herrliche Obst gab den Ausschlag zu seinem Kaufentschluss. Der Äpfel wegen nannte er die neue Besetzung "Jablowka". Jabloko = Apfel auf russisch.

Auch später hatte Papa die grösste Freude an den schönen Früchten. Eigenhändig pflückte er die in Papier-Schutzhüllen reifenden Äpfel, versorgte sie liebevoll auf Stellagen und inspizierte sie täglich. Fleckig gewordenes Obst wurde für den Hausgebrauch ausgeschieden. Einwandfreie Prachtsstücke dagegen, in schönen Körbchen verpackt, wurden Freunden und Bekannten als Geschenk überreicht. Er war voller Stolz auf die schönen Früchte. Was uns betrifft, so kann ich mich nicht daran erinnern, je einen fleckenlosen Calvil gekostet zu haben.

Anfang 1917 kaufte mein Vater zwei angrenzende, kleinere Landparzellen und den benachbarten Besitz "Hoba-Tubi" von nahezu achtzehntausend Quadratmeter. Dieses Gut hatte einer Weingrosshandlung gehört. Es war zum Teil mit Reben bepflanzt worden, um die Worte "aus eigenen Weingarten" auf den Flaschen-Etiketten der Weinhandlung anzubringen. Die im

grossen "Hoba-Tubi" Weinkeller eingelagerten Weine stammten natürlich nicht aus dem kleinen Weinberg des Gutes, sondern wurden in der ganzen Krim eingekauft. Als der Weinkeller in unseren Besitz übergang, standen die imposanten Reihen der riesigen Weinfässer leer, nur einige kleinere waren noch mit Wein gefüllt.

Als wir 1918 in die Krim kamen, stand die Ukraine, einschliesslich der Krimhalbinsel, unter deutscher Besatzung. Die Deutschen hatten die Bolschewiki vertrieben und unterstützten die konservativen Elemente. Es herrschte Ruhe und Ordnung und es wollte uns scheinen, dass das bequeme bürgerliche Dasein wie bisher auch weitergehen würde.

Ich beabsichtigte, mein Chemiestudium in Südrussland fortzusetzen. Schon zweimal war es unterbrochen worden - erst durch den Krieg, dann durch meine Flucht aus Moskau. Nun hoffte ich, wieder studieren zu können und liess mich an der neugegründeten Taurischen Universität immatrikulieren. Doch schien mir ein Studium in der Krim problematisch zu sein, da die Universität erst im Entstehen begriffen war. Ich sah mich nach etwas Besserem um und fuhr für einige Tage nach Odessa. Ich wollte versuchen, an der dortigen Universität anzukommen.

Von Moskau abgeschnitten, konnten wir das politische Geschehen nur an Hand von Zeitungsnachrichten verfolgen. Sie waren alles andere als beruhigend und die unwahrscheinlichsten Gerüchte waren an der Tagesordnung. Mein Vater machte sich natürlich Sorgen, glaubte aber nicht an die Dauer der bolschewistischen Gewaltherrschaft und schmiedete Plane für die nachrevolutionäre Zeit.

Unter anderem hatte er ein Banken-Konsortium ins Leben gerufen, das eine völlig neue Idee zu verwirklichen suchte. Das Konsortium hatte ein recht unzugängliches Gelände am Meeresufer, das Gut "Foros" gekauft. "Foros" lag am Steilhang des Baidar Passes, "Baidarskii Worota", über den die Chaussee von Sebastopol nach dem Südufer der Krim führt.

Der reiche Besitzer war leidenschaftlicher Liebhaber von Trabrennen. Ungeachtet der unzugänglichen Lage von Foros, liess er am Meeresufer Pferdestallungen und eine Rennbahn erstellen, was ihn sein ganzes Vermögen kostete. Nun war er mittellos und musste verkaufen. Das Banken-Konsortium erwarb den Besitz und beabsichtigte, eine Ferien-Stadt darauf zu errichten.

"Foros" sollte durch eine Drahtseilbahn mit der Passstrasse verbunden werden. Unten am Meer war eine Musterstadt geplant. Sie wurde nach ganz neuen Gesichtspunkten konzipiert: Gebäude-Komplexe mit Eigentumswohnungen sollten in einer Grünzone erstellt werden, wo jede industrielle und gewerbliche Tätigkeit, sowie motorisierter Verkehr untersagt waren; Läden und Restaurants durften nur in einem besonderen Stadtteil zugelassen werden. Dienstpersonal sollte von der Kurverwaltung gestellt werden. Das Projekt stammte noch vom früheren Besitzer. Wie man sieht, war er ein ideenreicher Mann, der leider zu viel trank und nicht fähig war, seine Ideen zu verwirklichen.

Diese Zeit des Wohlergehens und neuer Pläne wurde abrupt beendet durch die Nachricht, dass die Deutschen die Ukraine, also auch die Krim, verlassen wollten. Nun mussten wir Russen für die Erhaltung der Ordnung selber sorgen; und das war kein einfaches Problem.

In der Krim war eine provisorische Krim-Regierung mit ziemlich demokratischen Bestrebungen gebildet worden. Sie war ausgesprochen anti-bolschewistisch, verfügte aber über keinerlei Machtmittel. Aus dem Kaukasus waren Vertreter der antibolschewistischen Freiwilligenarmee eingetroffen, welche die roten Kräfte im Nordkaukasus liquidiert hatte. Ohne Einwilligung der Krim-Regierung versuchten sie eine Mobilisation durchzuführen, indem sie durch Anschläge die Meldung aller sich in der Krim befindlichen Militärpersonen forderten. Prompt erklärte die Krim-Regierung die Mobilisation als nicht obligatorisch. Nun war es jedem freigestellt, sich nach seinem Gutdünken zu verhalten. Ich war der Ansicht, dass es Pflicht sei, der Mobilisation Folge zu leisten, und meldete mich in Jalta. Vetter Kolja war anderer Ansicht und meldete sich nicht.

Kein Wunder, wenn auf diese Weise keine schlagkräftige Truppe zusammengebracht werden konnte. Aus dem Kaukasus traf das zweite Kavallerie-Regiment der "Freiwilligen-Armee" ein. Im Gegensatz zu dieser bewährten Truppe waren die in der Krim neu gebildeten Regimenter ohne jeden militärischen Wert. In Simferopol sollte ein Offiziersregiment gebildet werden, doch verschwanden die meisten einberufenen Offiziere in allen möglichen Stäben und in der Etappe.

Allein in dieser Stadt waren 375 Offiziere tätig, während das ganze in Bildung begriffene Krim-Asowsche Korps "Freiwilligen-Armee" einen Mannschaftsbestand von nur 3000 Mann aufwies. Dort wo später im zweiten Weltkrieg, auf dem Zarengut "Livadia" bei Jalta, die drei Grossen: Stalin, Roosevelt und Churchill konferierten, wurde eine Kavallerie Formation aufgestellt.

Einige frühere Leib-Husaren und Leib-Ulanen hatten den Wunsch, die frühere Garde-Kavallerie wieder auferstehen zu lassen. Sie bemühten sich zunächst, einzelne Schwadronen aus mobilisierten Soldaten mit sich selbst als Kader ins Leben zu rufen. Das ganze wurde "Erstes Reserve-Regiment der Garde-Kavallerie" genannt. Da aber in dieser unsicheren Zeit auf mobilisierte Soldaten kein Verlass war, wurde vorgezogen, ihnen keine Maschinengewehre anzuvertrauen. Statt dessen wurde eine besondere Maschinengewehr-Abteilung ausschliesslich aus Offizieren der Armee-Kavallerie gebildet.

In diese Abteilung wurde ich eingeteilt. Während die Garde-Offiziere ihrem Rang entsprechende Funktionen ausübten, waren wir Armee-Offiziere de facto zu Soldaten degradiert worden, wenn wir auch unsere Rangabzeichen weiter tragen durften. Es gab einiges Murren, mir aber schien diese Lösung unter den gegebenen Umständen als durchaus annehmbar.

Unsere Abteilung wurde in Livadia im Gästehaus untergebracht. Wir erhielten einige wenige Maschinengewehre. Leider waren es luftgekühlte Colts der amerikanischen Armee. Ausser einer völlig unzureichenden, summarischen Instruktion hatten wir keinerlei Erfahrung mit dieser uns unbekanntem Waffe. Auch wurden keine Schiessübungen veranstaltet, da an Munition gespart werden musste.

Unser Dienst bestand hauptsächlich darin, dass wir in kleinen, frisch marschierenden Abteilungen durch die Strassen von Jalta geführt wurden, um der Bevölkerung Vertrauen und Respekt einzuflössen. In der Krim bestand keine akute Gefahr eines revolutionären Umsturzes. Die tatarische Bevölkerung sympathisierte nicht mit den Roten, noch weniger die vielen, vor der bolschewistischen Gewaltherrschaft geflüchteten Fremden. Die Flotte war wieder in fester Hand. Arbeiterunruhen waren in den wenigen industriellen Betrieben kaum zu erwarten. Die vorhandenen Ordnungskräfte sorgten für Ruhe.

Anders war die Lage in der übrigen Ukraine. Der Abzug der Deutschen hatte dort ein Vakuum hinterlassen und ein völliges Chaos war die Folge. Nationalistische Tendenzen und die Parole "los von Moskau" hatten starken Auftrieb erhalten. Anhänger von Hetman Skoropadsky, der auf die deutsche Karte gesetzt hatte und eine vorrevolutionäre Ordnung anstrebte, bekämpften den sozialistisch gesinnten "Petlura".

Wiederum wollten die vielen gross-russischen Soldaten von einer selbständigen Ukraine nichts wissen und unterstützten die Machenschaften der Moskauer Bolschewiki. Darüber hinaus gab es noch Banden bewaffneter Bauern, die sich um keinerlei Politik kümmerten, sondern mit der einfachen Losung "keine Zwangsordnung, keine Offiziere, keine Gutsbesitzer, keine Juden mehr" sowohl die "Weissen", wie auch die "Roten" bekämpften. Diese verschiedenen politischen Gesinnungen führten dazu, dass überall erbitterte Kämpfe an der Tagesordnung waren und Städte wie Charkow oder Kiew einen vielfachen Wechsel ihrer Machthaber erdulden mussten.

In unmittelbarer Nähe der Krim, nördlich der Halbinsel, wurde es immer unruhiger. Bauern-Banden, unter der Anführung des berühmten Bandenführers "Väterchen Machno", wurden von Tag zu Tag frecher und gefährlicher. In grösseren Dörfern, wie Tschaplinka oder Kachowka, verfügte Machno über hunderte von Ex-Soldaten, die mit Gewehren und Maschinengewehren bewaffnet waren und auch einzelne Feldgeschütze besaßen. Nahten Ordnungskräfte, so verschwanden die Waffen und man sah nur friedliche Bauern vor sich.

Diese Bauern hatten eine neuartige Kampfart erfunden. Sie montierten ein Maschinengewehr auf einen mit zwei rassigen Pferden bespannten Bauernwagen, eine sogenannte "Tatschanka", die dann in rasendem Tempo vor dem überraschten Gegner auftauchte, einige Serien von Schüssen abgab und wieder verschwand. Es war eine äusserst wirksame, für die Kavallerie besonders gefährliche Taktik.

Wegen der gespannten Lage in Taurien, nördlich der Krim, sollte unser Regiment dorthin verlegt werden, um die Halbinsel vor dem Eindringen unruhiger Elemente zu schützen. Ende Januar 1919 kam unsere M.G.-Abteilung nach Simferopol. Dort blieben wir nicht lange, doch lange genug, um einem grossen Teil unserer Mannschaft zu ermöglichen, sich in allerlei Stabs-Stellen zu verkrümeln, oder sich sonstwie vom Einsatz an der Front zu drücken. 60 Mann zählten wir in Livadia, doch als wir Simferopol verliessen, waren nur 23 übriggeblieben.

Wir waren nach Ascania Nova beordert, einem der Familie Falz-Fein im Taurischen Gouvernement gehörenden Gut. Dem Bericht über meine dortigen Erlebnisse möchte ich einige Worte über das "Tierparadies" vorausschicken, welches das Gut weltbekannt gemacht hat. Meine Angaben habe ich grösstenteils dem 1930 erschienenen Erinnerungsbuch von Wolde-
mar v. Falz-Fein entnommen.

Das Gut war ein Teil des Falz-Fein'schen Schaf-Imperiums. Es allein umfasste 600 Quadratkilometer Steppengebiet; der Gesamtbesitz der Falz-Feins war noch erheblich grösser. Tageslang konnte man durch die südliche Steppe reiten und auf die Frage, wem das Land gehöre, stets die gleiche Antwort erhalten: "Fein".

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts betrug die Gesamtfläche der von den Falz-Feins für ihre Schafherden benutzten Weiden, einschliesslich Pachtland, eine Million Morgen; die Anzahl ihrer Schafe 750.000 Stück. Es wurde erzählt, dass Friedrich von Falz-Fein einmal im Kreise deutscher Schafzüchter, die alle mit der Grösse ihrer Schafherden renommierten, schweigend dagesessen hatte. Von den Anwesenden gedrängt, sich über sein Besitz zu äussern, hatte er lächelnd gesagt: "Ich habe mehr Schäferhunde, als ihr alle zusammen Schafe", was sicher auch der Wahrheit entsprach.

Aber nicht der Schafzucht wegen war Askania Nova berühmt geworden, sondern wegen ihrem in der Welt einzig dastehenden Tierpark. Der letzte Besitzer von Askania Nova, Friedrich von Falz-Fein, hatte unter Verwendung gewaltiger Geldmittel mitten in der Steppe ein Tierparadies entstehen lassen. Das erste grosse Hindernis, der völlige Mangel an Wasser, wurde im Jahre 1882 durch Bohren eines 70 Meter tiefen, artesischen Brunnens überwunden. Da damals artesische Brunnen mit der dazu gehörenden Pumpstation in der Gegend noch unbekannt waren, war es eine Grosstat. Nun stand Wasser in solcher Menge zur Verfügung, dass es möglich wurde, verschiedene Teiche, ein künstliches Sumpfgebiet, einen botanischen Garten und einen Tierpark anzulegen.

Anfänglich wurden die Anlagen mit einheimischen Tierarten bevölkert. Später wurden Tiere aus anderen Gegenden, vielfach aus anderen Erdteilen, in immer grösserer Zahl eingeführt. Schliesslich lebten zahlreiche Antilopen-Arten, Wisente, Gnus, Kängurus, Bären, Zebras, Strausse und eine Unmenge anderer Tiere in Askania Nova. Besonders gross war die Anzahl Vögel, von denen es einige hundert verschiedene Arten gab.

Nach einer gewissen Gewöhnungszeit lebten die Tiere teils im Tierpark, teils in der umliegenden Steppe. Dort grasten sie, von berittenen Hütern bewacht, oder auch sich selbst überlassen. Gegen Winterkälte waren im Tierpark Gehege errichtet worden, wo sie Schutz und Futter fanden. Zum Teil waren auch Stallungen vorhanden, die mit Öfen geheizt werden konnten. Mit Ausnahme einiger weniger Gattungen assimilierten sich in Ascania die meisten Tiere so gut, dass sie sich auf natürliche Weise in Freiheit vermehrten. Wenn sie sich auch oft weit in die Steppe hinauswagten, kamen sie aus eigenem Antrieb wieder in den Schutz des Tierparks zurück.

Friedrich von Falz-Fein setzte sich in jeder Beziehung für das in der russischen Steppe ins Leben gerufene Tierparadies ein. Er nahm die Verbindung auf mit international bekannten Wissenschaftlern und Fachleuten in der ganzen Welt, führte eine ausgedehnte Korrespondenz mit vielen hervorragenden Menschen, mit denen er freundschaftliche Beziehungen unterhielt und empfing unzählige Besuche. Im sogenannten "Grünen Haus", das speziell für Gäste erstellt worden war, standen diesen 20 Zimmer und 8 Angestellte für Führungen durch Park und Stallungen zur Verfügung. Unter den vielen prominenten Gästen, die Ascania Nova besuchten, war auch der russische Zar mit seinem Gefolge.

Friedrich von Falz-Fein hatte viele neuartige und fruchtbare Ideen und verstand, sie zu verwirklichen. So wurden z.B. auf dem Gute Kamele statt Ochsen als Zugtiere verwendet, was für die Gegend keineswegs üblich war. Auch zeigte er grosses Interesse für wissenschaftliche Versuche. Unter der Leitung von Prof. Sawadowski wurden Versuche zur Geschlechtsveränderung an Hühnern, Fasanen, Antilopen und anderen Tiergattungen durchgeführt. Zebras wurden mit Pferden, Wildpferde mit Vollblütern, Wisente mit Steppenkühen gekreuzt.

Das alles ist mir leider nur als "Buch-Wissen" bekannt. Obwohl ich in Ascania fast eine ganze Woche verbracht hatte, konnte ich nur einmal einen kurzen Blick in den Tierpark werfen.

Als wir im Februar 1919 mit den Ulanen und den Husaren unseres Kavallerie-Regimentes in Ascania Nova eintrafen, wurde unsere Maschinengewehrabteilung im Gästehaus einquartiert. Alles tadellos sauber, Betten, Kissen, Bettwäsche, nur je drei Offiziere pro Zimmer - ein für uns unerhörter Luxus! Leider wurde es uns nicht vergönnt, den ungewohnten Komfort richtig zu geniessen; zu sehr waren wir mit Kampfhandlungen und Dienst beansprucht. In den sechs Tagen und Nächten, die wir in Ascania verbrachten, gelang es mir nur eine einzige Nacht durchzuschlafen.

Wir waren noch keine zwei Tage in Ascania, als unsere Husaren den Befehl erhielten, Grigoriewka, ein 40 Kilometer entferntes Dorf, zu besetzen, wo sich eine organisierte Bande bewaffneter Bauern gebildet hatte. Für den Fall eines stärkeren Widerstandes sollten auch die Ulanen und wir mit unseren Maschinengewehren mitreiten, aber noch am gleichen Tage in Ascania wieder zurück sein. Deshalb nahmen wir nur das Notwendigste mit.

Bei Grigoriewka fanden keine bedeutenden Kampfhandlungen statt, doch kehrten wir erst einen Tag später als geplant nach Ascania zurück. Dort erwartete uns eine böse Überraschung. Über unsere Abwesenheit informiert, hatte ein Trupp bewaffneter Bauern das Gut überfallen und alles was dort verblieben war geraubt. Ich hatte einen besonderen Verlust zu beklagen, meinen Uniformrock. Um mein schönstes Kleidungsstück zu schonen, hatte ich es im "Grünen Haus" zurückgelassen. Nun besass ich nur noch die völlig unpräsentable, amerikanische Wolljacke, die ich beim Ausreiten angehabt hatte. Als ich in der Offiziersmesse erschien, wurde ich missbilligender Blicke gewärtig und musste die Zusammenhänge erklären, um mich zu rechtfertigen. Zum Glück besass ich noch meinen Militärmantel, so dass ich wenigstens auf der Strasse aussah, wie es sich gehörte.

Zurück nach Ascania mussten wir noch in der gleichen Nacht an einer ergebnislosen Expedition teilnehmen. Auch später gab es jede Nacht Wachdienst, Innendienst oder Alarmbereitschaft; an Schlaf war kaum zu denken.

Am Tage vor unserer Schlacht um Ascania Nova war die Hälfte der Ulanen mit einem unserer Colt-Gewehre zur Verstärkung der Husaren nach Grigoriewka abkommandiert worden. Die restlichen Ulanen mit einem weiteren Colt, samt Bedienungs-Mannschaft, verblieben bei den Stallungen in Ascania. Am anderen Ende des Gutes, im Gästehaus, befand sich, was von der Mannschaft unserer Abteilung noch übrig blieb; zwölf Mann mit zwei Maschinengewehren, die zwischen unseren Betten standen.

Da mit einem Überfall gerechnet werden musste, wurde ein Posten unmittelbar vor dem Gästehaus aufgestellt. Weitere vier Mann sollten an der Zugangsstrasse zum Gute Wache halten. Ich war einer von diesen und stand während der Nacht stundenlang unweit vom grossen Teich. Das schussbereite Gewehr krampfhaft umfassend, von ungewohnten Geräuschen und den Schreien vieler exotischer Wasservögel immer wieder aufgeschreckt, versuchte ich unter Anspannung aller Sinne das befürchtete Heranschleichen der Feinde auszumachen, konnte aber bis zu meiner Ablösung nichts Verdächtiges wahrnehmen.

Im Morgengrauen alarmierte der Mann, der mich abgelöst hatte, die Wache. Er hatte eine Reihe im Nebel schwer erkennbare Gestalten erblickt, die am anderen Ufer des Teiches vorbeizogen. Es war eine Abteilung der Roten, doch erkannten wir das nicht. Die schlechte Sicht liess uns glauben, es sei eine Herde der in Ascania so zahlreichen Tiere.

Statt Alarm zu schlagen, begaben wir uns ins "Grüne Haus", in der angenehmen Erwartung, nun endlich einige Stunden Schlaf finden zu können. Es sollte nicht sein: Kaum war ich im Zimmer, als unmittelbar vor dem Fenster ein Gewehrschuss knallte, dann ein zweiter und noch einer; es war unser Posten. Ein Dienstkamerad stürzte ins Zimmer, schrie "Ruperti, Maschinengewehr!" und wir schlepten unseren Colt vor das Haus. Der Posten schoss auf eine Gruppe Reiter, die jenseits des Teiches vorbei galoppierten.

Bevor das Maschinengewehr aufgestellt werden konnte, waren die Reiter hinter dem Schilf nicht mehr zu sehen. In aller Eile schleppte wir unseren Colt etwa 200 Schritt in eine Stellung mit besserer Übersicht. Zum Glück nutzten die Roten die Lage nicht aus. Statt uns sofort beritten anzugreifen, stiegen sie ab und gingen zu Fuss gegen uns vor. Inzwischen waren aber beide M.G. schussbereit und so konnten wir sie aufhalten und zwingen, in einem Graben Schutz zu suchen. Wir haben dann ihre Pferde erbeutet.

Vom anderen Ende des Gutes, wo die Ulanen standen, hörte man andauerndes Gewehrfeuer, auch einige stärkere Detonationen; vermutlich verfügte der Feind auch über ein Geschütz. Ein Offizier mit blutender Gesichtswunde kam angaloppiert, um uns einen Befehl zu überbringen. Er berichtete über die kritische Lage bei den Ulanen. Oberst Herschmann, unser Kommandant, war gefallen. Es gab viele Tote und Verwundete. Wir sollten sofort unsere Stellung aufgeben und zu den Ulanen stossen.

Unser M.G.-Wagen stand in Bereitschaft, die Monturen hatten die Nacht gesattelt verbracht. Nun wurde der Wagen mit den angebundenen Reitpferden vorgefahren, während der zweite Colt uns Feuerschutz gab und die Roten in ihrem Graben festnagelte. In aller Eile wurde unsere Waffe aufgeladen und der Wagen jagte im Galopp davon.

Durch das Aufladen des M.G. aufgehalten, war ich zurückgeblieben. Schnell richtete ich das Zaumzeug meines Pferdes, versäumte es aber, den Satteltgurt anzuziehen. Während mein Pferd bereits zum Galopp ansetzte, versuchte ich aufzusitzen. Der Sattel rutschte ab und ich schlug mit Kopf und Gewehr hart am Boden auf, während mein Fuss noch im Steigbügel steckte. Glücklicherweise hatte ich einen Bauerngaul unter mir, der auf mein "Tpruuu" reagierte und sofort stehen blieb. Wenige Minuten später war ich bei den Ulanen.

Hier sah es trostlos aus. Viele Ulanen waren verwundet oder gefallen. Die noch Kampffähigen lagen in dünner Schützenkette am Rande des Parkes. Die Lage soll bereits verzweifelt ausgesehen haben, wurde aber, so lächerlich es auch klingt, durch eine Reiter-Attacke der in der Stallung verbliebenen zwölf Pferdehalter wieder hergestellt. Sie hatten die Roten zurückgeschlagen und dabei zwei Kommissare, vermutlich die Anführer, eingeholt und niedergemetzelt.

Von nun an blieb uns kaum die Gelegenheit, aktiv in den Kampf einzugreifen. Einmal kam ein Ulan angaloppiert und meldete das Herannahen feindlicher Kavallerie. Wir gingen sofort in Stellung und machten das M.G. schussbereit. Am Horizont war eine Reihe flimmernder Strichlein zu sehen, was in der Steppe auf weit entfernte Reiter deutet. Als aber die "Kavallerie" näher kam, erwies sie sich als eine Reihe verscheuchter Gnus, flankiert von einem Strauss! Zum zweiten Mal hatten wir Reiter und Tiere verwechselt. Letztere wurden dauernd verschreckt und verscheucht, sicher haben sie an jenem Tage Ascania nicht mehr als Paradies empfunden!

Als die Schiesserei allmählich schwächer wurde und schliesslich ganz aufhörte, hatten beide Seiten schwere Verluste erlitten. Der Feind wartete auf Verstärkung, wir sannen auf eine Möglichkeit, uns ungeschoren davonzumachen. Vorbereitungen für einen Rückzug wurden getroffen, Tote und Verwundete auf Fuhrwerke geladen. Dann das Kommando: "po Konjam", "zu den Pferden", und a dieu Ascania!

Am gleichen Tage und in der darauffolgenden Nacht zogen wir uns bis Novoalekseewka zurück. Der Gegner nahm die Verfolgung nicht auf. Ohne Halt durchschritten wir die 65 Werst, die uns von unserer Militärbasis trennten. Die ganze Strecke ritt ich hinter einem Wagen mit darauf geladenen toten Waffengefährten; ein trostloser Anblick! Nicht einmal der Umstand, dass ich mir aus unserer Beute ein anständiges Reitpferd aussuchen durfte und endlich keinen Ackergaul mehr unter dem Sattel hatte, konnte meine Stimmung verbessern.

Wir hatten in Ascania 24 Mann, einen Drittel unserer Bestände, verloren. Bis auf einen gefallenen M.G.-Offizier, dessen Leiche wir nicht bergen konnten, hatten wir keinen unserer Kameraden in Ascania verlassen und keine Waffe eingebüsst. Wir hatten uns gegen einen an Zahl und Bewaffnung stark überlegenen Gegner lange wirksam gewehrt und ihm starke Verluste zugefügt. Nach Aussagen von Gefangenen war Ascania Nova von etwa tausend Mann angegriffen worden und sie hatten doppelt so viel Verluste erlitten wie wir. Dieser ganze Sachverhalt hinderte indessen die "Helden der Etappe" nicht daran, das Gerücht zu verbreiten, unser gefallener Kommandant Herschmann hätte Ascania Nova "verschlafen"!

Wer unsere Angreifer gewesen sind, ob Petl-Nras Anhänger, oder Machno-Räuber, entzieht sich meiner Kenntnis - sicher waren es aber keine regulären Truppen der Roten, sonst wären wir nicht so glimpflich davongekommen.

Bei den Don-Kosaken

Wir hatten unsere Vorposten in Taurien an den Zugängen zur Krim nicht halten können. Nach dem Kampf um Ascania Nova mussten wir der zahlenmässigen Überlegenheit der Roten weichen und uns in die Krim zurückziehen.

Aber auch auf der Halbinsel wurde die Lage immer kritischer. Es war nicht gelungen, die deutschen Ordnungskräfte durch russische zu ersetzen, die im Stande gewesen waren, den revolutionären Kräften Widerstand zu leisten. Uneinigkeit und Unentschlossenheit bei der provisorischen Krim-Regierung, Kriegsmüdigkeit, Apathie und Drückebergertum beim Grossteil der in die Krim geflüchteten Militärpersonen hatten jeden Widerstandswillen gelähmt. Der Versuch, in kurzer Zeit ein schlagkräftiges "Asowsches Korps der Freiwilligen-Armee" aufzustellen, war kläglich gescheitert. Mit unseren wenigen kampffähigen Beständen konnten wir die Halbinsel nicht halten und mussten sie im März 1919 vorübergehende räumen.

In der gleichen Zeit, in der sie den Rückschlag in der Krim erlebten, hatten die "Weissen" sowohl im Kaukasus, wie im Don-Gebiet beachtliche Erfolge zu verzeichnen. Da sie den Frieden von Brest-Litowsk nicht anerkannten und ihre Streitkräfte den Alliierten die Treue hielten, unterstützten die Engländer sie durch Waffenlieferungen. Nur wollten letztere unter keinen Umständen aktiv in den Zivilkrieg eingreifen. Die Interalliierte Flotte beherrschte das Schwarze Meer, doch rührte sie keinen Finger, um das Vordringen der Roten aufzuhalten.

Die Besetzung der Krim schien den Alliierten gleichgültig zu sein. Nur wollten die Engländer es nicht zulassen, dass die Mutter des Zaren, mit dem englischen Königshause eng verwandt, in die Hände der bolschewistischen Horden fiel. Ein englischer Kreuzer wurde nach Jalta beordert, um sie in Sicherheit nach Malta zu bringen. Doch weigerte sich die Zarin, Russland zu verlassen, wenn nicht auch ihr ganzer Hofstaat samt Angehörigen mitgenommen würde.

Um diese Forderung erfüllen zu können, mussten die Engländer ein weiteres Kriegsschiff schicken, auf dem auch meine Eltern und meine Schwester Vera die Krim verliessen. Sie gehörten zwar in keiner Weise dem Hofstaate an, doch hatte die damals beste Freundin meiner Mutter, Maria Vassilievna Goujon, es fertiggebracht, ihre Namen in die Liste der einzuschiffenden Personen eintragen zu lassen. Sie selbst war ebenfalls keine Hofdame im Dienste der Zarin, hatte aber ihr gegenüber grosse Verdienste aufzuweisen. In der schweren Zeit hatte sie ihr nicht nur ein herrliches Pferdegespann samt Kutscher zur Verfügung gestellt, sondern war zweimal, als Bäuerin verkleidet, nach Petersburg gereist, um den Schmuck der Zarin in die Krim zu schmuggeln. Dem war es zu verdanken, dass nicht nur sie selbst, sondern auch ihre Freunde mit dem englischen Schiff fahren durften. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt auf Malta gelangten meine Angehörigen wohlbehalten in die Schweiz.

Für die Evakuierung der bewaffneten Streitkräfte, der Regierung mit ihrem Beamtenstab und der zahlreichen, vor den Bolschewiki in die Krim Geflüchteten, wurden unter Mitwirkung der Alliierten sämtliche navigationsfähigen Schiffe der russischen Schwarzmeerflotte eingesetzt. Mit Menschen vollgepfropft nahmen sie Kurs nach dem Kaukasus.

Ich selbst kam auf einen Dampfer, der von Jalta Kurs nach Noworossijsk nehmen sollte. Seine Kohlenbunker waren leer, und wir mussten zuerst nach Sewastopol fahren, um sie zu füllen. Dort gab es keine Kohlen-Träger, weshalb alle gesunden, männlichen Passagiere angehalten wurden, sich am Einladen zu beteiligen. Ich war natürlich willig, meinen Teil der schweren und schmutzigen, doch notwendigen Arbeit zu leisten und half nach Kräften mit. Doch jedes Mal, wenn ich, einen schweren Kohlensack schleppend, über das Schiffsdeck ging, musste ich mich ärgern. Dort sass ein von Gesundheit strotzender, wohlbeleibter, in Zivil gekleideter Aristokrat, Fürst Scherbatow, zu fein, um an der dreckigen Arbeit teilzunehmen. Er hatte mit dem Kapitän gesprochen und sich, seines schwachen Herzens wegen, vom Kohlen-Laden dispensieren lassen. Ich empfang eine grenzenlose Verachtung für Parasiten aus der Klasse der Besitzenden und war voll Wut auf die vielen Feiglinge und Drückeberger, denen ich die Schuld an unserer Niederlage zuschrieb. Dass der Fürst wirklich herzkrank sein konnte und weder Militärdienst leisten, noch Kohle schleppen durfte, kam mir gar nicht in den Sinn!

Mit gefüllten Bunkern stach der Dampfer in See. Das Meer war ruhig und die Fahrt hätte ganz angenehm sein können, wäre das Schiff nicht so überfüllt und die Aufsicht führenden französischen Matrosen nicht so frech und anmassend gegenüber den flüchtenden Russen gewesen.

Ich hatte das Schiff nicht als Flüchtling, sondern als Angehöriger der im Don-Gebiet operierenden Kosaken-Armee bestiegen. General Mamontoff, mein Regiments-Kommandant während des Krieges gegen die Deutschen, hatte meine Umteilung zu den Don-Kosaken veranlasst. Mit einem entsprechenden Militärbefehl in der Tasche war ich auf dem Wege zu ihm.

In Noworossijsk angelangt, musste ich einige Tage im Hafen in einem grässlichen Auffanglager verbringen, um eine "Putewka", d.h. einen militärischen Fahrausweis, zur Weiterfahrt per Eisenbahn zu erhalten. Ich fuhr nach Novotscherkassk, wo sich der Stab der neugebildeten Armee der Donkosaken befand. Mamontoffs Reitertruppe war im Norden, in Frontnähe. Dort angelangt, meldete ich mich beim General.

Nun einige Worte über die Kosaken im allgemeinen. Noch lange bevor sie, insbesondere die Don-Kosaken, von Moskau abhängig wurden, hatten sie die Aufgabe, die Grenze des Reiches vor Eindringlingen zu schützen, bestens erfüllt. Geborene Reiter und Krieger, in ihren Siedlungen auch in Friedenszeiten militärisch organisiert, bekämpften sie erfolgreich Tataren, Türken und Polen. In richtiger Einschätzung ihres Wertes, unterstützte sie Moskau mit Waffen, schloss mit ihnen Verträge und liess die gegenseitigen Bindungen immer enger werden, bis die Kosaken-Gebiete gänzlich mit dem Reich verschmolzen. Auch wurden neue Kosaken-

Siedlungen an der Peripherie des Reiches ins Leben gerufen. Gesamthaft erhielt das Kosakentum ein Sonderstatut, das ihm gewisse, durch historische Überlieferung bedingte Rechte und Privilegien sicherte.

Die Gesamtorganisation war rein militärisch; nomineller Oberbefehlshaber der russische Thronfolger, unter ihm die "delegierten Atamane", vom Kriegsministerium ernannt und letzterem unterstellt, welche die Kosaken-Siedlungen, "Stanitzen" genannt, durch eine demokratisch gewählte Obrigkeit aus eigenen Reihen regierten. Die Kosaken lebten von Viehzucht und Landwirtschaft; Gewerbe und Industrie waren in ihren Gebieten spärlich vertreten. Damit befassten sich Stadtbewohner, die den "Stanitzen" nicht angehörten und die "Inogorodnie", Zugezogene, genannt wurden. Sie wurden von den Kosaken als Eindringlinge empfunden und wenig geschätzt. An den Wahlen der Selbstverwaltung durften sie sich nicht beteiligen und genossen auch nicht die übrigen Sonderrechte und Privilegien der Kosaken.

Der Militärdienst wurde in der Regel zu Pferde in Kosaken-Einheiten unter dem Befehl eigener Offiziere geleistet. Ein Kosaken-Regiment gehörte zum Bestand jeder russischen Kavallerie-Division. In Kriegszeiten wurden auch ausschliesslich aus Kosaken bestehende Verbände in Divisionsstärke aufgestellt. Gesamthaft konnte etwa eine halbe Million Mann unter die Fahnen gerufen werden.

Die blauen Uniformhosen der Kosaken waren durch etwa 5 cm breite längs angebrachte Stoffstreifen gekennzeichnet, verschieden farbig für die verschiedenen Gebiete; so z.B. scharlachrot bei Don-, gelb bei Beikam-, hellblau bei Orenburg-, himbeerfarbig bei Amur-Kosaken. Daran liess sich die Zugehörigkeit zu einem der zwölf existierenden Gebiete erkennen. Vom Staat erhielt der Kosak nur die Waffe, das Reitpferd hatte er selbst zu stellen. Ein gefallenes Pferd wurde aus staatlicher Remonte ersetzt. Doch kam es öfters vor, dass Kosaken, die ihr Reitpferd im Kriege verloren hatten, um Heimat-Urlaub baten, um einen Ersatz aus eigenen Beständen holen zu dürfen.

Überhaupt nahm das Pferd einen zentralen Platz im Leben seines Besitzers ein. In Briefen von der Front, die ich im Weltkrieg eine Zeitlang zu zensurieren hatte, wurde das Pferd oft an erster Stelle erwähnt. Der Brief fing etwa so an: "Mein Grauschimmel ist gesund und munter, was ich auch Euch, Väterchen und Mütterchen vom Herrgott im Himmel wünsche"; erst dann kamen die obligaten Grüsse an jeden einzelnen Familien-Angehörigen.

Jede militärische Auszeichnung, sei es Medaille, Orden oder Offiziersrang, bedeutete einem Kosaken viel mehr, als den anderen Russen, da auch sein Zivilleben militärische Züge trug. Die Teilnahme am sonntäglichen Gottesdienst oder anderen feierlichen Begebenheiten geschah in Uniform mit sämtlichen Kriegsauszeichnungen und verlieh dem Uniformträger ein entsprechendes Ansehen. Der kindliche Brief eines soeben zum Fähnrich beförderten Kosaken an seine Frau, deren Besuch er erwartete, lässt klar erkennen, wie hoch er seinen neuen Rang einschätzte. Er gibt ihr genaue Anweisungen über das von ihr erwartete Verhal-

ten. Er schreibt: "Wenn du ankommst, so dränge dich nicht gleich in die gute Stube, sondern lasse den Offiziersburschen melden, die gnädige Frau sei angekommen. Du darfst nicht vergessen, dass nunmehr in deinen Adern das blaue Blut des Adels fliesst!"

Im Vergleich zu der armen Bauernbevölkerung Zentral-Russlands genossen die Kosaken einen viel grösseren Wohlstand. Sie besaßen genügend Land, grosse Viehherden und zahlreiche Pferde. Sie hatten weder Leibeigenschaft, noch Unterdrückung durch Gross-Grundbesitzer gekannt. Ihre Belange lagen in den Händen von Menschen, die sie selbst gewählt hatten, weshalb sie keinerlei Grund hatten, mit der früheren Ordnung unzufrieden zu sein, was sie auch nicht waren. Analphabetentum war unter ihnen eine Ausnahme-Erscheinung und deshalb konnten sie nicht so leicht zum Narren gehalten werden, wie die russischen Bauern, denen die Bolschewiken, falls sie mit ihrer Hilfe an die Macht kommen sollten, jedem eine Kuh und ein Pferd versprochen hatten. Derartige Versprechungen verfangen bei den Kosaken nicht; sie hielten treu zu ihren alten Sitten und Privilegien. Zwar waren sie eine Zeitlang den Parolen der Revolution gefolgt, da sie den Krieg satt hatten und nach Hause wollten, doch hatten wenige Monate bolschewistischer Herrschaft genügt, um sie völlig umzustimmen.

Die Kosaken waren nicht gewillt, Besitz, Lebensgewohnheiten und alte Traditionen kampflos aufzugeben. Die allgemeine Unzufriedenheit wuchs. Verordnungen der neuen Machthaber stiessen immer häufiger auf Widerstand und bald stand das ganze Don-Gebiet in hellem Aufruhr. Die roten Machthaber wurden in kurzer Zeit überwunden und die Aufständischen vereinigten sich mit der weissen Armee, die das benachbarte Kuban-Gebiet von den Roten befreit hatte. Die Freiwilligenarmee verfolgte zwar nicht völlig gleiche, politische Ziele wie die Kosaken. Sie kämpften für ein "einheitliches und unteilbares Russland", während bei den Don-Politikern gewisse separatistische Bestrebungen unverkennbar waren. Doch hinderte das die Kosaken nicht daran, Seite an Seite mit den "Freiwilligen" gegen den gemeinsamen Feind zu kämpfen. Sie waren auch damit einverstanden, sich in operativer Hinsicht dem Oberbefehl von General Deniklin zu unterstellen.

So war die Lage, als ich zu General Mamontoff kam. Ein hervorragender Kavallerieführer, war er der richtige Mann an der Spitze einer selbständigen Reitertruppe. Er war nicht im Don-Gebiete geboren, sondern hatte sich als junger Offizier in einer "Staniza" eingekauft, stand aber in seinem Wesen den gebürtigen Kosaken recht nahe. Er teilte ihre Ansichten und Bestrebungen, vor allem ihren Hass gegen die Revolution, die der bestehenden Ordnung ein Ende gesetzt hatte.

Ich war überhaupt kein Kosak, nicht einmal der Bekleidung nach, denn ich trug die Uniform der Armee-Kavallerie. Darunter verbarg sich ein früherer Student aus bürgerlichem Hause, dem nicht nur die Kosaken, sondern überhaupt alles Militärische ziemlich fremd war. Doch freute ich mich, den chaotischen Zuständen in der Krim entgangen zu sein und nunmehr inmitten bewährter Krieger gegen die Bolschewiken kämpfen zu dürfen.

Ich wurde in eine Reserve-Hundertschaft eingeteilt, die für Ersatzpferde zu sorgen hatte. Sie stand unter dem Kommando von Nikolaj Nikolajewitsch Kokowzeff, einem Neffen des Generals. Im Kriege gegen die Deutschen, noch bevor ich Offizier geworden war, hatte ich die meiste Zeit unter Mamontoffs Fittichen verbracht. Obwohl mich dieses erneute Zusammentreffen sehr erfreute, war ich enttäuscht, dass in dieser Pferdereserve rein gar nichts für mich zu tun war. So begann ich recht bald, den General mit der Bitte zu bedrängen, mich in eine kämpfende Einheit umzuteilen. Das versprach er mir auch, schickte mich aber statt dessen in die Offiziersschule nach Novotscherkassk, wo sich der Sitz der Don-Regierung befand. Dort waren englische Waffen und Instruktoren eingetroffen und ich sollte an einem Kurs über Vickers Maschinengewehre teilnehmen.

Die erste Instruktions-Stunde ist mir unvergesslich. Ein Engländer, Mayor Pascoe, bemühte sich, einem Dutzend Kosaken-Offizieren und -Unteroffizieren anhand eines zerlegten Vickers dessen Beschaffenheit verständlich zu machen. Damit hatte er wenig Erfolg, denn keiner der Anwesenden konnte Englisch, auch der Dolmetscher nicht. Es war ein jüdischer Student, der neben Russisch nur nach etwas Französisch sprach und nie zuvor ein Maschinengewehr gesehen hatte. Wie seine einzelnen Teile ineinander passten und wie sie funktionieren sollten, war für ihn deshalb völlig rätselhaft. Mayor Pascoe hatte während seiner Zeit in der Fremdenlegion und seinen Kriegsjahren in Flandern etwas Französisch gelernt. Nun versuchten die Beiden, sich in dieser Sprache zu verständigen. Erschwerend wirkte noch der Umstand, dass keiner von Beiden die französische Benennung der einzelnen Maschinengewehrteile kannte und sie sich mit Gesten begnügen mussten.

Eine derart geführte Instruktion wirkte wie ein schlechter Witz und veranlasste mich vorzuschlagen, die Dolmetscher-Rolle zu übernehmen. Meine Kenntnisse der englischen Sprache dürften dazu ausreichen und Maschinengewehre waren für mich keine "Terra incognita". Mein Vorschlag wurde mit Freuden angenommen und schon am nächsten Tage begann meine Dolmetschertätigkeit. Sie beschränkte sich nicht auf die Instruktions-Stunden; ich wurde Mayor Pascoe ganztäglich zugeteilt.

Der Mangel an Dolmetschern war akut. Man hatte nur sieben bis acht Russen mit Sprachkenntnissen aufreiben können, von denen nur zwei besser englisch sprachen als ich. Die Übrigen konnten nur radebrechen. Einmal meldete sich ein pensionierter Kosaken-Beamter als Dolmetscher und hielt Pascae eine sorgfältig vorbereitete Begrüßungsansprache. Mit staunenswertem Fleiss hatte er mit Hilfe von Wörterbüchern englisch gelernt, ohne jemals ein englisches Wort gehört zu haben. Leider war seine Ansprache ein voller Misserfolg - Pascoe verstand kein Wort! Schlimmer noch, er merkte nicht einmal, dass er auf Englisch angesprochen wurde! Mit dem üblichen "What did he say?" wandte er sich an mich in Erwartung einer Übersetzung. Armer, alter Kosak!

Mangels brauchbarer Übersetzer sollte ich nun offiziell dem Stabe als Dolmetscher zugeteilt werden. Eine Büro-Tätigkeit entsprach keineswegs den Vorstellungen, die ich mir über

meinen Dienst in der Kosaken-Armee gemacht hatte. Als ich von der geplanten Einteilung zum Stabe erfuhr, bat ich General Mamontoff um Hilfe. Er telegraphierte dem Stabe, ich sei ausschliesslich zum Erlernen der Handhabung der Vickers Maschinengewehre nach Novotscherkassk geschickt worden und hätte nach Beendigung der Instruktion sofort zu meiner Einheit zurückzukehren. Das Telegramm verhinderte meine offizielle Zuteilung zum Stabe, änderte aber praktisch so gut wie nichts. Nachdem ich den Instruktionkurs absolviert hatte, wirkte ich weiter als Dolmetscher im nächsten, dann im übernächsten Kurs. Mit der Zeit kannte ich Pascoes Instruktionen so gut, dass ich ihn im Unterricht vertreten konnte.

Neben dem praktischen Unterricht bekam ich den Auftrag, das kleine englische Instruktions-Büchlein über Vickers Maschinengewehre zu übersetzen. Meine englischen Kenntnisse waren mehr als lückenhaft. In England war ich nie gewesen und wusste nur das, was unsere Miss Hobbs mir beigebracht hatte. Deshalb stand ich anfangs der mir gestellten Aufgabe ziemlich skeptisch gegenüber. Doch wider Erwarten gelang es mir, meinen Auftrag zufriedenstellend zu Ende zu führen. Das Büchlein wurde gedruckt und beim Zuteilen der Maschinengewehre den Benützern ausgehändigt. Für meine Arbeit erhielt ich einen Geldbetrag, den ich bei meinem bescheidenen Offiziersgehalt gut gebrauchen konnte. Ich war auf meine Übersetzung sehr stolz, da ich nicht einmal ein Lexikon zur Hand hatte.

Auch hatte dank dem dauernden Umgang mit Mitgliedern der englischen Mission mein englischer Wortschatz eine ziemliche Bereicherung erfahren, in der Hauptsache allerdings auf dem Gebiet der Terminologie für Maschinengewehre, sowie der wenig salonfähigen Ausdrücke, die Engländer unter sich gebrauchten. Ahnungslos übernahm ich manches davon, ohne zu wissen dass es sich um "Slang" handelte. Das brachte mich einmal in eine recht peinliche Situation.

Pascoe kannte sich in russischen Verhältnissen schlecht aus. Selbst keiner gehobenen Volksschicht angehörende, glaubte er öfters, Repräsentanten des russischen Adels vor sich zu haben, wenn es gar nicht der Fall war. So hielt er seine Geliebte in Novotscherkassk für eine Gräfin, bis ich ihn darüber aufklärte, dass er es mit einer gewöhnlichen Prostituierten zu tun hatte. Auch mich hielt er für den Spross eines russischen Adelsgeschlechts, und ich musste ihm sagen, dass das nicht der Fall war. Mein Vater wäre ein nach Russland eingewanderter deutscher Kaufmann.

Pascoe quittierte meine Richtigstellung mit einem saftigen, doch gutmütigen: "You bloody German!" Als ich dann zu den Martins, einer netten englischen Kaufmannsfamilie in Rostow eingeladen wurde, gebrauchte ich die gleichen Worte in Damengegenwart. Eine der drei reizenden Martin-Töchter hatte mich gefragt, ob ich Engländer oder Russe sei, denn ich trug eine englische Uniform mit russischem Rangabzeichen. "Eigentlich weder das eine, noch das andere" gab ich zur Antwort: "nach Mayor Pascoe bin ich "a bloody German". Das Mädchen errötete und wandte sich ab, die anwesenden Engländer waren entsetzt.

Pascoe und ich wurden grosse Freunde. Er war ein Mann, der von Energie und unverwüstlicher Lebensfreude überschäumte. Einst war er Box-Champion von Kanada gewesen. Er hatte in der französischen Fremdenlegion gedient. Im Dienst zeigte er sich als tadelloser Offizier, sonst aber waren Saufen und Huren sein Element. Er konnte eine ganze Nacht lang trinken und daneben noch drei leichte Mädchen aufs Kreuz legen, die er sich hintereinander aufs Zimmer bestellte. Niemals ist es Kosaken-Offizieren, die es mehrmals versucht hatten, gelungen, ihn "unter den Tisch zu trinken". Wie wüst das Gelage auch gewesen sein mochte, stets erschien er am Morgen rosig und frisch rasiert, um seinen militärischen Obliegenheiten nachzugehen.

Etwa doppelt so alt wie ich, hegte er mir gegenüber gewisse väterliche Gefühle und empfand das Bedürfnis, mich zu beschützen. Wie ich erst später erfuhr, war er hinter meinem Rücken mit meinem Vater brieflich in Kontakt getreten und hatte ihm versprochen, alles zu tun, damit ich bei ihm bliebe und nicht an die Front käme. Anscheinend hatte er damit Erfolg, denn auch ein zweites Telegramm Mamontoffs, in dem er mich in seine Armee-Gruppe zurück verlangte, blieb wirkungslos. Ich erfuhr später, dass die Offiziere der englischen Mission gemeinsam bei General Denikin, dem Oberkommandierenden unserer Streitkräfte, vorgesprochen und es durchgesetzt hatten, dass der ihnen unentbehrliche Dolmetscher nicht an die Front käme.

Wenn bei Pascoe eine Kiste Whisky eintraf, begann sogleich eine riesige Sauferei. Die Tür seines Hotelzimmers stand weit offen und jeder Vorübergehende wurde aufgefordert, mitzutrinken. Die Kosaken wollten dem Engländer nicht nachstehen und liessen ihrerseits etliche Kisten Don-Wein auftragen. Nun begann ein grosses Fest der allgemeinen Verbrüderung. War ich dabei, hatte ich als Nichttrinker einen schweren Stand. Als einziger beider Sprachen mächtig, musste ich oft Streitigkeiten zwischen Russen und Engländern schlichten.

Nur allzu leicht war Pascoe geneigt, beim leisesten Verdacht einer unfreundlichen Haltung jeden zum Boxkampf aufzufordern. Sofort steckte er seine rechte Hand hinter seinen Rücken, die Anwendung der Rechten im Boxkampf mit ungeübten Gegnern hielt er für unfair, und wollte mit der Linken mit ihnen boxen. Der betroffene Russe, der sich herausgefordert und in seiner Ehre bedroht fühlte, griff zum Säbel und beide bedrängten mich mit ein und derselben Frage: "Shto on skal?" der Russe und: "What did he say?" der Engländer. Glücklicherweise besass ich eine bewährte Methode, um mit solchen kritischen Situationen fertig zu werden. Meine Methode war zwar nicht sehr schön, führte aber stets zum gewünschten Erfolg. Ich sagte einfach beiden, der andere schimpfe über die Juden. Sofort beruhigten sich die erregten Gemüter, es herrschte wieder Einigkeit und das Verbrüderungsfest konnte ungestört weitergehen.

Während die Juden in Russland stets unterdrückt wurden, besaßen sie in England volle Bürgerrechte. Bei ihrer Intelligenz und Tüchtigkeit hatten sie die Möglichkeit, auf jedem Gebiete voranzukommen und diese Möglichkeit nutzten sie auch weidlich aus. Beim Militär

waren sie eher in Stabstellungen als bei der kämpfenden Truppe anzutreffen, was natürlich bei primitiven Kampfhähnen, wie Pascoe einer war, eine starke Abneigung hervorrief. Ihm waren übergeordnete Stabs-Offiziere an sich wenig sympathisch, besonders aber, wenn sie Juden waren. Als einmal ein jüdischer Stabs-Offizier zur Inspektion der englischen Hilfs-Mission nach Novotscherkassk kam, wurden Schiessübungen ziemlich weit ausserhalb der Stadt durchgeführt. Pascoe legte den ganzen Weg zum Schiessplatz zu Fuss zurück, nur um den an seiner Seite schreitenden, untrainierten Stabsoffizier zu zwingen, das gleiche zu tun. Das Schwitzen und Keuchen des Armen machte ihm sichtlich Freude.

Ich hatte genügend zu tun, denn neben den Instruktions-Stunden arbeitete ich an der Übersetzung eines weiteren Hilfs-Büchleins. Es handelte sich um die taktische Anwendung der Maschinengewehre. Pascoe hatte mir diese Arbeit sehr ans Herz gelegt. Er meinte, es wäre eine einzigartige Gelegenheit, die englischen Kenntnisse auf diesem Gebiete den Russen bekannt zu machen. Normalerweise würde derartiges als Militär-Geheimnis gehütet und geheim gehalten. Als russischer Offizier dürfe ich mir eine solche Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Ich kam mit den Engländern sehr gut aus und hatte mit ihnen keinerlei Schwierigkeiten. Mit einem russischen Ingenieur kam es aber zu einer ernsthaften Meinungs-verschiedenheit beim Essen in der Offiziersmesse, als er versuchte, erst recht vorsichtig, dann aber immer eindringlicher, mich davon zu überzeugen, dass wir besser täten, mit den Roten gemeinsame Sache zu machen, statt sie zu bekämpfen. Russland solle nicht zerrissen und Ausländern zur Ausbeute preisgegeben, sondern im revolutionären Sinne neu gestaltet werden.

Bei der herrschenden politischen Lage und meiner eindeutig anti-bolschewistischen Einstellung konnte ich nicht anders, als derartige Reden für Hochverrat zu halten. Ich sagte dem Ingenieur, ich wolle nichts mit ihm zu tun haben und liess ihn stehen. Was sollte ich nun aber tun? Sollte ich den Vorfall melden? Wo lag die Grenze zwischen Pflichterfüllung und Denunziantentum? Ich beschloss, lediglich Mayor Pascoe vor dem Mann, der englisch sprach und sich öfters mit Soldaten der englischen Mission traf, zu warnen. Pascoe ging der Sache nach und stellte fest, dass der Ingenieur auch mit den englischen Soldaten im gleichen Sinne wie mit mir geredet hatte. Das war eine ernste Sache, denn die Engländer waren nicht gewillt bolschewistische Propaganda in ihren Reihen zu dulden. Pascoe meldete die Angelegenheit dem Armee-Stab.

Der Ingenieur wurde verhört und erfuhr dabei, dass er seine unangenehme Lage mir zu verdanken habe. Er war wütend und drohte, mich umzubringen. Wie ernst diese Drohung zu nehmen war, wusste ich nicht; es war mir aber klar, dass ich mich unbewaffnet des starken Kerls nicht hätte erwehren können. Deshalb verliess ich mein Zimmer nicht mehr, ohne meinen Revolver mitzunehmen. Jeder Verkehr des Ingenieurs mit den Engländern wurde unterbunden, doch weiter geschah ihm nichts, denn er wurde vom Adjutanten des Stabes unter Schutz genommen.

Dieser Adjutant trug einen, für einen Angehörigen der Kosaken-Truppe sehr ungewöhnlichen Namen und dazu noch einen Titel: Graf de Schaila. Aus dem Erinnerungs-Buch von General Wrangel weiss ich, dass er später, während der letzten Krim-Periode unseres Kampfes, als bolschewistischer Agent entlarvt und erschossen wurde. Möglicherweise ist er wirklich ein roter Agent gewesen, vielleicht aber auch nicht, denn es wurden keine gründlichen Untersuchungen durchgeführt und in der damaligen kritischen Lage brauchte es nicht viel, um erschossen zu werden.

Die Zeit verging. Fast zwei Monate war ich als Dolmetscher tätig gewesen. Die mir aufgetragenen Übersetzungen waren fertig, aus Pascoes Maschinengewehr-Instruktionen war nichts mehr zu lernen. Da kam General Mamontoff persönlich zu einer Stabsbesprechung nach Novotscherkassk. Nicht ohne Schwierigkeiten gelang es mir, Pascoe zu überreden, seinen Widerstand aufzugeben und mich endlich ziehen zu lassen. Als Mamontoff zu seiner Truppe zurückfuhr, durfte ich in seinem Zuge mitfahren.

General Mamontoffs Streifzug

Unter dem Befehl von General Mamontoff stand ein Kavallerie-Korps von etwa 6'000 Kosaken. Mamontoff hatte vor, die Stellungen der Roten mit dieser Streitmacht zu durchbrechen, um ins Innere Russland vorzustossen. Des Feindes rückwärtigen Verbindungen und seine Materiallager sollten gründlich zerstört werden. Damit hoffte er, die erstarrte Front in Bewegung zu setzen und den Hauptkräften ein weiteres Vordringen nach Norden zu ermöglichen.

Der General war nach Novotscherkassk gekommen, um sein Vorhaben mit den Plänen des Armeestabes zu koordinieren. Auf seinem Rückweg zur Front nahm er mich mit.

Inzwischen waren bei der Truppe die Vorbereitungen zum geplanten Streifzug schon weit gediehen. Ich freute mich, bald aktiv am Kriegsgeschehen teilnehmen zu können, statt weiter zu dolmetschen. Voller Erwartung sah ich den kommenden Ereignissen entgegen.

Als wir zur Truppe stiessen, wurde ich dem Artillerie-Inspektor als "Offizier zur besonderen Verfügung" zugeteilt. Ich konnte mir darunter nichts vorstellen. Mamontoff meinte, ich würde eventuell mit der Registrierung unserer Kriegsbeute oder ähnlichem beauftragt werden. Das passte mir gar nicht. Schon einmal, während des ersten Weltkrieges, hatte mich Mamontoff zur Artillerie abgeschoben, als er in seinem Kosaken-Regiment keine Verwendung finden konnte fürs einen Nicht-Kosaken, der zum Offizier ernannt worden war. Er war froh gewesen, mich in die berittene Batterie der Division als Beobachter abschieben zu können. Ich war mir damals ziemlich nutzlos vorgekommen. Nun stand mir wohl wieder etwas ähnliches bevor; das bedrückte mich. Ich streifte ziellos im Lager umher, sah überall Vorbereitungen zur bevorstehenden Aktion und fühlte mich davon ausgeschlossen und völlig überflüssig.

Plötzlich sah ich aus dem Turm eines Kampfwagens der uns beigegebenen Panzer-Abteilung ein Vickers Maschinengewehr herausragen. Sofort meldete ich mich beim kommandierenden Offizier und stellte mich ihm als Spezialisten für englische Maschinen-Gewehre vor. Ihm erschien ein mit der fremden Waffe vertrauter Mann als ein Geschenk des Himmels. Gemeinsam sprachen wir beim General vor und ich wurde dem Panzerwagen "Medweditza" (die Bärin) als M.G.-Schütze zugeteilt. Nun konnte ich getrost den kommenden Ereignissen entgegensehen. Drei Tage danach begannen die Operationen zum Durchbruch der Stellungen der Roten. Das war der Anfang des später berühmt gewordenen Streifzuges General Mamontoffs.

In der kurzen Zeit von wenigen Wochen geschah dann soviel, dass ich mich an vieles kaum mehr erinnern kann, zumal seither über ein halbes Jahrhundert vergangen ist. Glücklicherweise besitze ich eine Anzahl Zeitungsausschnitte und einen langen, von mir geschriebenen Brief aus dieser Zeit. Ich hatte beides nach dem Streifzug meinem Vater in die Schweiz geschickt und er bewahrte es für mich auf.

Die Zeitungsausschnitte enthalten, neben bombastischer Beschreibung unserer Erfolge, viele Ortsangaben, die mir heute nichts mehr bedeuten. Die Ereignisse sind durchwegs einseitig, übertrieben günstig für uns dargestellt und entsprechen nur halbwegs den wirklichen Begebenheiten. Ein langer Zeitungsbericht, nach Angaben von Palkin, dem Ersatzfahrer unseres Panzerwagens verfasst, enthält mehr Dichtung als Wahrheit.

Ich hatte ihn meinem Vater mit folgenden Begleitworten geschickt: "Meistens gelogen, besonders was Palkin selbst betrifft. In Tambow war er gar nicht dabei und bei Litski ist er nicht verwundet, sondern wegen eines Diebstahles durchgepeitscht worden". In meinem Brief sind die Tatsachen vielleicht auch nicht mit voller Objektivität beschrieben, doch bestimmt zuverlässiger, als es Zeitungen zu tun pflegen. Deshalb will ich mich an meinen Brief halten und an das, was noch in meiner Erinnerung geblieben ist.

Am 22. Juli 1919 setzten Mamontoffs Truppen zum Angriff gegen das Dorf Davidowka an, das von der berüchtigten Bogutschar-Division und einem Elite-Regiment der Roten verteidigt wurde. Sie stiessen auf einen ungewohnt hartnäckigen Widerstand des Gegners. Unsere Panzerwagen wurden eingesetzt. Beim Einfahren in das Dorf wurden sie von heftigem Gewehr- und M.G.-Feuer empfangen. Der Versuch, unsere "Bärin" von hinten mit Handgranaten anzugreifen, wurde durch das Feuer des uns folgenden "Ataman Kaledin" abgewehrt. Dagegen gelangte es dem Gegner, den dritten Panzer ausser Gefecht zu setzen. Ihm wurde ein Vorderrad durch eine Handgranate abgesprengt.

Doch gleich danach wurden die Roten von den uns folgenden Kalmücken-Reitern in die Flucht geschlagen. Das Dorf war in unseren Händen. Während mehrerer Stunden verfolgten wir den sich zurück ziehenden Gegner. Zweimal gerieten wir dabei unter heftiges Feuer feindlicher Batterien, dem wir uns durch schnelles Manovrieren entziehen mussten. Gegen Abend erfolgte noch ein weiterer Einsatz gegen rote Infanterie und wir waren froh, als es endlich dunkel wurde.

Wir hatten nahezu pausenlos neun Stunden im stählernen Kasten unter praller Juli-Sonne verbracht. Die vom Motor und den feuernden Maschinen-Gewehren entwickelte zusätzliche Hitze liess die Temperatur im Innern des Panzers auf etwa 50 Grad steigen. Wir waren fast nackt und doch in Schweiss gebadet. Mir schmerzte mein Kopf zum Zerspringen und gegen Abend war ich nahezu besinnungslos. Ich dachte, dass ich derartige Strapazen nicht lange würde ertragen können. Zum Glück stellte nur der erste Kampftag derartige Anforderungen an uns. Ich musste später nicht bereuen, dass ich mich der Panzerwaffe angeschlossen habe.

Nach der Einnahme von Wassiliewka verfolgten Mamontoffs Truppen den sich in Richtung auf Woronesch zurückziehenden Gegner. Letzterer hatte in aller Eile Verstärkungen herangezogen, die zwei Tage später unsere Truppen in der grossen Ortschaft Tschigla angriffen. Es gelang ihnen, einen Teil des Dorfes zu besetzen und in Brand zu stecken. Mamontoff eilte zum Kampfort, um die Leitung der Kampfhandlungen zu übernehmen. Mitten in der galop-

pierenden Reitergruppe des Generals und seines Stabes explodierte eine Granate. Die Pferde von Mamontoff und zweier seiner Offiziere wurden getötet, sein Adjutant verwundet. Zum Glück blieb er selbst unverletzt - lediglich ein Stück seines Kittels wurde ihm weggerissen.

Gegen Abend liessen die Kampfhandlungen nach, flammten aber am nächsten Morgen wieder auf, dieses Mal beim Dorf Aleksandrowka, welches uns starke Kräfte des Gegners streitig machten. Von berittenen Kommissaren angetrieben, stiessen mehrere Wellen dichter Infanterie gegen unsere Stellungen vor. Mamontoff befahl seiner Reiterei, den Feind von hinten und von beiden Seiten anzugreifen, während unsere beiden Panzerwagen ihn vor dem Dorfe aufzuhalten hatten.

Unsere "Bärin" zeichnete sich dabei wenig aus, wohl aber der "Ataman Kaledin". Von den Roten umringt, gelang es ihm, sich freizuschiessen, ihnen dabei grosse Verluste beifügend. Mamontoffs Taktik brachte einen vollen Erfolg. Als die von uns mit Spannung erwarteten Reitertruppen in den Kampf eingriffen, wurden zwei gegnerische Divisionen trotz starker Gegenwehr entscheidend geschlagen. Der Durchbruch der feindlichen Front war gelungen, der Weg nach dem Norden frei.

Gefangene, Verwundete und alles, was die Beweglichkeit der Truppe hätte hindern können, sogar unsere Feldküchen, wurden in die Etappe zurück geschickt. Den gleichen Weg nahm auch meine "Bärin", die während des Kampfes einen Motorendefekt erlitten hatte. Auf meinen Wunsch hin wurde ich auf den einzigen kampffähig gebliebenen Panzer "Ataman Kaledin" umgeteilt. Auf dem Panzer fehlte gerade ein Mann, da einer der M.G. Schützen im Kampf um Aleksandrowka verwundet worden war. Ich konnte seinen Platz einnehmen.

Nach dem Durchbruch der Kavallerie hatte sich die in die feindlichen Linien geschlagene Bresche wieder geschlossen und wir befanden uns nun hinter dem Gegner, von allen Seiten von Feinden umringt, abgeschnitten von jeglicher Verbindung mit den eigenen Truppen. Das entsprach ganz Mamontoffs Absicht: Am nächsten Tag sollte unser Vorstoss in Richtung Tambow beginnen.

Leider war die Verbindung mit der Etappe unterbrochen worden, bevor unser Treibstoff-Wagen zu uns stossen konnte. Nun lagen unendliche Wegstrecken vor uns und wir hatten nur die kleine Menge Benzin im Tank des Panzers. Es bestand auch keine Aussicht, Benzin aus Feindeshand zu erobern, da sie keines hatten. Ihre Vorräte waren längst verbraucht und, von der Kaukasischen Rohstoffbasis abgeschnitten, erhielten sie auch keinen Nachschub mehr. Ihre eigenen Motorfahrzeuge waren sämtlich auf Alkohol umgestellt worden, eine Umstellung, die durch Abänderung des Vergasers vorgenommen wird. Da wir keine Erfahrung darin besaßen, hatten wir Bedenken, den erforderlichen Eingriff am Motor unseres Panzers vorzunehmen. Doch war Mamontoffs Befehl eindeutig; wir sollten der Kavallerie folgen, ohne auch nur einen einzigen Liter Benzin aus unserem kargen Bestand zu verbrauchen, es sei denn während einer Kampfhandlung.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Panzer schleppen zu lassen. In Südrussland werden Ochsen als Zugtiere verwendet, die für das Befördern schwerer Lasten viel geeigneter sind als Pferde. Wir fanden bald heraus, dass sieben Paar Ochsen, vor den Panzer gespannt, ihn auf ebener Strasse langsam aber sicher vorwärts bringen konnten. Um ein etwas rascheres Tempo zu erzielen, wurde den Ochsen noch ein Pferde-Paar vorgespannt. Ausser den sieben Ochsen-Paaren wurde ein zweites, gleich starkes Gespann mitgeführt, um müde gewordene Tiere zu ersetzen. Die Bauern, die uns ihre Tiere ausliehen und selbst mitkommen mussten, wurden jeweils nach einem Tagesmarsch mitsamt ihren Tieren wieder entlassen. Am nächsten Tag kamen dann andere an die Reihe.

Leider wird nur in Südrussland mit Ochsen gearbeitet. Je weiter wir nach Norden vorstießen, umso schwieriger wurde es, die benötigten Tiere aufzutreiben. Es war bald nicht mehr möglich, täglich neue Ochsen zu beschaffen und wir mussten eine ganze Herde requirieren, um auf dem weiteren Weg den notwendigen Wechsel aus eigenen Beständen vornehmen zu können.

Weit ernstere Schwierigkeiten bereitete uns das Wetter. Nach den ersten schönen Tagen, in denen unsere Kampfhandlungen durch Staubwolken erschwert wurden, setzte ein Dauerregen ein, der die von uns benützten Feldwege in einen nahezu unpassierbaren Morast verwandelte. Alles blieb im Schlamm stecken. Der Panzer versank darin bis auf die Basis seiner Türme. Nur durch unmenschliche Anstrengungen und allen möglichen Sonder-Massnahmen gelang es, ihn im Schneckentempo vorwärts zu bringen.

Wir konnten der leicht beweglichen Kavallerie nicht mehr folgen und blieben weit zurück. Mamontoff befahl einer Hundertschaft Kosaken, bei uns zu bleiben. Sie sollte uns helfen und uns beschützen. Immer wieder blieb der Panzer in besonders weich gewordenen Strecken der Strasse stecken und musste aus dem Schlamm herausgezogen werden. Einmal wurden zwölf Paar Artilleriepferde vorgespannt, ein anderes Mal musste das zweite Ochsen-Gespann mithelfen, so dass vierzehn Ochsenpaare den Wagen zogen. Die Kosaken holten von den umliegenden Federn Korngarben und warfen sie unter die Räder. Sogar der Motor musste zeitweise, trotz Benzin-Verbot, angelassen und auf volle Touren gebracht werden, um den Panzer aus dem Schlamm zu befreien. So ging es im Schneckentempo weiter, nur durften wir uns keinerlei Ruhepausen gönnen.

Während die Kavallerie an die 40 Kilometer am Tage zurücklegte und die Nacht in irgend einem Dorfe ausruhen konnte, waren wir tagaus, tagein, die ganzen 24 Stunden unterwegs. Das dauerte einige Tage, bis sich das Wetter endlich besserte. Inzwischen hatte sich die uns zugeteilte Kosaken-Hundertschaft so an uns gewöhnt und es gab für sie auch so viel zu tun, dass sie auch weiterhin bei uns verblieb. Sie übernahm den Wachdienst, die Verantwortung für unsere Ochsen und für den unglaublich angewachsenen Tross von Pferdewagen, der uns folgte.

Letztere waren sowohl mit nötiger, wie mit völlig überflüssiger "Kriegsbeute" beladen. Notwendig war für uns das Sohlenleder, von dem wir drei ganze Wagenladungen mit uns führten. Wir hatten das Leder von einer Lederwaren-Fabrik geholt, um es als Reifenschutz für unseren Panzer zu verwenden. Statt der üblichen Vollgummi-Bereifung liefen seine Räder auf Gussmatiks. Das sind Pneus, die statt Luft flüssigen Gummi enthalten, der eventuelle Einschusslöcher schliessen muss. Nun war die äussere Schale der Bereifung von "Ataman Kaledin" durch die überstandenen Strapazen derart abgenutzt, dass sie unbedingt verstärkt werden sollte, um zu verhindern, dass ihr Radiergummi-ähnlicher Inhalt ausfloss. Es hatte sich gezeigt, dass eine Umkleidung mit Sohlenleder einen brauchbaren Schutz ergab, der aber nur kurze Zeit hielt und täglich ersetzt werden musste. Deshalb der überdimensionierte Vorrat.

Weitere drei Pferdewagen enthielten Fässer mit 99%igem, reinem Alkohol. Als wir eine Spiritus-Fabrik erbeuteten und niederbrannten, hatten wir sie für den Fall mitlaufen lassen, dass wir doch gezwungen werden sollten, Benzin durch Alkohol zu ersetzen. Möglicherweise war es lediglich ein guter Vorwand, um eine riesige Schnapsreserve mit sich führen zu dürfen. Unvergällten Alkohol bei sich zu haben, und noch in so grossen Mengen, war natürlich etwas heikel.

Alle wussten vom Inhalt der Fässer, zumal unser Panzerkommandant sich mehrmals den Scherz erlaubte, eine Kostprobe davon nichts ahnenden Bauern als Wodka vorzusetzen. Er freute sich über den Effekt, den das Schlucken vom reinem Alkohol statt 50%igem Wodka auf seine Opfer machte. Doch einmal, als er seinen Scherz an einer stämmigen Bauernfrau erprobte, wurde er schwer enttäuscht. Statt erwartungsgemäss zusammen zu zucken, wischte sie sich lediglich den Mund ab und meinte, die "Nikolaewskaja" (der unter dem Zaren hergestellte Wodka) sei stärker gewesen.

Da es an Trinklustigen nicht mangelte, musste man aufpassen, dass unser Alkoholvorrat nicht Anlass zu einer Sauferei gab. Deshalb wurden die Fässer versiegelt und nachts von einem Wachtposten bewacht. Die Oberaufsicht wurde mir als notorischem Nicht-Trinker anvertraut. Jeden Morgen hatte ich die Siegel zu überprüfen. Mehrmals fand ich sie aufgebrochen und der Wachtposten wusste von nichts. Da es jedoch nie zu einer Sauferei gekommen war, behielt ich meine Feststellungen für mich und begnügte mich damit, die Siegel zu erneuern.

Eine Anzahl weiterer Pferdewagen enthielten "Proviant", oder vielmehr das, was als Proviant bezeichnet wurde, unter anderem eine grosse Anzahl Zuckersäcke und Eierkisten. Es wurde ein sehr beliebter Zeitvertreib, sich daraus sogenannte "Gogol-Mogols" zu bereiten, eine köstliche Speise, die dadurch entsteht, dass man Eigelb und Zucker bis zur Bildung eines konsistenten Schaumes verquirlt. Ich besass einen kleinen emaillierten Becher, der sich dazu vorzüglich eignete. Zu faul, mir selbst einen "Gogol -Mogol" zu bereiten, pflegte ich meinen Becher auszuleihen und erhielt ihn mit dem als "Entgelt" fertig gedrehten Leckerbissen wieder zurück.

Faulheit war auch sonst der bei mir vorherrschende Seelen-Zustand, nachdem sich das Wetter gebessert hatte. Unendlich langsam wurde der von Ochsen gezogene Panzer über den nun trocken gewordene Feldweg gezogen. Es gab nichts anderes zu tun, als sich zu sonnen, was ich auch ausgiebig auf dem Dach des Panzers tat.

Ich hockte meistens zwischen den beiden M.G.-Türmen und genehmigte geniesserisch einen "Gogol-Mogol". Nur wird der Panzer-Stahl in der prallen Sonne unerträglich heiss und ich holte mir etwas Stroh herauf, um mich vor Sonnenbrand zu schützen. Damit war ich aber entschieden zu weit gegangen. Ich wurde vom Panzerkommandanten zur Rede gestellt und daran erinnert, dass ich mich nicht in einem Wander-Zirkus, sondern auf einer Militär-Maschine befände.

Doch nicht immer war unser Dasein so friedlich. Wenn eine grössere Stadt eingenommen werden sollte, oder wenn wir auf stärkeren Widerstand stiessen, was nur selten der Fall war, trat "Ataman Kaledin" in Aktion. Die Zugtiere wurden ausgespannt, wir durften den Motor anlassen und etwas von unserem kostbaren Benzin verbrauchen. So war es bei der Einnahme von Tambow, einer durch Schützengräben und Stacheldrahtverhau geschützten Stadt. Unser Panzerwagen wurde eingesetzt, doch nach kurzem Feuer-Geplänkel zog es der General vor, die Stadt zu umgehen, statt die Verteidigungsstellungen frontal anzugreifen. Die Nacht verbrachten wir in einem nördlich von Tambow gelegenen Dorf, knapp zwölf Werst von der Stadt entfernt.

Als unser Kosaken-Korps am nächsten Morgen die Stadt eroberte, fielen uns auch die Morgenblätter in die Hände, in denen wir lesen konnten: "Die Gerüchte über den Vormarsch der Kosaken sind stark übertrieben. Die nach allen Richtungen in einem Umkreis von 60 Werst ausgesandte Aufklärung ist nirgends auf feindliche Truppen gestossen". Doch schon während Tambows Einwohner durch solche Zeitungsinformationen getäuscht worden waren, hatten die roten Machthaber selbst genau Bescheid gewusst und die Stadt in aller Eile verlassen.

An jenem frühen Morgen hatten wir den Befehl erhalten, unsere Truppen beim Einmarsch in Tambow zu unterstützen. Nach kurzer Beschiessung der nur mässig verteidigten Bahnstation lag der Weg in die Stadt vor uns frei. Die Kavallerie überholend fuhren wir kreuz und quer durch Tambows Strassen. Die ahnungslosen Rotarmisten hielten unseren Panzer zuerst für einen der ihren. Sie erstarrten buchstäblich vor Schreck, als sie ihren Irrtum erkannten. Wir nahmen ihnen Gewehr oder Revolver ab und liessen sie laufen.

In Tambow fielen riesige Militärlager in unsere Hände: Eine ganze Artillerie-Basis mit 416 Geschützen, 500 Eisenbahnwagenladungen Munition, ein enormer Wagenpark mit Fuhrwerken aller Art, ein Intendatur-Vorratslager mit Bekleidung und Proviant, ausreichend für viele Zehntausende von Rotarmisten. Auch eine Pulverfabrik und eine Spiritus-Fabrik mit enormen Alkoholvorrat wurden erobert. Geschütze und Munition wurden gesprengt - den ganzen Tag hindurch hörte man die Explosionen - die Alkoholvorräte verbrannt, die Vorrat-

slager den Einwohnern der Stadt zur Selbstbedienung geöffnet. Auch die Kosaken benützten die Gelegenheit, sich neu auszustaffieren.

Im übrigen war die Bevölkerung ganz auf unserer Seite und empfing uns mehr als herzlich. Ausser der grossen Zahl von Gefangenen, die in Tambaw und dessen Umgebung gemacht worden waren, legten mehrere Einheiten von Rotarmisten freiwillig ihre Waffen nieder. Wir stellten es den Rotarmisten frei, zu gehen wohin sie wollten. Dabei zogen es jedoch drei ganze Regimenter vor, sich uns anzuschliessen. Ihre Mannschaften stammten aus Tula und sie wollten mit uns gemeinsam kämpfen, um ihre geliebte Stadt von den Roten zu befreien. Ihr Verhalten entsprach weniger einer anti-bolschewistischen Einstellung als dem Wunsch, in die Heimat, zu den Angehörigen und zum früheren friedlichen Dasein zurück zu kehren.

Unsere damaligen Erfolge liessen annehmen, dass wir nicht nur Tula, sondern auch Moskau bald einnehmen würden und da wollten die meisten dabei sein. Als wir uns etwa ein Jahr später dezimiert und geschlagen in die Krim-Halbinsel zurück ziehen mussten, geschah das Gegenteil: Unsere Soldaten gingen scharenweise zum Gegner über.

Nun aber genug von Tambow. Mamontoff war mit seinen Kosaken bereits unterwegs nach Kasloff und wir mussten unsere Ochsen zur Eile antreiben, um nicht zurück zu bleiben. Die Roten setzten sich vor Kosloff zur Wehr und hielten uns einen Tag lang auf. Einer gesprengten Brücke wegen konnte "Ataman Kaledin" während des ersten Tages nicht mit dabei sein. Erst als zwei Brücken wieder soweit instand gesetzt worden waren, konnten wir wieder an den Kampfhandlungen teilnehmen.

Auch in Kosloff fuhr "Ataman Kaledin" als erster ein und wurde denkbar herzlich empfangen. Die ganze Bevölkerung strömte auf die Strasse, die Arbeiter standen scharenweise vor ihren Fabriken, und alles schrie "Urra ", winkte mit den Händen und lief uns nach.

Wir fuhren geradewegs zum Gefängnis, in dem sich die von den Bolschewiken verhafteten Regimegegner befanden. Als sie befreit wurden, war der Jubel der zusammengelaufenen Menschenmenge grenzenlos. "Urra"-Rufe erfüllten die Luft, Offiziere, darunter auch der Kommandant unseres Panzerwagens, wurden unter die Arme gefasst und jubelnd hochgeworfen, überall läuteten die Kirchenglocken. Ich war zu Tränen gerührt.

Ähnlich wie in Tambow konnten wir auch in Kosslof (heute Michurin) riesige Militärlager erbeuten. Unter anderem fiel in der Bahnstation ein Eisenbahnwagen in unsere Hände, der mit sämtlichen Stadtkassen beladen war. Sie enthielten annähernd 60 Millionen Rubel! Um diesen Geldsegen umzuladen, wurden 6 doppelspännige Pferdewagen benötigt.

Auch der Sonderzug des Oberkommandierenden der Roten Armee, Trotzki, in welchem sich noch sein Hund befand, wurde erbeutet. Leider war Trotzki selbst gerade noch entkommen. In Kosslof wurde ich Zeuge, wie ein unbemannter Zug, bestehend aus einer Lokomotive und sechs Güterwagen über eine zuvor gesprengte Eisenbahnbrücke geleitet wurde. In einer Wolke von Staub, Rauch und Dampf versank die Zugkomposition, die gesprengte Brücke mit

einem Wirrwarr zertrümmerter Wagen und verbeultem Eisen füllend. Ein sehenswertes Schauspiel, das mir aber keine Freude machte: Wie unsinnig war doch eine derartige Zerstörung und wie gross der Schaden, den wir Russen in unserem Bruder-Kampf dem eigenen Lande zufügten!

Nach Kosloff ging es noch ein Stück weiter nach Norden. Doch dann wurde es Zeit zur Rückkehr. Die beträchtlich angewachsenen Truppen unter Mamontoffs Kommando nahmen noch verschiedene Städte ein, unter anderem auch Voronesch, und fügten dem Gegner allerlei Schaden zu. Sie erbeuteten Eisenbahnzüge, beladen mit Tausenden von Tonnen Zucker, mit Zehntausenden Paaren von Militärschuhen und vielem anderen, die der gesprengten Brücken wegen steckengeblieben waren.

Ein besonderer Glücksfall liess einen feindlichen Kampfwagen der gleichen Bauart wie unser "Ataman Kaledin" in unsere Hände fallen. Er hatte einen Motorschaden und befand sich deshalb auf der Plattform eines Zuges, der nicht hatte ausfahren können. Die Räder beider Panzer wurden ausgetauscht und wir hatten wieder eine einwandfreie Bereifung. Nun mussten unsere Ochsen zwei Panzer schleppen. Wir waren aber inzwischen Experten im Fahren ohne Treibstoff geworden und es gelang uns, beide Panzer mit Ochsenkraft bis zur Wiedervereinigung mit unseren Haupt-Streitkräften ins Don-Gebiet zu bringen. Wie entsetzlich mühselig das war, sei nochmals kurz illustriert: Bei der Auffahrt auf eine Brücke rutschte "Ataman Kaledin" auf der glitschigen, verschlammten Strasse zur Seite, konnte vom Ochsespann nicht gehalten werden und stürzte, sich überschlagend, mehrere Meter in die Tiefe.

Wie hart es war, das schwere Gefährt wieder auf die Räder zu stellen und aus dem Morast zu ziehen, lasst sich kaum beschreiben. Auch musste der durch den Unfall eingedrückte Turm durch den identischen Turm des erbeuteten Panzers ersetzt werden, um den Schaden zu beheben.

Die Wiedervereinigung mit unseren Hauptstreitkräften fand bei Korotoyack statt. Sie war zugleich das Ende des Streifzuges von General Mamontoff.

Anderhalb Monate hatten wir im Feindgebiet, von jeder Verbindung mit unseren Haupt-Truppen abgeschnitten, weit hinter der Frontlinie verbracht. Nur ein einziges Mal war es einem Flieger gelungen, Kontakt mit unserem Kosaken-Korps aufzunehmen. Dreimal war er in Feindgebiet gelandet, bevor er uns fand.

Überall, wo wir durchkamen, hatten wir die Eisenbahnverbindungen der Roten unbrauchbar gemacht, hatten drei grosse Militärbasen zerstört, hatten an die 100'000 Rot-Armisten entwaffnet und nach Hause geschickt, hatten eine Infanterie-Division des Feindes auf unsere Seite gebracht, hatten 1'000 unserer eigenen Gefangenen, sowie 150 von den Roten in Voronesch genommenen Geiseln befreit und hatten einen riesigen Tross von Pferdewagen,

beladen mit Kriegsbeute aller Art, hinter unsere Linien gebracht. Und das alles, ohne dass die Kosaken nennenswerte Verluste an Menschenleben erlitten hatten.

Nur der Pferdebestand war stark dezimiert. Wenn auch die Mehrzahl der widerstandsfähigen kleinen Kosakenpferde die aussergewöhnlich Beanspruchung durch einen sechswöchigen, pausenlosen Ritt mit hohem Tagesdurchschnitt an zurückgelegten Kilometern ohne wirklichen Schaden durchstanden hatte, mussten sehr viele in völlig erschöpftem Zustand unterwegs zurückgelassen werden. Ihre Reiter hatten sie durch Bauernpferde ersetzen müssen. Das war stets ein schlechter Tausch gewesen. Die meisten Kosaken, die ihr Reitpferd eingebüsst hatten, sahen sich genötigt, den Tausch fast täglich zu wiederholen, denn die Ersatzpferde waren den an sie gestellten Anforderungen in keiner Weise gewachsen.

Bei Liski hatte General Mamontoff sich beim Sturze seines Pferdes eine Beinverletzung zugezogen. Er konnte nicht mehr reiten, ging auf Krücken und musste in einem Wagen fahren. Doch blieb er, auch nach der Wiedervereinigung mit unseren Hauptstreitkräften, bei der Truppe, statt sich pflegen zu lassen. Er wusste zu gut, dass ohne ihn alles schief gehen würde!

Die Verwundeten, die neugebildete Infanterie und der riesenhaft angewachsene Tross mit der Kriegsbeute, sowie die beiden reparaturbedürftigen Panzer wurden in die Etappe geschickt. Mamontoff selbst und seine nun wieder leicht beweglich gewordenen Reiterscharen setzten ihre Vorstösse gegen die rückwärtigen Verbindungen des Feindes fort.

Mich behielt der General noch einen Tag bei sich und schickte mich dann mit einem Brief über seinen Streifzug zum Armee-Stab nach Novotscherkassk. Ich durfte das kleine Militärflugzeug besteigen, das bei uns gelandet war. Ich war noch nie geflogen und der Flug beeindruckte mich sehr. Unter dem Flugzeug zog sich die dünne Linie des Weges, den wir Tage zuvor mit unserem Ochsengespann zurückgelegt hatten. Einen ganzen Tag hatten wir gebraucht, um von der Ortschaft, welche unter der linken Tragfläche lag, in diejenige unter der rechten zu gelangen!

Ich hatte einige Erlebnisse aus unserem Streifzuge niedergeschrieben, den Feldpostbrief an einen Freund in Rostow adressiert und nach der Landung in Novotscherkassk eingeworfen. Dass mein Brief von der Zensur geöffnet wurde, war zunächst nicht ungewöhnlich, dass aber mein Freund ihn wörtlich in der Zeitung abgedruckt zu lesen bekam, bevor er ihn selbst erhielt, fand ich doch recht stossend!

Für meine Teilnahme an einem der Kämpfe während des Feldzuges wurde ich mit dem Wladimir Orden mit Schwertern dekoriert. Den gleichen Orden, ohne Schwerter, erhielten in Friedenszeiten Staatsbeamte nach 25 Jahren untadeligen Dienstes. Das Status des Ordens gab ihnen dabei unter anderem das Recht, Frauenbäder zu besuchen. Ob dieses merkwürdige Recht jemals ausgeübt wurde, oder auch ausgeübt werden konnte, ist mir nicht bekannt.

Obwohl ich durch keinerlei besondere Heldentaten den Orden verdient hatte, machte er mir Freude und ich war stolz darauf, ihn tragen zu dürfen. Es hat mich deshalb sehr geärgert, als etwa ein Jahr später meine Auszeichnung plötzlich nicht mehr anerkannt wurde. Schuld daran hatte die Entwicklung unserer militärischen und politischen Lage. Wir hatten grosse Verluste einstecken und uns auf die Krim-Halbinsel zurück ziehen müssen.

Zwischen den Kosaken und der Freiwilligenarmee, in deren Reihe ich nun wieder zu kämpfen hatte, waren grosse Differenzen entstanden. Die Sonderarmee der Don-Kosaken wurde von der gesamtrossischen Leitung unter General Wrangel nicht mehr anerkannt, da die Kosaken-Regierungen sich zu eigenmächtig gebärdet hatten. So verloren auch die von der Don-Armee erteilten Auszeichnungen ihre Gültigkeit.

Während unsere Lage auf der Krim-Halbinsel äusserst kritisch wurde, hatten die Schreiberlinge unserer Militär-Kanzleien nichts nützlicheres zu tun, als sich Rang- und Ordensfragen zu widmen. Sie stellten fest, ich hätte als Offizier Anspruch auf einen zwei Stufen höheren Rang, als der auf meinen Achselstücken bezeichneten. Ich erhielt eine detaillierte Aufstellung meiner militärischen Laufbahn, die ich heute noch besitze.

Darin steht schwarz auf weiss: Militärische Auszeichnungen: keine! Demnach sind mir die Türen der Frauenbäder wieder verschlossen! Zum Aufstieg im Militärrang ist es auch nicht mehr gekommen. Bevor meine Beförderung verbrieft werden konnte, war schon alles zu Ende und wir befanden uns ausserhalb Russlands, in Konstantinopel.

Wieder in der Krim

Als ich von General Mamontoffs Streifzug nach Rostow zurück kehrte, erhielt ich einen längeren Urlaub und fuhr nach der von den "Weissen" zurück eroberten Krim.

Die Herrschaft der Bolschewiken hatte manche Spuren hinterlassen; viele Menschen hatten ihren Besitz, etliche auch ihr Leben verloren. Doch in "Choba Tubi" war noch alles in bester Ordnung, dank der Fürsorge des treuen Verwalters Chochlow. Er hatte es verstanden, unseren Besitz - soweit es überhaupt möglich war - vor dem Zugriff der eingedrungenen Soldateska zu bewahren.

So hatte er z.B. Teppiche aus dem Hause genommen und sie in den riesigen, leer stehenden Weinfässern der Weinkellerei verwahrt. Ein sicheres Versteck, denn in einem Weinkeller wird in der Regel nur nach Wein gesucht. Die Suchenden klopfen die Fässer ab, um festzustellen, welche von ihnen Wein enthielten. So wurden die vollen Fässer prompt entleert, was aber in den leer tönenden Behältern versteckt war, blieb unentdeckt. Sogar einige Hundert Liter Wein hatte Chochlow vor den Plünderern retten können, indem er kleinere Fässer in grösseren verbarg.

Später, als alle früheren Geldquellen versiegt waren, musste Chochlow 40 Eimer, etwa 800 Liter Wein, verkaufen, um Schulden zu bezahlen. Dann wurde noch, mit meinem Segen, unser Kalkbrennofen für 10'000 Rubel verschachert, eine recht ansehnliche Summe, so dass ich glaubte, das finanzielle Gleichgewicht für die nächste Zukunft wiederhergestellt zu haben. Aber weit gefehlt! Dank der uferlosen Inflation - die Druckerpresse war die einzige Geldquelle der Regierung - konnte man für diesen Betrag nach kurzer Zeit gerade noch ein Pfund Butter erstehen! Chochlow sah sich genötigt, einen Teil des Wohnhauses für die Dauer von 3 Jahren zu vermieten. Wohlweislich wurde der Mietpreis nicht in Rubeln, sondern in Litern Wein vereinbart.

In Jablowka war ich nicht allein. Ich hatte unsere gute Bekannte, Olga Nikolajewna Jakuntschikowa, die den Streifzug von General Mamontoff als Sanitäterin mitgemacht hatte, in Rostow getroffen. Sie war völlig erschöpft und sah sehr elend aus. Sie wollte in die Krim, um nach ihrer Tochter Warja zu sehen. Bald traf sie ein und folgte gerne meiner Aufforderung, sich in "Choba Tubi" nach den Strapazen des Streifzuges zu erholen.

Auch ich freute mich sehr, wieder einmal zu Hause zu sein, mich richtig waschen zu können, in einem Bett mit Leintüchern zu schlafen und die in der Krim verbliebenen Freunde und Bekannten wiederzusehen. Leider war die Ausspannung nur von kurzer Dauer. Ich erkrankte an Bauch-Typhus, musste wochenlang das Bett hüten und war so geschwächt, dass mich zwei Schmetterlinge zum Weinen brachten. Sie schwirrten um meinen Kopf herum, während ich hilflos im Bette lag und keine Kraft hatte, mich ihrer zu erwehren. Zum Glück war ich jung, befand mich zu Hause und in guter Pflege. Die schwere Krankheit verlief ohne nachteilige

Folgen. Vom überstandenen Typhus noch ziemlich mitgenommen, erhielt ich einen Genesungsurlaub, um mich gänzlich zu erholen.

Unterdessen war die Lage unserer Armeen immer prekärer geworden. Die Zeit unserer Vormärsche, Durchbrüche und Siege schien endgültig vorbei zu sein. Denikins Truppen waren geschlagen worden, unser Territorium wurde immer kleiner und bald blieb nur noch die Krim-Halbinsel als letzte Zuflucht für die sowjet-feindlichen Truppen übrig.

Aber auch in der Krim war die Lage mehr als kritisch, ja geradezu verzweifelt geworden. Die aus dem Kaukasus unter katastrophalen Bedingungen evakuierten Reste unserer Militär-Einheiten waren völlig demoralisiert und fast waffenlos in die Krim gelangt. Grosse Mengen an Kampfmaterial, nahezu sämtliche Pferdebestände und die ganze Artillerie waren verloren, die Disziplin zum Teufel.

Zwischen den Kosaken-Formationen und der Leitung der Freiwilligenarmee waren Uneinigkeit und Misstrauen an der Tagesordnung. Erstere liessen sich immer mehr von Autonomiebestrebungen leiten und waren nur bereit, eigene Territorien zu verteidigen. Die Freiwilligenarmee strebte ein geeintes und untrennbares Russland an. Auch innerhalb der Offizierseinheiten lehnten sich Unzufriedene und Enttäuschten gegen ihre Vorgesetzten auf.

Unter Anführung von Kapitän Orloff hatten sich Widerstandsgruppen der "Grünen" gebildet. Sie erhielten Zulauf von Enttäuschten, von Deserteuren und auch von ausgesprochenen Gegnern der "Weissen", fanden Zuflucht in den Bergen, verunsicherten die Verbindungsstrassen auf der Halbinsel und brachten es fertig, für jeweils kurze Zeit einmal Jalta, ein anderes Mal sogar Simferopol zu besetzen.

Die gegen die Meuterer entsandten Truppen sympathisierten mit ihnen und wollten sie nicht bekämpfen. General Denikin hatte jede Autorität verloren. Die Engländer, die die Weisse Armee unterstützt hatten, weigerten sich, weiter zu helfen und bestanden auf einer Aufgabe des Kampfes.

Die Krim-Halbinsel wurde von General Slasschow verteidigt. Mit seinem, aus den Resten von etwa 50 verschiedenen Einheiten zusammengewürfelten Armeekorps, das im ganzen nur fünf- bis sechstausend Mann stark war, hatte er sich kämpfend aus Taurien nach der Krim zurückgezogen. Die Roten drängten mit überlegenen Kräften nach und hatten zeitweise sogar Jusehunj auf der Perekop-Landenge besetzt, doch war es Slasschow gelungen, die Zugänge zur Halbinsel zurück zu erobern und sich dort festzusetzen. Um sich weiter halten zu können, brauchte er dringend Verstärkung.

In dieser kritischen Lage erging an sämtliche Militärpersonen, die sich in der Krim befanden, der Befehl, sich unverzüglich an bestimmten Sammelstellen zu melden. Neue Kampf-Einheiten sollten gebildet werden, um die schwache, kämpfende Truppe zu verstärken.

Ich hatte noch Krankenurlaub, musste mich aber gleichwohl stellen. Bald befand ich mich, noch etwas wackelig auf den Beinen, in einem Güterwagen auf dem Wege zur Front. Ich wusste, dass es schlecht um unsere Sache stand, doch erst jetzt, als ich mich plötzlich inmitten eines Haufens Armee-Agehöriger aller Waffengattungen befand, der keinerlei militärischen Wert haben konnte, wurde mir das Ausmass unserer Niederlage voll bewusst. Die Aussicht, mit den mich umgebenden Menschen, die wohl in der Mehrzahl Drückeberger waren, gemeinsam kämpfen zu müssen und im Ernstfall auf sie angewiesen zu sein, erfüllte mich mit bösen Ahnungen.

Nur dem Zufall eines Gespräches über die Vor- und Nachteile verschiedener M.G.-Systeme, in das ich als Fachmann eingriff, habe ich es zu verdanken, dass ich den Krieg mit guten Mitkämpfern fortsetzen konnte. Ein zu seiner Einheit zurückkehrender Offizier der Panzertruppe war auf mich aufmerksam geworden und schlug mir vor, seiner Einheit als M.G.-Schütze beizutreten. Kurz entschlossen stieg ich mit ihm auf der Station Djankoj aus und liess mich auf den Panzer "Redkij", auf russisch der Seltene, als M.G.-Schütze einteilen. Später kam ich auf einen anderen Panzer, der zu Ehren des Krimverteidigers "General Slasschow" getauft worden war. Auf diesem verblieb ich dann bis zu unserer endgültigen Niederlage.

"General Slasschow" stand unter dem Kommando von Gleb Asancheew und hatte dessen Bruder Andrej als Fahrer. Letzterer war ein Autodidakt ohne jede Fach-Ausbildung, doch kannte er sich in technischen Belangen weit besser aus als mancher Diplom-Ingenieur. Unter der Leitung dieses genialen Bastlers wurde der Lastwagen mit gepanzertem Bord, der zum Transport eines Feldgeschützes samt Lafette und Radgestell gedient hatte, nach und nach in eine imposante Kriegsmaschine umgewandelt.

Und so sah diese aus: Bewaffnung: Feldgeschütz auf einem Boots-Turm montiert, statt auf einer Lafette. Der Turm stammte von einem erbeuteten Schnellboot. Ein Lewis M.G. zum Schiessen über den Bordrand, ein schweres M.G. neben dem Führersitz und zwei weitere in einem Panzerturm, von einem Panzerzuge stammend. Motor: Von einem erbeuteten Fiat-Panzer abmontiert und mit zusätzlicher Kühlung und Innenstarter mit Handbetrieb versehen.

Die Besatzung bestand aus sechs Offizieren und einen jungen Burschen, der als Hilfs-Artillerist diente. Zusammen mit den zwei Mann des uns zugeteilten Hilfs-Lastwagens und dem Motorrad-Meldefahrer war es eine enge Gemeinschaft mit starkem Zusammengehörigkeitsgefühl. Ich hatte es gut getroffen, denn es ist sehr beruhigend zu wissen, dass man sich im Ernstfall auf die Kameraden verlassen kann.

Wir hatten es oft nicht leicht, doch dank der guten Kameradschaft wurde alles ohne Murren ertragen. Unser guter "Lukitsch", der eigentlich K.K.Kaseef hiess, sorgte für unser leibliches Wohl in einer Weise, die jedem Kommunisten hätte als Beispiel dienen können. Unser magerer Sold langte nicht weit und war meistens rasch aufgebraucht. Von Zeit zu Zeit musste

etwas aus unserer persönlichen Habe veräussert werden. In der Auswahl dessen, was er für entbehrlich hielt, handelte Lukitsch ganz eigenmächtig. Es kam vor, dass er jemandem, der in seinem Sack auf dem Lastwagen kramte, kurz zurief: "Was suchst du da? Deinen Pullover? Den habe ich schon längst verkauft; es ist ja warm!" Über solche Vorkommnisse hat es nie Streit gegeben und wir hatten stets genügend zu essen.

Meine neue Panzereinheit stand in Frontnähe, als ich zu ihr kam. Der Winter war ausserordentlich kalt. Eine Schneedecke lag über der Landschaft und die Temperatur war tief unter null Grad gesunken; eine grosse Seltenheit für das milde Klima von Taurien. In der überfüllten Ortschaft war kein Quartier aufzutreiben und wir mussten in einem Güter-Wagen einer Zugskomposition hausen, die auf einem Abstellgeleise stand.

Der Wagen hatte keine Heizung und wir froren ganz entsetzlich darin. In der gleichen Zugskomposition, einige Wagen weiter, befand sich ein geheizter Passagierwagen. Da wir auch die Nächte im Zug verbringen mussten, glaubten wir viel eher Anrecht auf eine Heizung zu haben, als die von uns verachteten Schreiberlinge, umso mehr, als einer der Unsrigen an Typhus erkrankt war und hilflos frierend in einer Ecke lag. Da mit einer Verbesserung unserer Lage von offizieller Seite nicht zu rechnen war, beschlossen wir, zur Selbsthilfe zu greifen, und uns den Eisenofen anzueignen.

Das konnte nur nachts geschehen, denn tagsüber war der Wagen voller Menschen. Nachts war er zwar leer, aber durch einen bewaffneten Posten bewacht, der entlang der Zugs-Komposition auf und ab marschierte. Wir liessen uns aber nicht abschrecken. Am entfernten Teil des Zuges wurde ein Krawall inszeniert und der Posten dadurch abgelenkt. Als er weit genug war, rissen drei Mann den Ofen blitzschnell aus dem Passagier-Wagen heraus und schleppten ihn zu unserer Behausung.

Das Schleifen des schweren Ungetüms auf der Schiene des Parallel-Geleises verursachte einen Höllenlärm, doch bevor der Posten zur Stelle war, hatten wir den Ofen bereits in unserem Wagen. Alle stellten sich schlafend und wussten von nichts. Wir hatten den Ofen sicher in unserem Besitz und niemand würde es wagen, ihn uns streitig zu machen. Nun wurde jede Nacht, so zwischen 2 und 4 Uhr, ein Trupp zur Holzbeschaffung ausgesickt.

In unmittelbarer Nähe standen grosse Stapel Eisenbahnschwellen. Da sie für den Bau einer strategisch wichtigen Bahnstrecke bestimmt waren, stand auf das Entwenden derselben Todesstrafe und wir hatten wenig Lust, uns daran zu vergreifen. Nur ein einziges Mal, als wir absolut nichts anderes auftreiben konnten, entschlossen wir uns, eine Schwelle zu stehlen. Wir zogen es sonst vor, bei unseren Beutezügen weniger gefährliche, dem zivilen Sektor zugehörige Holzstücke zu wählen.

So liessen wir einmal den Marktstand eines Fleischers mitgehen. Die ganze Bude wurde zu unserem Wagen geschleppt und dort prompt zu Brennholz gemacht. Wir waren der Ansicht, dass es Buden-Besitzern und anderen Spekulanten viel zu gut ging. Sie verdienten zu viel an

den immer teurer werdenden Lebensmitteln und es wäre nur gerecht, auch sie einmal den Ernst der Lage fühlen zu lassen!

Ein anderes Mal war es ein Klo-Häuschen, das uns zum Opfer fiel. Wir sägten seine Eckpfosten ab und nahmen die ganze Bude, mitsamt Dach und Wänden. Das wesentliche aber, das Brett mit dem Loch, blieb unberührt, so dass die sanitäre Anlage weiter benutzt werden konnte, wenn auch unter freiem Himmel. Wir brauchten deswegen kein schlechtes Gewissen zu haben, da wir selbst sogar ohne den Luxus eines gelochten Brettes auszukommen hatten.

Abgesehen von den nächtlichen Expeditionen verlief unser Dasein im Güter-Wagen recht eintönig. Lukitsch besass eine Gitarre, auf der er entweder "Jouravli", eine Art Bänkel-Gesänge, auf jeden von uns zutreffend, oder seine geliebten "Sadko"-Lieder zu klimpern pflegte.

Andrej hatte einen Rest Mehl und etwas Öl organisiert und backte daraus, mit Hilfe seiner Lötlampe, recht primitive Fladen. In normalen Zeiten hatte man sie sicher ungeniessbar gefunden, uns aber schmeckten sie trefflich. Während des Backens amüsierte uns Andrej durch Mimen von Szenen aus seiner Kindheit. Er machte uns vor, wie der kleine Andruscha, dem die Mutter die schönsten Leckerbissen vorsetzt und ihn inständig bittet, noch etwas davon zu essen, hartnackig das Gebotene abweist und "ne chotschu", ich will nicht, mault. Wir hatten zwar nicht an richtigem Hunger zu leiden, doch dass Essbares zurück-gewiesen werden konnte, war uns kaum noch vorstellbar und wir lachten herzlich über Andrejs Vorführungen.

Der Kranke fieberte weiter. Wir konnten nicht viel mehr für ihn tun, als von Zeit zu Zeit etwas Schnee auf dem Ofen zu schmelzen, um seinen ständigen Durst zu löschen.

Wir lebten in Erwartung irgend eines Ereignisses oder eines Befehles, die unser Dasein ändern und sinnvoller gestalten würden. Doch gab es anscheinend keine für uns lohnenden Aufgaben und wir wurden untätig in Reserve gehalten, bis es General Slasschow gelungen war, den Feind zurück zu schlagen und unsere Stellungen auf der Land-Enge zuverlässig zu sichern. Als es so weit war und ein Durchbruch der Verteidigungs-Linie nicht mehr befürchtet werden musste, hatte das Verbleiben der Panzer in Front-Nähe seine Berechtigung verloren. Sie wurden zu der Divisions-Basis nach Kerch zur Revision und Instand-Stellung beordert.

Wie üblich wurden die Panzer per Bahn transportiert. An einer Zwischen-Station ging unser kleiner Hund, das Maskottchen unserer Einheit, verloren. Wir waren tief betrübt und vermisten ihn sehr. Etwa drei Wochen später erhielten wir die Nachricht, unser vierbeiniger Freund befände sich bei der zweiten Panzer-Division und wir sollten ihn abholen. Die ganzen drei Wochen lang hatte er sich auf der Station, an der wir ihn verloren hatten, herrenlos herumgetrieben, bis wieder ein mit Panzern beladener Zug durchkam. Seiner Zugehörigkeit zur Panzer-Truppe bewusst, hatte er sich der die Station passierenden Einheit angeschlossen. Gross war die Wiedersehens-Freude, als er uns zurückgebracht wurde.

Unsere Lebens-Bedingungen in Kertsch waren mit denen in Jankoj nicht zu vergleichen. Wir waren gut untergebracht und wurden im Offiziers-Casino gepflegt. Etwa einen Monat lang

arbeitete ich mit der übrigen Mannschaft in unseren Reparatur-Werkstätten als Hilfs-Arbeiter. Unser Panzer wurde nahezu gänzlich auseinander genommen und gründlich revidiert.

Am Abend nach der Arbeit konnte ich mir den Luxus leisten, mich gründlich zu waschen, meine saubere Ausgangs-Uniform aus englischen Beständen anzuziehen und, mit meinem Wladimir-Orden auf der Brust, durch die Strassen stolzieren. Dabei musste ich oft daran denken, wie gnädig das Schicksal mit mir gewesen war und was für einen guten Dienst mir meine Krankheit erwiesen hatte. Meine frühere Don-Kosaken Einheit war im allgemeinen Debakel restlos untergegangen. Alle Panzer sind verloren gegangen.

Das Schicksal meiner früheren Kampfgefährten blieb mir unbekannt. Nur über General Mamonoff wusste ich, dass es ihm nicht vergönnt gewesen war, den Tod im Kampf zu finden. An Fleck-Typhus erkrankt, war er in einem Lazarett im Kaukasus gestorben. Ich dagegen war verschont geblieben. Ich konnte weiter kämpfen und mich sogar zeitweise des Lebens erfreuen.

Wir liessen uns von trüben Gedanken, zu welchen genügend Anlass gewesen wäre, nicht deprimieren, klammerten uns an jeden Schein eines Erfolges und lebten von einem Tag in den andern. Viel Kontakt mit der Zivil-Bevölkerung hatten wir nicht. Einer von uns hatte sich mit einem netten Mädchen aus klein-bürgerlicher, jüdischer Familie angefreundet. Ein weiterer Kamerad und ich wurden hie und da zu einem Festmahl eingeladen: Nicht bei ihr zu Hause, denn unsere Zusammenkünfte hätten ihren Eltern sicher nicht gepasst, sondern irgendwo dort, wo es eine Möglichkeit gab, Wasser auf einer Spiritus-Flamme zu kochen.

Der Fest-Schmaus bestand aus Kakao mit Brot oder Zwieback. Das Mädchen brachte den Kakao, ihr Freund den Zucker und wir besorgten die Zutaten. Es gab in Kertsch eine sehr gute Bäckerei, in welcher eine bestimmte Sorte ausgezeichneter Patisserie hergestellt wurde, aber nur, wenn der Bäcker gerade etwas Mehl und Zutaten ergattern konnte, was leider nur selten der Fall war. Jeden Tag spazierte ich an der Bäckerei vorbei, einen sehnsüchtigen Blick in die Auslage werfend. Das Pech wollte es aber, dass, wenn mir ein knapper Lohn ausbezahlt wurde, die Auslage stets leer war und wenn das erträumte Gebäck darin erschien, ich absolut kein Geld besass, um es zu erwerben. So musste ich mich bescheiden und alten Zwieback oder dergleichen als Beitrag zu unseren Kakao-Zusammenkünften zu stiften.

Im April 1920 wurden die beiden, völlig revidierten und auf Glanz gebrachten Panzer unserer Abteilung an die Front beordert. Dieses Mal wurden sie im Bereich der Bahnlinie stationiert, welche die Krim-Halbinsel mit dem übrigen Russland verbindet. Sie geht nicht durch die Perekop-Landenge, sondern durch einen schmalen Landstreifen, entlang dem See Siwasch. Wir wurden in unmittelbarer Nähe der Station Ojimbuluck, zusammen mit einer anderen Panzereinheit, in der einzigen bewohnbaren Behausung einquartiert. Dort verblieben wir, gegen die unerfreulichen Daseinsbedingungen und das ereignislose, untätige Verweilen murrend, eine geraume Zeit.

Am Vortag zum ersten Mai brachte der Nachrichtendienst in Erfahrung, dass die Bolschewiken die Tschongar-Halbinsel zu Ehren ihres Revolutionstages zurück erobern wollten. Rechtzeitig gewarnt, schritt unsere Führung zu Gegenmassnahmen. Äusserste Wachsamkeit wurde befohlen. Im Morgengrauen des 1. Mai rollten unsere Panzer zur Kampf-Linie. Wir hielten bei der Infanterie-Reserve an der engsten Stelle der Land-Zunge in unmittelbarer Nähe der Eisenbahn-Linie.

Bald eröffneten die Roten das Feuer aus allen verfügbaren Geschützen. Unsere Batterien antworteten. Das Feuer des Gegners konzentrierte sich auf unsere zwei langsam vorwärts kriechenden Panzerzüge. Der eine wurde getroffen. Die Schüsse folgten so dicht aufeinander, dass der Eindruck von Gewehrgeknatter entstand. Die Luft war erfüllt vom Heulen und Summen der Granaten. Der Schall, von der umringenden Wasserfläche reflektiert, verschmolz zu einem ununterbrochenen Getöse. Lukitsch sagte lächelnd und, wie immer bei einer inneren Erregung, besonders stark stotternd: "Die Siwasch-Seen freuen sich, dass wir sie verteidigen!"

Tichomirow, unser Verbindungsmann, kam auf seinem Motorrad vom Stabe des Infanterie-Regimentes angesaust und überbrachte uns die Nachricht, dass rote Panzer gesichtet worden waren. Sofort rollten "Redkij" und "General Slasschow" ihnen entgegen. Es war auch höchste Zeit! Als wir die Kampflinie erreichten, sahen wir unsere Vorposten-Kette, vom Feuer dreier feindlicher Panzer verfolgt, in voller Unordnung fliehen.

"Slasschow" eröffnete das Feuer aus seinem Feldgeschütz. Die roten Panzer wurden zusätzlich von einer unserer Batterien und vom Panzerzug beschossen. Rund um die Fahrzeuge entstanden die bekannten Erdfontänen der einschlagenden Granaten. Aus meiner M.G.-Schiessscharte sah ich, wie zwei Panzer sich plötzlich vom dritten trennten und in einer Staubwolke davonbrausten. Einer blieb unbeweglich zurück.

Wir überholten den feuernden "Slasschow" und ich sah eine Gestalt vom Wagen zur Seite springen. Die Tür des Panzers ging auf, vier weitere Männer kamen zum Vorschein und ergriffen die Flucht. "Sie laufen, sie laufen, halt, halt!" schrie ich aufgeregt, aber unser Wagenlenker hörte oder verstand mich nicht und hielt nicht an. Das Schütteln und Rütteln des Wagens auf dem unebenen Fahrwege machte jedes Zielen unmöglich. Ich schoss aufs Geratewohl, ohne Treffer zu erzielen. Im Nu waren die fünf Gestalten hinter ihrem angeschossenen Fahrzeug verschwunden. Das alles war schneller geschehen, als die Beschreibung dauert.

Wir fuhren nun direkt zum verlassenen Panzer. Aus meinem Turm konnte ich ihn genau sehen. Ein prachtvoller Fiat, mit auf dem Panzerturm aufgemalten roten Sternen und weissen, sich kreuzenden Blitzen. Darunter die Inschrift "Molnia" (der Blitz). Das Fahrzeug lag mit starker Schlagseite - das linke Vorderrad in einem Graben. Daneben war ein tiefer Trichter, wahrscheinlich der Einschlag eines Geschosses, das den Untergang des Panzers bewirkt hat-

te. Die Mannschaft von "General Slasschow" sprang zum Beutewagen und traf Anstalten, um ihn zum Abschleppen anzuseilen.

Zu unserem grössten Bedauern mussten wir an unseren Maschinengewehren im "Redkij" sitzen bleiben. Wir konnten nur "Urrah!" und lauter dummes Zeug brüllen, um uns am allgemeinen Jubel zu beteiligen.

Plötzlich nahm die rote Infanterie die mit dem Anseilen an den "Slasschow" beschäftigten Männer unter starkes Feuer. Gleb wurde getroffen; eine leichte Handwunde. Unser "Redkij" ging zum Angriff über und verjagte die Roten samt ihrem Maschinengewehr "Tatschanki".

Während längerer Zeit mussten wir das mühsamer Abschleppen der "Molnia" decken, deren Vorderrad abgebrochen war. Dann wurde unser Kampfwagen zusammen mit einem leichten Fiat-Panzer einem Infanterieregiment zugeteilt.

Es fing an zu regnen und die Landstrassen verwandelten sich in einen unpassierbaren Morast. Den Regen ausnützend, ging die Rote Infanterie vor, unterstützt von einem Panzer-Zug, ohne dass wir etwas dagegen tun konnten. Als uns endlich der Befehl zum Rückzug erreichte, war der Strassenzustand so miserabel, dass auch die angelegten Ketten wenig nützten.

Unser starker Wagen kam noch mühsam voran, der schwächere Fiat blieb aber im Schlamm stecken. Mit vereinten Kräften versuchten wir, ihn durch Stossen und Ziehen aus dem Morast herauszubringen, doch ohne Erfolg. Als ich mich bemühte, mit all meinen Kräften den Panzer zu stossen, riss ein Kettenpaket, das man um die Hinterräder gewickelt hatte, und traf mich mitten in Brust und Bauch. Es tat weh, von Kopf bis Fuss war ich mit Schlamm bedeckt. Bald sahen auch die anderen nicht besser aus, doch blieb der Panzer nach wie vor im Dreck stecken. Er wurde später von einem Raupenfahrzeug herausgezogen, wir aber beeilten uns, den Weg nach der Station Djimbuluck fortzusetzen, solange der Strassen-zustand es uns noch erlaubte.

Auf der Station war gerade der Zug von General Slasschow eingetroffen. Plötzlich sah es gar nicht mehr nach Krieg aus. Die Eskorte, zu Fuss und beritten, hatte Aufstellung vor dem Zuge genommen, ein Orchester spielte eine lustige Weise und alles war wie im Frieden. Ein eleganter Staboffizier näherte sich unserem Panzer, sah uns verständnislos an und äusserte gedehnt: "Was seid ihr schmutzig!"

Slasschow bestieg sein Pferd und ritt zur Kampflinie. Später erfuhren wir, dass die Offensive des Gegners aufgehalten worden war und die Roten sich zurück ziehen mussten. Wie der General diesen Erfolg erzielt hatte, weiss ich nicht.

Kiriloff

Kiriloff war Fahrer des Panzers "Kosak" gewesen, eines Kampfwagens der Don-Panzerdivision. Während des Rückzuges der geschlagenen Truppen von General Denikin in die Krim war er in Gefangenschaft geraten. Es war ihm gelungen, seinen Offiziersrang zu verheimlichen. Den Kommunisten-Sympathisanten spielend, hatte er das Vertrauen der Roten gewonnen, wurde Parteianwärter und Fahrer eines wundervollen 60x90 PS Fiat Kampfwagens. Im Verband seiner roten Panzereinheit, die den Namen "Genosse Lenin" trug, nahm er am Feldzug gegen Polen teil.

Nach dem Friedensschluss mit Polen wurden die Lenin-Panzer an die Krim-Front beordert, zum Einsatz gegen die Weissen. Als sie, bereit zum Angriff, diesen gegenüber standen, erblickte Kiriloff endlich die Möglichkeit, seinen lang gehegten Wunsch zu verwirklichen und zu den Weissen zurückzukehren.

Unter dem Vorwand, den Weg zu den Stellungen des Feindes erkunden zu wollen, bestieg er sein Motorrad und fuhr bis zu unseren Vorposten. Der Übertritt auf einem Motorrad erschien ihm jedoch allzu riskant. Man würde seine Absicht nicht erkennen, ihn für einen verirrtten Roten halten und das Feuer auf ihn eröffnen. Er wollte seinen Übertritt sicherer und lohnender gestalten. Deshalb kehrte er zu den Roten zurück und erstattete seinem Einheitskommandanten Meldung über die Erkundungsfahrt.

Gleichzeitig bat er ihn um Erlaubnis, seinen Panzer in den Schatten stellen zu dürfen. Als er dann in den Kampfwagen stieg, ohne die gewährte Erlaubnis seinem Panzerführer, dem 18-jährigen Kriegsschüler Krawtschenko, gemeldet zu haben, schöpfte dieser plötzlich Verdacht und sprang auf, bevor Kiriloff Zeit hatte, die Panzertür zu schliessen.

Krawtschenko wurde durch eine Kugel aus seinem eigenen Revolver empfangen, der auf dem Vordersitz des Wagens liegen geblieben war. Kiriloff hatte die Waffe ergriffen, geschossen und aufs Gaspedal gedrückt. Während Krawtschenko, an der Schulter getroffen, zu Boden sank, heulte der mächtige Panzer auf und raste durch das Dorf, vorbei an den eilends zur Seite springenden Rot-Armisten. Die mit Motorrädern aufgenommene Verfolgung war sinnlos und nahm ihr Ende im Vorfelde unserer Infanterie-Stellungen. Unter Gewehr-Feuer geraten, mussten die Motorräder eilig abdrehen, während Kiriloff unsere Linien erreichte und unversehrt aus dem Panzer stieg: Sein Husarenstück war ihm gelungen! Nicht nur war er selber bei den Weissen, sondern er hatte ihnen noch einen prächtigen Kampfwagen mitgebracht.

Leider wurde ihm ein völlig unwürdiger Empfang bereitet. Die Infanteristen von General Markow dachten nicht daran, ihn für seine tapfere Tat zu ehren, plünderten den Panzer und nahmen auch dem Fahrer alles weg, was sie konnten. Dann brachten sie ihn als Gefangenen zum Stabe des Regimentes, wo sie versuchten, die Sache so darzustellen, als wäre der Kampfwagen von ihnen erobert worden. Obwohl ihre Darstellung keinen Glauben fand und

das wirkliche Geschehen bald aufgeklärt werden konnte, erhielten die falschen Helden eine unverdiente Anerkennung. Der rote Panzer wurde in "Markowetz" umbenannt. Unter diesem Namen wurde er, samt seinem Fahrer, Kiriloff, unserer Panzerdivision zugeteilt.

Das Schicksal wollte es, dass wir mit der früheren roten Panzerformation von Kiriloff immer wieder aneinander gerieten. Einige Tage, nachdem der "Markawetz" zu uns gestossen war, wurde ein weiterer Lenin-Kampfwagen von unserem "General Slastschow" in Brand geschossen. Somit verblieb in der feindlichen Einheit nur noch ein einziger Panzer. Bald darauf schoss ich auf einen Lastwagen, den wir dann erbeuteten. Es war der Hilfswagen von Kiriloffs Panzer, auf dem sich Gussmatiks und andere, uns höchst willkommene Ersatzteile für unseren "Markowetz" befanden.

Einen seiner Insassen bezeichnete Kiriloff als eingefleischten Kommunisten. Dessen Be-
teuerungen, er wäre stets für die Weissen gewesen, nützten ihm nichts. Er konnte Kiriloff nicht umstimmen und wurde standrechtlich erschossen. Ein anderer dagegen wurde auf Kiriloffs Empfehlung in unsere Reihe aufgenommen. Noch am gleichen Abend half er mir die Munitionstreifen, die ich am Morgen gegen seinen Wagen leergeschossen hatte, mit frischen Patronen wieder aufzufüllen.

Friedlich plaudernd sassen wir bei dieser Arbeit zusammen und er hatte mir viel zu erzählen. Er berichtete mir, dass ich auf seinen Wagen acht Treffer erzielt und mit einer weiteren Kugel die Mütze eines seiner Kameraden durchlöchert hatte. Ferner, dass der angebliche Freund der Weissen, den Kiriloff entlarvt hatte, nach dessen Flucht schwer getobt hatte. Er hatte geschworen, Kiriloff besonders grausam zu foltern, wenn er ihn zu fassen bekäme. Dann erfuhr ich noch, dass der Kriegs-Schüler Krawtschenko gefallen sei, als der rote Panzer von unserm "General Slastschow" vernichtet wurde.

Im Laufe des Gespräches wurde auch ein gewisser Juriev erwähnt, der sich in der Etappe der uns gegenüber liegenden Formation der Roten befinden sollte. Nach der mir gegebenen Beschreibung glaubte ich einen Klassenkameraden meines Moskauer Gymnasiums zu erkennen. Es war ein sonderbares Gefühl, ihn in den Reihen des Gegners zu wissen, so nahe und doch für mich völlig unerreichbar. Unsere Unterhaltung verlief so freundschaftlich und wir hatten uns soviel zu sagen, dass es schwer fiel sich vorzustellen, dass ich noch vor wenigen Stunden auf meinen Gesprächspartner geschossen hatte.

Lange Zeit hatte Kiriloff sich vor den Roten verstellen und ihnen nach dem Munde reden müssen. Nun hatte sich das Blatt gewendet; er war frei und zwei seiner schlimmsten Widersacher tot, der eine erschossen, der andere verbrannt. Er hatte allen Grund, erleichtert aufzuatmen. Leider dauerte es nicht lange, bis auch ihn sein Schicksal erreichte.

"Markowetz " mit Kiriloff als Fahrer, wurde zusammen mit unserem "General Slastschow" in die Stellung des ersten Markow-Regiments befohlen. Das hügelige Gelände war stark mit Wald überwachsen. Wir hielten in einer Waldschneise, dicht am Waldrand. Vor uns breitete

sich eine gut überschaubare Gegend aus, in der unsere Infanteriestellungen denjenigen des Feindes gegenüber lagen. Es war uns nicht bewusst, dass unser Standort, ungeachtet der Tarnung durch die Bäume, ebenfalls eingesehen werden konnte und von einer Batterie der Roten bereits eingeschossen worden war.

Gleb, unser Kommandant, hatte sich zum Befehlshaber des Infanteriebattalions begeben, während wir Übrigen, keiner akuten Gefahr bewusst, uns wie Sommerfrischler benahmen. Der uns vorübergehend zugeteilte Hilfsartillerist Tschekoj hatte sich sogar auf dem Dache des Kampfwagens ausgestreckt, um ein Nickerchen in der Sonne zu machen. Völlig unerwartet wurde unserem Idyll ein jähes Ende bereitet.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel explodierte ein Artillerieschoss unmittelbar über uns und Tschekoj fiel schreiend und sich vor Schmerz windend vom Dach des Panzers. Ich sprang hinzu und versuchte ihn aufzurichten. Rücken, Bauch und Beine des Ärmsten waren blutüberströmt und ich glaubte, einen schwer Verwundeten vor mir zu haben. Ungeachtet seiner Krämpfe und Schreie zog ich ihm die Überkleider aus und bemühte mich, ihm einen Notverband anzulegen. Niemand half mir; alle hatten Angst vor dem vielen Blut, Angst den Verwundeten anzufassen.

Doch erwies sich die Wunde als weniger schlimm, als ich anfangs angenommen hatte und es gelang mir, sie notdürftig zu verbinden. Ich wollte Tschekoj aus dem Bereich des Artillerie-Feuers herauszuführen, doch er behauptete, keinen Schritt machen zu können und blieb liegen. Ich begab mich auf die Suche nach einer Bahre oder einem Sanitätswagen. Unterdessen schlugen zahlreiche feindliche Granaten dicht bei unseren Panzern ein. Schleunigster Rückzug aus der Waldschneise war geboten.

Ich war nicht weit gekommen, als ich den Ruf hörte: "Kiriloff ist gefallen! Gleich darauf fuhr der sich zurückziehende "General Slastschow" an mir vorbei und ich konnte gerade nach aufspringen. Mit Ausnahme von Gleb war unsere Mannschaft vollzählig im Wagen. Doch was war Tschekoj? Keiner wusste es. Mein Herzschlag setzte aus. War es möglich, dass ein verwundeter Kamerad seinem Schicksal überlassen worden war? Unser Panzer, der Sicht der feindlichen Batterie durch den Wald entzogen, hielt an. Ich lief zurück, um Tschekoj zu holen.

Alles in mir sträubte sich dagegen, zu dieser verfluchten Stelle zurückzukehren, die noch immer unter heftigem Beschuss stand, doch es musste sein. Als ich an der Stelle war, an der Tschekoj gelegen hatte, konnte ich ihn nicht finden. All mein Suchen und Rufen blieb ohne Erfolg. Es stellte sich später heraus, dass er, der angeblich nicht imstande war, einen einzigen Schritt zu tun, es fertigbrachte, einen Sanitätspunkt ohne fremde Hilfe zu erreichen. Anscheinend hatten die Granateinschläge mehr Überzeugungskraft als mein Zureden!

Der Artilleriebeschuss hatte aufgehört und ich näherte mich dem verlassenem "Markowetz" Zwischen seinen Vorderrädern lag die entsetzlich verstümmelte Leiche Kiriloffs, Der Panzer

war mit Blut bespritzt und stark beschädigt. Ein MG-Turm war zerschlagen, beide vorderen Gussmatiks zerrissen. Anscheinend war Kiriloff in dem Augenblick getötet worden, als er, aus dem Panzer gestiegen, den Motor mit der Handkurbel anlassen wollte.

Ein Infanterieoffizier kam heran und wir berieten, was zu machen sei. Keiner von uns war Autofahrer, doch hatte der Infanterist einmal an einem Fahrerkurs teilgenommen und wollte versuchen, den Motor anzulassen. Anfänglich hatte er damit keinen Erfolg. Die Roten, einer Bewegung in der Nähe des Panzers gewahr, nahmen ihn erneut unter Beschuss und wir mussten schleunigst Zuflucht im Walde suchen. Ich ging zum "General Slastschow", um Andrej, unseren Fahrer, zu holen.

Inzwischen war es dem Infanterieoffizier gelungen, den Motor in Gang zu setzen. Er brachte es fertig, den Panzer im ersten Gang zu wenden und aus der Beschusszone heraus zu führen, ohne es zu wagen einen Gangwechsel unter Artilleriefeuer vorzunehmen. Sich nun sicherer fühlend, versuchte er den zweiten Gang einzuschalten - und schon lag der Panzer im Graben.

"General Slastschow" wurde herangeholt, um seinen unglücklichen Kameraden aus dem Graben zu ziehen. Gleb war durch einen Granatsplitter am Bein verwundet worden, der Infanterist zu seiner Einheit zurückgekehrt. So wurde ich gebeten, das Steuer des "Markowetz" zu halten, während man ihn herauszog. Zum Lenken eines Wagens im Schlepp-Tau braucht man nicht Autofahrer zu sein. So dachte ich wenigstens, als ich bedenkenlos in den schief liegenden Panzer kletterte und das Steuerrad ergriff. Den Gang auszuschalten, kam mir leider nicht in den Sinn. Der angeseilte "General Slastschow" zog an und da geschah es! Wie ein wildes Tier sprang "Markowetz" plötzlich mit lautem Motoren-Getöse aus dem Graben! Ich hatte noch gerade Zeit, das Steuerrad herumzureissen, um nicht auf den "General Slastschow" aufzufahren. Schon sauste ich an ihm vorbei, hinein in die uns umringenden Menschen, Wagen und Pferde.

Zum Glück hielt die als Schleppseil benutzte Stahltrosse. Es gab einen heftigen Ruck und mein wild gewordenes Gefährt wurde zum Stehen gebracht. Alles war in wenigen Sekunden geschehen, doch langte die kurze Zeitspanne, um mir einen mächtigen Schreck einzujagen. Ich wurde unbarmherzig ausgelacht und von da an machte die Geschichte von Kornett Rupertti als Panzerfahrer die Runde.

Die letzten Kämpfe

Im Winter 1920 waren die von General Wrangel angeführten antibolschewistischen Truppen in einer verzweifelten Lage. Frankreich und England, die Verbündeten des zaristischen Russlands während des Weltkrieges, hatten den Glauben an einen Erfolg der Weissen Armee verloren. Sie wollten sie nicht weiter unterstützen, stellten ihre Lieferungen ein und versuchten Wrangel zu bewegen, den aussichtslos gewordenen Kampf aufzugeben.

Die Zeiten unserer glänzenden Erfolge waren vorbei. Die Roten hatten, nachdem ihr Krieg gegen Polen beendet war, ihre gesamten Streitkräfte gegen die Wrangel-Armee eingesetzt und sie zum Rückzug in die Krim-Halbinsel gezwungen. Die Stellungen an der schmalen Perekop-Landenge bildeten die letzte Verteidigungslinie gegen die feindliche Übermacht.

Die in den Reihen der Weissen kämpfenden Soldaten waren in ihrer Mehrzahl Bauern aus den nördlich der Krim gelegenen Gegenden. Ein grosser Teil waren Ukrainer, deren von Russischen abweichende Sprechweise für uns wie "kur-kur-kur" klang und ihnen den Spitznamen "Kurkuli" eingebracht hatte. Solange sie geglaubt hatten, ihre Heimstätten und Angehörigen vor Übergriffen roter Gewalttäter zu schützen, hatten sie sich willig und tapfer auf der Seite der Weissen geschlagen. Nun aber waren sie wie ausgewechselt. Eingeschlossen in der engen Krim-Halbinsel und abgeschnitten vom übrigen Russland, hatten sie nur den einen Wunsch, nach Hause zurückkehren zu können. Die Propaganda der Roten fand bei ihnen williges Gehör und Übertritte zum Feind waren keine Seltenheit mehr.

Die Offiziere waren politisch zuverlässiger. Doch auch hier stand nicht alles zum Besten. Wie beschränkt unsere Geldmittel waren, mochte ich durch eine mir in Erinnerung gebliebene Episode illustrieren. General Kutepoff, den wir seiner Kriegstaten wegen sehr verehrten, lebte mit einer bekannten Sängerin zusammen. Als sie nun ein Wohltätigkeits-Konzert zugunsten von Kriegswaisen gab, legten wir unsere gesamte Barschaft zusammen, um Eintrittskarten zu erwerben.

Die Sängerin erntete stürmischen Beifall und die Bis-Rufe nahmen kein Ende. Sie war auch bereit, eine Dreingabe zu singen, nur sollte dafür eine Extrakollekte gemacht werden, zu der auch gleich geschritten wurde. Da keiner von uns noch irgend etwas in der Tasche hatte, stand unsere ganze Sitzreihe widerwillig auf, um den Saal zu verlassen. Da rief uns die erzürnte Sängerin voller Verachtung nach: "Wer will sich da drücken und Ausreiss nehmen? Es langt, wenn ihr es an der Front tut, hier habt ihr keinen Anlass dazu!" Sie gebrauchte für "Ausreissen" ein besonders hässliches Wort - "dahat" - das uns traf und tief kränkte. Diese öffentliche Schmähung ist mir unvergesslich geblieben!

Statt an der Front zu kämpfen, zogen es leider allzu viele vor, irgendwo in der Etappe unterzutauchen. Somit wurden unsere Stellungen an den Zugängen zur Krim-Halbinsel nur von

wenigen, überzeugten Kämpfern des alten Schlages gehalten, neben einer überwiegenden Anzahl unzuverlässiger, mobilisierter Soldaten, Überläufer und gefangener Rotarmisten.

Unser Kampfwagen war im Herbst 1920 in den Divisionswerkstätten in Kertsch gründlich überholt und technisch vervollkommen worden. Viele Wochen hatte seine Mannschaft kaum etwas zu tun gehabt. Der karge Lohn reichte gerade für das Essen in der Kantine. Darüber hinaus konnten wir uns kaum etwas leisten.

Wir ahnten zwar, dass es schlecht um unsere Sache stand, doch vertrauten wir auf General Wrangel, der es verstanden hatte, das Chaos nach der Niederlage im Norden zu überwinden und die Reste der in die Krim geflüchteten Armee zu reorganisieren. Dass die russische Schwarzmeerflotte von ihm den Befehl hatte, alle für eine Evakuierung der Krim notwendigen Vorbereitungen zu treffen, wussten wir nicht. Wie waren des langweiligen, uns nichts bietenden Stadtlebens überdrüssig und konnten es nicht erwarten, wieder aktiv am Kampf-Geschehen teilzunehmen.

Dem tadellos revidierten "General Slatschow" entsprach auch die Stimmung seiner Mannschaft. Da sich alle gut kannten und jeder Einzelne sicher war, sich im Ernstfall auf seine Kameraden verlassen zu können, sahen wir dem bevorstehenden Einsatz zuversichtlich entgegen.

In Annjansk, einer unmittelbar hinter der Front gelegenen Ortschaft, wurden wir zusammen mit der Mannschaft eines Fiat-Panzers, insgesamt zwanzig Mann, in einem winzigen Raum untergebracht. Es war darin gerade noch Platz genug, um sich auf dem Fussboden ausstrecken zu können. Wir lagen so eng aneinander gepresst, dass es nicht möglich war, sich im Schlafe zu rühren. Dennoch befanden wir uns in einer bevorzugten Lage, denn viele hatten überhaupt kein Dach über dem Kopf. So musste eine von den Frontstellungen in die Reserve abgezogene Infanterieeinheit unserer besten Truppen bei 10° Frost unter freiem Himmel nächtigen - eine schöne Erholung nach anstrengender Kampftätigkeit!

Aber auch uns sollte es nicht vergönnt sein, lange in der Wärme zu bleiben. Schon im frühen Morgengrauen riss uns der Ruf aus dem Schlaf: "Auf, schnell, Panzer zur Ausfahrt!". Blitzschnell waren wir in unseren Kleidern, doch noch nicht schnell genug für den uns fremden Kommandanten, der an ein schnelleres Tempo gewohnt zu sein schien. Wie verhext, wollte sich der kalte Motor von "General Slatschwo" nicht anwerfen lassen und alles Fluchen des erzürnten Vorgesetzten blieb wirkungslos. Endlich brummte der Motor und wir waren zum Einsatz bereit.

Durch lang andauernde, grosse Kälte war der Siwasch-See gefroren. Das hatte einer feindlichen Abteilung ermöglicht, über die dünne Eisschicht auf die von unseren Truppen gehaltene Landenge zu gelangen. Die "Kurkuli", die das Seeufer zu bewachen hatten, waren überrascht und in die Flucht geschlagen worden. Wir sollten ihnen zu Hilfe eilen und den Feind zurück werfen.

Auch für uns war der Frost von Vorteil. Auf dem hartgefrorenen Boden waren wir nicht auf Wege angewiesen. Wir rasten mit Vollgas, gefolgt von dem uns zugewiesenen Fiat-Panzer, in Richtung des einsetzenden Geschützfeuers. Immer wieder hiess es: "Schneller, schneller, wir erwischen sie" Die völlig flache Landschaft vor uns war menschenleer. Endlich sahen wir eine einzelne Gestalt uns entgegen wanken - einen sich zurückziehenden, verwundeten "Kurkul"- Wir winkten ihn heran und versuchten, ihn auszufragen. Vergebliche Mühe! Das Gesicht voller Blut, Pelzmütze und Kopfhaut durch einen Säbelhieb bis auf den Knochen durchschnitten, war er völlig benommen. Aus seinem Gestammel: "Die Roten waren plötzlich da, wir ergaben uns, doch sie fingen an, uns nieder zu metzeln, unsere Maschinengewehre schossen ... " wurde nur eines klar; die Truppe, der er angehörte, hatte aufgehört zu existieren.

Beide Panzer rollten weiter und stiessen bald auf unsere vorderste, sich zurück ziehende Schützenkette. Wenige Minuten später befanden wir uns mitten zwischen den vorrückenden Roten. Von allen Seiten wurden wir beschossen, doch war das feindliche Feuer gegen Panzerwände wirkungslos, während unsere Maschinengewehre dem Gegner verheerende Verluste zufügten. Es dauerte nicht lange, bis die Roten gezwungen waren, uns den Rücken zu kehren. Wir nahmen die Verfolgung auf. Querfeldein fahrend trieben wir sie zurück bis auf den gefrorenen Siwasch-See, auf dessen dünne Eisdecke wir uns nicht wagen konnten.

Bevor wir kehrt machten, sprangen zwei Mann der Besatzung aus dem Kampfwagen und eilten zu den herumliegenden Opfern unserer Schiesserei, um zu ermitteln, mit wem wir es zu tun gehabt hatten. Mit zwei aufgelesenen Gewehren und der Feststellung "Rot-Armisten" waren sie gleich wieder im Panzer.

Inzwischen hatten Formationen des Gegners unsere Infanterie umgangen und sie damit zum Rückzug gezwungen. Sofort eilten wir in der uns angegebenen Richtung den neuen Feinden entgegen. Diesmal waren es bestimmt keine gewöhnlichen Rotarmisten. Wir wurden durch einen wahren Kugelregen empfangen. Knieend und liegend schossen die Roten auf die herannahenden Panzer, ohne der eigenen Verluste zu achten. Das Feuer war wohl gezielt und in wenigen Minuten hämmerten etwa 50 Treffer auf die Wände unseres Wagens. Lukitsch, unser Artillerist, wurde leicht verwundet.

Mein Maschinengewehr wurde durchschossen und ich musste mit dem Feuern aussetzen. Treffer in den M.G.-Turm lösten Stahlsplitter von der inneren Seite der Panzer-Wand. "Tack!" und der neben mir im Turm stehende Mann liess vom Schiessen ab und griff sich in das blutende Gesicht, um sich zu überzeugen, dass die Augen unversehrt waren. Nochmals: "Tack!" und eine Kugel zerschellte an einer Zacke meiner Schiess-Scharte. Da hatte ich wirklich Glück gehabt.

Ich glaube, dass es sich lohnt, die Geschichte der Schiess-Scharte mit ihren Zacken zu erzählen. Der Turm vom "General Slatschow" stammte von einem Panzerzug und war ur-

sprünglich nur für einen Schützen vorgesehen. Als er aber auf unseren Panzer montiert wurde, fand man ihn so geräumig, dass er bequem zwei Männern Platz bieten konnte. Folglich wurde ein zweites Maschinengewehr eingebaut, was eine zweite Öffnung in der Panzerwand des Turmes erforderte.

Es erwies sich, dass der gehärtete Stahl nur von einem Bohrer angegriffen werden konnte. Entlang der gewünschten Schneidelinie wurde deshalb ein Loch nach dem anderen in dichter Reihenfolge gebohrt und eine ovale Stahlscheibe herausgeklopft. Eine derartige Arbeitsweise ergab natürlich eine hässliche Linie von Einzelzacken, die meinen Schönheits-Sinn störte. Wiederholt hatte ich gebeten, die Umrandung meiner Schiessscharte glatt zu schleifen, doch hatte die Werkstatt stets Wichtigeres zu tun gehabt; die Zacken blieben bestehen. Jetzt hatte eine davon die direkt gegen meine Stirn fliegende Kugel abgehalten, so dass mein Gesicht nur von winzigen Stahl-Splittern getroffen worden war.

Da der Brennstoff nahezu verbraucht war, fuhren wir zu unserem Hilfswagen mit dem Benzinvorrat zurück, wo der Fiat-Panzer bereits am Auftanken war. Der folgende Kampf-Einsatz geschah im Alleingang, da der Fiat auf den Ersatzmann für einen gefallenen M.G.-Schützen warten musste.

An unseren Infanteriestellungen und Vorposten vorbei fuhren wir dem Feinde entgegen. Das uns empfangende starke Gewehr- und Maschinengewehrfeuer wurde vom fahrenden Panzer aus erwidert. Feindliche Soldaten und Maschinengewehrgespanne machten sich davon, doch eine verdächtig erscheinende Gruppe von Fahrzeugen und Pferden, die uns die Sicht nahm, blieb zurück. Vorsichtig wie immer, wollte Gleb wissen, was vor ihm lag, bevor er sich weiter hinauswagte. "Anhalten! Kehrtwende in Feuer. Stellung! Granate! Feuer!" war sein Kommando.

Der Schuss erfolgte, doch sofort kamen drei Antwort-Schüsse von der Gegen-Seite. Wir waren auf feindliche Geschütze gestossen, die nur darauf gewartet hatten, dass wir näher an sie herankamen, um uns desto sicherer vernichten zu können! Über das dünne Eis des Siwasch-Sees konnte keine Artillerie herüber geschafft worden sein. Es mussten folglich unsere eigenen Geschütze sein, die auf uns schossen. Die verfluchten Kurkuli mussten sie wohl bei ihrer kopflosen Flucht im Stich gelassen und den Roten geschenkt haben.

In einem völlig offenen und flachen Gelände waren wir in das Schussfeld einer Batterie geraten. Flucht mit Vollgas war die einzig mögliche Rettung. Vor uns, hinter uns und neben uns barsten Granaten. Plötzlich gab es einen starken Schlag und eine Funkengarbe im Wagen. Reflexartig liess ich das M.G. fahren und deckte mein Gesicht mit den Händen. Ein Granatensprengstück hatte neben mir die Panzerwand eingedrückt und durchschlagen. Zum Glück waren die Führungshebel unversehrt geblieben und auch sonst sind keine ernsthaften Schäden entstanden - der Panzer hatte seine Beweglichkeit nicht eingebüsst.

Es war bereits Nacht, als wir völlig erschöpft nach Annjansk zurück kehrten. Dort erfuhren wir, dass zwei unserer Panzer ausgeschieden waren. Bei dem einen hatte ein Artillerie-Geschoss das Chassis demoliert, der andere hatte einen Motoren-Defekt. Folglich blieben ausser "General Slastschow" nur noch zwei Panzer einsatzbereit.

Während sich alle schlafen legten, wurde mir das unerfreuliche Los zuteil, die erste Hälfte der Nacht als Offizier vom Dienst zu wachen. Ich verbrachte meine Zeit mit dem Instand-Stellen der Maschinen-Gewehre. Ich bereitete eine wässrige Glycerin-Lösung, wärmte sie auf und füllte damit die Kühler der Gewehre.

Gerade war ich mit meiner Arbeit fertig geworden, als ein Bote bei den im Hofe lagernden Infanteristen erschien und sie aufjagte. Sie hatten den Befehl erhalten, sich nach Juschunj abzusetzen. Ich weckte unsere Fahrer, damit sie die Motoren anlassen und anwärmen konnten, um loszufahren. Es dauerte nicht lange, bis auch uns der Rückzugs-Befehl erreichte; die Perekop-Stellungen sollten aufgegeben werden.

Mitten in der Nacht verliessen wir Annjansk. Der kalte Motor unseres Lastwagens wollte nicht anspringen und "General Slastschow" musste ihn ins Schlepptau nehmen. Wir gerieten in eine Kolonne sich zurück ziehender Truppen aller Waffengattungen. Es war stockfinster und sehr kalt. Um uns herum bewegte es sich gespensterhaft; mit lautem Getöse kroch ein schwerer Tank wie ein Ungeheuer an uns vorbei. Ein behelmter Mann, eine brennende Fackel über dem Kopf haltend, bahnte den Weg für ein Flugzeug, das brummend und mit blauem Aufblitzen ihm im Schrittempo folgte, von vielen Menschen änden an den Flügeln zurück gehalten.

Ein riesiger Traktor hatte, ausser zwei schweren Geschützen, gleich nach ein Dutzend Fuhrwerke angehängt. So donnerte der eigenartige Zug an uns vorbei: Menschen, Pferde, Motorfahrzeuge, dann wieder Menschen und eine nicht enden wollende Schlange von Fahrzeugen jeglicher Art, deren Umrisse in der pechschwarzen Nacht nur sporadisch erschienen, im Lichte einzelner Laternen und Fackeln.

Unser Panzer hatte sichtlich Mühe, den schweren Lastwagen zu schleppen und es ging äusserst langsam voran. Wir fielen fast um vor Müdigkeit, nur die beissende Kalte hielt uns wach. Erst bei Sonnenaufgang erreichten wir endlich das von Annjansk nur wenige Kilometer entfernte Juschunj, wo wir am Rande der Ortschaft neben den beiden letzten noch kampffähigen Panzern Stellung bezogen.

Als es Nacht wurde, durften wir nach Juchend, oh Seligkeit! Zum Übernachten war uns ein Platz in einem geheizten Güterwagen zugewiesen worden. Der Wagen gehörte der Reserve der fünften Panzerabteilung und war zur Hälfte für uns bestimmt. Die andere Hälfte war mit allerlei Ramsch vollgestopft. Der noch verbleibende Platz war knapp und die meisten von uns schliefen auf dem Fussboden so eng aneinander gepresst, dass alle Glieder schmerzten. Nur Petjka, unserem Hilfs-Artilleristen, ging es besser. Klein wie er war, hatte er es verstanden,

unter eine Pritsche zu kriechen, wo ihn niemand stören konnte. Der Ofen strahlte eine wohlige Wärme aus und bald waren alle, ungeachtet der Enge, tief eingeschlafen.

Da es sehr kalt war, hatte die Aussenwache den Befehl erhalten, bei jeder Wachablösung die Fahrer zu wecken, um die Motoren ihrer Fahrzeuge anzulassen und zu wärmen. Wir schliefen aber so fest, dass Andrej, unser Fahrer, diese notwendige Vorsichtsmaßnahme allem Anschein nach verschlafen hatte, was ernste Folgen nach sich zog.

Noch vor dem Morgengrauen kam der Befehl zur Kampfbereitschaft und wir eilten zu den Panzern. Oh Schreck: Der Motor von "General Slatschow" war eiskalt! Nach längeren Bemühungen sprang er endlich an, doch als er warm wurde, sprudelte Wasser aus den geplatzten Röhren des Kühlers.

Grosse Aufregung, Ratlosigkeit, Versuche, den Schaden behelfsmässig zu beheben; es nützte nichts: "General Slatschow" war kampfunfähig geworden. Nur die beiden anderen Panzer fuhren den heranrückenden Roten entgegen, doch bald kamen sie wieder zurück; der eine mit einem zerschossenen Kühler, der andere mit verwundetem Führer.

Bis zum Abend blieben wir tatenlos, passive Zuschauer der um uns tobenden, heftigen Kämpfe. Unsere Artillerie hatte alle vorhandenen Geschütze eingesetzt. Zwei Panzerzüge waren in Aktion und voller Spannung verfolgten wir die feindlichen Granateinschläge. Die Reste unserer Panzertruppen, zwei schwere und ein mittlerer Tank, die zwei kleinen Franzosen (den Roten abgenommene, kleine Raupenpanzer, die sie den französischen Truppen abgenommen hatten) und der letzte verbliebene, raupenlose Fiat-Panzer, standen in Bereitschaft in unserer Nähe.

Die verschiedensten Gerüchte über den Stand der Kämpfe waren im Umlauf, sowohl günstige, als auch ungünstige. Die günstigen beruhten ausnahmslos auf den angeblichen Heldentaten der Kavallerie von Barbowitsch und waren nichts anderes als Wunschträume.

Gegen Abend stellte es sich heraus, dass das Drosdow-Regiment die kritische Lage auf der rechten Flanke überwunden hatte, dass aber das gerade vor uns stehende Korniloff-Regiment zurückgewichen war. Die erste Verteidigungslinie war gefallen. Die Lage war äusserst kritisch und man musste auf das Schlimmste gefasst sein.

Wir verbrachten die Nacht im gleichen Güterwagen wie am Vortage. Zwischen drei und vier Uhr morgens, als es noch völlig dunkel war, hiess es plötzlich: "Aufstehen, aufstehen, zu den Fahrzeugen!" Im Nu waren wir auf den Beinen und draussen.

Ganz in der Nähe war ein höllisches Gewehrfeuer zu hören. Die Roten hatten sich im Schutz der Dunkelheit herangeschlichen und unsere Verteidigungsstellungen angegriffen. In aller Eile wurde der Lastwagen angeworfen, "General Slatschow" angeseilt: Wir waren zur Abfahrt bereit.

Gleb ging noch schnell zum Regimentsstabe, um sich ein Bild über das Geschehen zu machen. Die Auskunft, die er dort erhielt, war niederschmetternd: unser Widerstand war zusammengebrochen, eine Besserung der Lage nicht zu erhoffen; es war das Ende! Schleunigster Rückzug zum Meer war der einzige Ausweg, wobei "Rückzug" eine beschönigende Bezeichnung für die uns bevorstehende Flucht war.

Um die Mittagszeit waren wir bereits im vorgeschobenen Stützpunkt unserer Division, in Djankoj. Wir hatten grosse Freude, zahlreiche Mitkämpfer aus früheren Zeiten zu treffen, noch mehr aber freute uns das bereitgestellte, lukullische Essen. Alle Vorräte, die nicht mitgenommen werden konnten, waren hervorgebracht worden. Vor uns lagen Dutzende von **gebratenen Gänsen und Hühnern, Schaffleisch, Speck und Berge von Brot. Wie hungrige Wölfe fielen wir über alle diese Herrlichkeiten her und assen, bis wir nicht mehr konnten.**

Dann wurde beraten, was weiter zu geschehen hätte. Es wurde beschlossen, den Weg nach Kertsch zu nehmen. Jeder von uns durfte von seinen in Djankoj verbliebenen persönlichen Eigentümern mitnehmen, als in einer englischen Militärtasche Platz hatte. Unsere Habe befand sich in einem der Division gehörenden Güterwagen. Leider war sie unter einer schweren Last von Mehl-Säcken begraben, die eingeladen worden waren, als man noch hoffte, die Vorräte per Bahn evakuieren zu können.

Nach vielem Fluchen und grossen Anstrengungen gelang es uns endlich, bis zu unseren Sachen vorzudringen. Ich zog meine gelben Paradeschuhe und meinen besten Uniformkittel an, beides aus der Zeit meiner Dolmetschertätigkeit bei den Engländern stammend. Dazu nahm ich noch das Notwendigste an Leibwäsche mit. Dann waren wir wieder im Panzer und bald lag Djankoj hinter uns.

Bis zum Dunkelwerden und noch die ganze Nacht hindurch fuhren wir in Richtung Kertsch. Auch im zweiten Gang hatte unser Lastwagen Mühe, den schweren "General Slastschow" zu schleppen und wir kamen nur sehr langsam voran. Im Morgengrauen hielten wir in einer kleinen Ortschaft an und Andrej, unser überaus geschickter Fahrer und Mechaniker, unternahm es, den am Panzer entstandenen Schaden behelfsmässig zu reparieren. In mehrstündiger Arbeit gelang es ihm, die geplatzten Röhren des Kühlers mit gekneteter Brotweiche so weit zu dichten, dass aus den schadhafte Stellen kein Wasser mehr heraussprudelte. "General Slastschow" konnte nun selbständig weiterfahren.

Jetzt kamen wir schneller voran. Zu uns gesellten sich weitere, aus dem Norden kommende Fahrzeuge. Zuletzt fuhr eine wahre Kolonne, bestehend aus zwei Panzern, einem Zisternenwagen, einem LKW und neun Lastern gemeinsam in Richtung Kertsch. Vor uns und hinter uns eine unübersehbare Schlange von Pferdefuhrwerken. Djankoj war inzwischen bereits vom Feinde eingenommen worden.

Am Abend trafen wir in Wladislawowka ein und standen vor einer wichtigen Entscheidung: Von hier aus konnten wir wie vorgesehen weiter nach Kertsch fahren, oder aber uns nach dem Hafen von Feodossja wenden. Bis Kertsch waren es ca. 70 km, während Feodossja in einer Entfernung von lediglich 12 km vor uns lag. Abgesehen davon glaubten wir, in Feodossja eine grössere Anzahl von Schiffen vorzufinden und rechtzeitig für die bevorstehende Einschiffung dorthin gelangen zu können. Andererseits strebten fast alle nach dem näher gelegenen Hafen und es war daher anzunehmen, dass sich in Kertsch weniger Menschen zur Einschiffung drängen würden. Im bewegten Hin und Her der Meinungen war die Mehrzahl, zu der auch ich gehörte, für Feodossja.

Unsere beiden Führungs-Offiziere, Gleb und Dzik, wollten nach Kertsch, da sie ihre Frauen dort gelassen hatten. Doch gerade aus diesem Grunde enthielten sie sich jeglicher Meinungsäusserung. Sie wollten unseren Entschluss nicht durch Wünsche privater Natur beeinflussen.

Zu unserem Glück stiessen wir auf Tassunof, den Kommandanten unserer Panzer-Division. Er hütete sich zwar, einen Befehl zu erteilen - die Zeit der Befehle war vorbei - dafür gab er uns aber einen wohlbegründeten Rat: Wir sollten nach Kertsch fahren, denn in Feodossja herrsche akuter Mangel an Schiffsraum. Damit war die Frage für uns entschieden. Im ersten Morgengrauen nahmen wir den Weg nach Kertsch.

Im Hafen von Kertsch lagen 27 Schiffe und alle, die sich einschiffen wollten, wurden mitgenommen. In Feodossja dagegen standen nur drei grosse Militärtransporter zur Verfügung. Viele mussten zurück gewiesen und ihrem Schicksal überlassen werden. Tassunof hatte uns gut beraten; wer weiss, was sonst mit uns geschehen wäre!

Später hörten wir, dass nach Einnahme der Krim die Roten alle Weissen, die in ihre Hände gefallen waren, standrechtlich erschossen hatten; es sollen 30'000 Mann gewesen sein.

Fahrt ins Ungewisse

Am 29. Oktober 1920 unterschrieb General Wrangel einen Armeebefehl und eine Proklamation an die Bevölkerung, welche klar und deutlich das Ende des Widerstandes gegen die rote Übermacht ankündigten. Die Proklamation wurde sofort telegraphisch in die Städte der Krim übermittelt und der Bevölkerung durch Mauer-Anschläge bekannt gemacht. Darin wurden alle an der antibolschewistischen Bewegung Beteiligten und deren Angehörige angewiesen, sich auf den bereitstehenden Einheiten der Flotte einzuschiffen, sofern sie Russland verlassen wollten.

Die Sprache des Aufrufes war offen und ehrlich. Es wurde nicht verschwiegen, dass kein Land sich bereit erklärt hätte, die Schiffe aufzunehmen, dass keine Mittel vorhanden waren, um die Existenz der Flüchtenden zu sichern und dass ihr weiteres Schicksal völlig ungewiss sei. Deshalb sollten alle, die nicht fest entschlossen seien, Russland unter allen Umständen zu verlassen, und die glaubten, bei der Macht-Übernahme durch die Roten mit dem Leben davonzukommen, lieber in der Krim bleiben.

Für unsere Mannschaft bestand keinerlei Zweifel - die Einschiffung war unsere einzige Überlebenschance. Deshalb atmeten wir erleichtert auf, als wir erfuhren, dass auf dem Kohlentransporter "Samara" Platz für uns bereit stand. Die Angehörigen unserer Panzer-Division, die ihren Dienst in Kertsch versehen hatten, waren bereits seit 24 Stunden auf dem Schiff und hatten auch für uns Platz reserviert. Es freute uns, alte Kameraden zu treffen, doch waren längst nicht alle beisammen. Viele hatten es vorgezogen, in der Krim zu bleiben.

Eigentlich hatten sich nur Frontkämpfer eingeschifft: Panzermansschaften und Besatzungen der Hilfsfahrzeuge. Die übrigen Angehörigen der Division, die nicht gekämpft, sondern ein friedliches Dasein in den Werkstätten oder den Kanzleien in Kertsch geführt hatten, wollten in der Krim bleiben. Da sie am Kampf nicht aktiv teilgenommen hatten, hofften sie, Gnade bei den Siegern zu finden; eine Hoffnung, die sich als trügerisch erweisen sollte. Einer ungewissen und fast aussichtslosen Zukunft in fremden Ländern wollten sie sich nicht verschreiben. Wir hatten für die Einstellung der zurück Bleibenden zwar Verständnis, doch waren wir auch enttäuscht. Es war für uns unfassbar, dass der Adjutant der Division sich nicht nur entschlossen hatte, zu bleiben, sondern bereits Verbindung mit einem Bolschewik der Stadt aufgenommen hatte.

Die befohlene Einschiffung und die Proklamation über das Ende der Feindseligkeiten hatten eine tiefe Spaltung in unseren Reihen ausgelöst. Diejenigen, die sich einschiffen wollten, waren bereits auf der "Samara". Die anderen hatten ein "Komitee der Zurückbleibenden" ins Leben gerufen, dessen Geist und Verhalten bereits ganz bolschewistisch war. Im Interesse der zurück Bleibenden beabsichtigte das Komitee, sämtliche Bestände der Division; die

Reparaturwerkstatt mit ihrem Inventar, Werkzeug, Vorräten und Wagenpark, inbegriffen die Kampfmaschinen, dem Gegner bei seinem Eintreffen in Kertsch unbeschädigt zu übergeben.

An sich war das Bestreben der zurück Bleibenden verständlich, die Gunst der Roten durch ein solches Verhalten zu gewinnen. Doch wir fanden, dass das Komitee entschieden zu weit gegangen sei. Es hatte die ganzen Machtbefugnisse in der Stadt übernommen, Verantwortliche ernannt und bewaffnete Posten aufgestellt. Als uns ein solcher Posten das Betreten des Hofes der Stadtfeuerwehr, auf dem sich die Werkstätten der Panzerdivision befanden, verwehrte und uns Vorschriften machen wollte, musste er bald merken, dass die Übergabe von Kertsch an die Roten noch nicht stattgefunden hatte.

Wir sorgten dafür, dass er und seinesgleichen sich davonmachten und kümmerten uns selbst um den Ordnungsdienst in der Stadt. Die Nacht hindurch patrouillierte unser Panzer in den Strassen und am folgenden Tage wurden auch die übrigen in den Werkstätten vorgefundenen Kampffahrzeuge bemannt. Daraufhin wurden den ganzen Tag lang Konserven und andere Lebensmittel aus den Lagern der Intendantur auf die Schiffe geschafft, während unsere Kampfmaschinen für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sorgten. Ich benutzte eine Atempause, um in einem mir fremden Hause einzukehren. Ich wurde freundlich aufgenommen und mit Tee bewirtet. Noch viel wertvoller war es für mich, mich endlich etwas waschen zu können, zum ersten Mal seit drei Tagen, nachdem wir Armjansk verlassen hatten.

Am Abend waren alle Panzer auf der Einschiffmole und ihre Mannschaften auf der "Samara". Wir hatten die Anweisung erhalten, die Fahrzeuge nicht zu beschädigen, doch widerstrebte es uns sehr, diesem Befehl Folge zu leisten. Die meisten Fahrer sorgten dafür, dass die ihnen anvertraut gewesenen Fahrzeuge unbrauchbar wurden. Der eine goss Säure in den Benzin-Behälter, der andere zog es vor, eine Handvoll Schrauben in das Differenzial zu werfen.

Auch ich konnte mich nicht damit abfinden, unsere Maschinen-Gewehre dem Gegner in gebrauchsfähigem Zustande zu übergeben. Mit einem Sack versehen, bestieg ich der Reihe nach alle auf der Mole stehenden Panzer, montierte die Schlösser der Maschinen-Gewehre ab und warf den gefüllten Sack ins Meer. Es war zwar völlig sinnlos, doch glaube ich, dass ich auch heute nicht anders handeln würde. Gerne hätte ich auch unseren Panzer unbrauchbar gemacht, doch Gleb wollte lieber einen Mechaniker damit beauftragen. Inzwischen waren aber die Mannschaften bereits eingeschifft und keiner durfte von der "Samara" wieder an Land gehen. So geschah es, dass unser "General Slastschow" in fahrtüchtigem Zustande den Roten in die Hände fiel.

In der gleichen Nacht, als unsere Schiffe noch am Hafeneingang standen, bemächtigten sich die in den Reparaturwerkstätten zurück gebliebenen Handwerker der auf der Mole verlassenen Fahrzeuge und schleppten sie auf den Feuerwehrhof ab.

Wir waren bei weitem nicht die Letzten, die sich einschifften. Noch während des ganzen folgenden Tages trafen Abteilungen von Don-Kosaken in Kertsch ein. In Abwesenheit von Ordnungskräften sollen die demoralisierten Kosaken die Stadt zum Abschied gründlich geplündert haben.

Endlich waren alle auf den Schiffen. Die Fahrt ging in Richtung Feodossia, wo die Flotte im offenen Meer, aber noch in Sichtweite der Krim, vor Anker ging. Einstweilen konnte die Fahrt nicht fortgesetzt werden, da kein Land bereit war, weit über 100'000 Flüchtlinge aufzunehmen. Die Verhandlungen mit dem Kommando unserer Alliierten aus dem Weltkrieg, die das Schwarze Meer beherrschten, zogen sich in die Länge.

Zum Glück herrschte während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes auf dem Meer völlige Windstille und die Meeresoberfläche blieb spiegelglatt. Sonst aber waren die Bedingungen, denen die Flüchtlinge auf den Schiffen ausgesetzt waren, geradezu verheerend.

Die "Samara" war ein Kohlenschiff der russischen Flotte, die den Verkehr nach den weit im Osten liegenden Hafen, wie Wladiwostok, versah. Als Brenn-Material wurde Kohle aus dem Donez-Gebiet verwendet, die von der "Samara" transportiert wurde. Ihre Lade-Räume befanden sich in mehreren, untereinander liegenden Etagen und waren normalerweise mit Steinkohle gefüllt. Abgesehen von den Mannschaftsräumen für eine etwa 30-köpfige Besatzung war fürs den Transport von Menschen nichts vorgesehen. Und nun befanden sich auf dem Schiff, ausser der Besatzung, etwa 3'000 Flüchtlinge, fast nur Militär, die auf jedem Zoll des Decks und der Lade-Räume so dicht nebeneinander sassen oder lagen, dass sie sich kaum bewegen konnten.

Ganz unten im Schiff war eine mehrere Meter hohe Schicht Brennholz geladen worden, das aus dünnen, krummen Ästen bestand. Der flache Holzhaufen war mit Brettern lose überdeckt. Der Abstand zur Decke war so klein, dass man nur gebückt in einer Art Mittelgang gehen, sonst aber kriechen musste, um zu dem unserer Mannschaft zugewiesenen Platz zu gelangen.

Auch tagsüber war es ziemlich dunkel, denn das Tageslicht fiel nur durch den Schacht in der Mitte des Schiffes, durch welchen man in unser Verliess gelangte. Man behalf sich mit wenigen, aus leeren Konservendosen gefertigten Funzeln, die russten und kaum Licht gaben. Sie bildeten eine grosse Gefahrenquelle, da sie jederzeit zwischen die Bretter in das darunterliegende Reisig rutschen konnten und nicht mehr herauf zu holen gewesen wären. Die Folgen eines Brandes auf dem überfüllten Schiff wären katastrophal gewesen.

Es ist verständlich, dass jeder von Zeit zu Zeit hinauf wollte, sei es eines natürlichen Bedürfnisses wegen, oder einfach, um etwas frische Luft zu schnappen. Am Oberdeck war eine improvisierte Bedürfnisanstalt errichtet worden. Sie bestand aus einer Bretterbude, die über das Schiffsbord hinausragte. Stets stand davor eine Menschenschlange, die darauf wartete, an die Reihe zu kommen. Das Oberdeck bot nur einer begrenzten Anzahl von Menschen Raum, auch durfte das Gleichgewicht der hoch über die Meeresoberfläche ragenden

"Samara" nicht dadurch gefährdet werden, dass ein allzu grosser Teil des Menschenballastes gleichzeitig nach oben käme. Um das zu verhindern, wurden bei jedem Treppenaufgang Posten aufgestellt, die einen nur hinauf liessen, wenn ein anderer herab stieg.

Das Trinkwasser war rationiert. Doch da die "Samara" keine Entsalzungsapparatur besass und einen ganz ungenügenden Süsswasservorrat an Bord hatte, waren ihre Zisternen bald leer. In den letzten zwei Tagen unserer Reise wurde überhaupt kein Wasser mehr ausgegeben. Es entstand eine unhaltbare Situation. Einige versuchten, die während eines Regenschauers vom Deck herabfliessende braune Brühe aufzufangen und zu trinken. Frauen wurden hysterisch. Es mangelte auch an Proviant, doch ist Hunger leichter zu ertragen als Durst.

Eine weitere Plage kam von Läusen, denen wir wehrlos ausgeliefert waren. Man brauchte sich nur mit der Hand abzutasten, um die wohlgenährten, dicken Tierchen, die auf der Haut herumkrochen, unter der Wäsche zu fühlen. Ich zerkratzte mich derart, dass mein ganzer Körper wochenlang mit schwer heilenden Wunden bedeckt blieb.

Unter der Läuseplage litten alle in gleichem Masse, sonst aber hatte die Mannschaft unserer Panzerabteilung bedeutend weniger zu ertragen, als die übrigen Insassen des Schiffes. Wir hatten das leergetrunkene 25-Liter-Weinfässchen aus dem Hoba-Tubi-Weinkeller mit Trinkwasser gefüllt an Bord genommen, und jeder von der "General Slastschow"-Mannschaft erhielt daraus täglich ein zusätzliches Glas Wasser. Auch in Bezug auf Proviant hatten wir gut für uns vorgesorgt und brauchten nicht Hunger zu leiden. Wir durften jederzeit aus dem dunklen Verliess des unteren Decks herauf steigen, ohne dass uns die Wachen daran hinderten.

Dieses Privileg hatten wir einem unliebsamen Vorfall auf der "Samara" zu verdanken. Ein Reserve-Bataillon, in dem jeder Rest von Disziplin verloren gegangen war, hatte drei grosse Fässer Krim-Wein an Bord genommen, was eine üble Sauferei zur Folge hatte. Die betrunkenen, zum Teil noch bewaffnete Soldateska geriet völlig ausser Rand und Band und liess sich nicht zu Vernunft bringen. Auf dem überfüllten Schiff hätte es leicht schlimm ausgehen können. Es musste sofort eingegriffen und schnell und energisch gehandelt werden.

Einer Gruppe entschlossener Männer gelang es, die betrunkenen Unruhestifter zu überwältigen, sich der Weinfässer zu bemächtigen und diese über Bord zu werfen. Die schlimmsten Rowdies wurden im Kohlenbunker eingesperrt und bis zum Ende der Fahrt dort gefangen gehalten. Eine Krisensituation war überwunden worden, dafür verbreitete sich aber auf dem ganzen Schiff eine böse Stimmung, die gefährliche Formen anzunehmen drohte. Wein ins Wasser zu giessen, besonders noch bei dem auf dem Schiffe herrschenden Wassermangel, war eine Handlung, die viel Unzufriedenheit und Murren verursachte; die Anordnungen der Schiffsleitung wurden heftig kritisiert. Um in Zukunft bei offener Gehorsamsverweigerung die Lage beherrschen zu können, wurden, auf Anordnung des Kapitäns, auf der Kommandobrücke zwei Maschinengewehre aufgestellt und es wurde gedroht, das Oberdeck unter Beschuss zu nehmen, falls es zu einer Meuterei kommen sollte. Das half!

Die Mannschaft unserer Panzereinheit, die sich sowohl an der Front, als auch bei der Aufrechterhaltung der Ordnung in Kertsch bewährt hatte, wurde mit einem regulären Dienst bei den Maschinengewehren beauftragt. Nun hatten wir keine Schwierigkeiten mehr, auf Oberdeck zu gelangen. Es genügte, dem Wachtposten zu sagen, man müsse dienstlich auf die Kommando-Brücke, um anstandslos durchgelassen zu werden.

Es verstrich ein Tag nach dem andern, doch das Schicksal der Flotte und ihrer menschlichen Last blieb ungewiss. Die verschiedensten Gerüchte und Vermutungen machten die Runde. Es hiess, wir würden gegen Kemal Pascha, oder in Polen zur weiteren Bekämpfung der Roten eingesetzt, oder in die Fremdenlegion eingereiht oder einfach demilitarisiert und als Flüchtlinge behandelt werden.

Gleich mir hatten die meisten meiner Kameraden noch keinen Beruf erlernt. Einzig das Kriegshandwerk war ihnen geläufig. Deshalb fand die Frage lebhaftes Interesse, wo in aller Welt kriegserfahrene Männer gefragt seien. Vorgänge in Südamerika wurden diskutiert, die in Mexiko verwendeten Gewehre besprochen, die Bedingungen in der Fremdenlegion erörtert.

Mich interessierte das alles weniger, denn ich hatte bessere Aussichten als die Mehrzahl meiner Kameraden. Ich hatte den Krieg schon lange satt und gedachte, unter allen Umständen meine Zukunft als Zivilist zu gestalten. Meine Eltern befanden sich in der Schweiz. Mein Vater hatte zwar sein grosses Vermögen in Russland verloren, doch besass er noch genügend Geld, um mir ein Studium zu ermöglichen. Durch mein Kämpfen in einer Einheit, die sich bis zum Zusammenbruch des Widerstandes für die gerechte Sache eingesetzt hatte, glaubte ich, meine Vaterlandspflicht erfüllt zu haben. Nach dem letzten Befehl von General Wrangel hatte ich keine militärische Verpflichtungen mehr und konnte frei über mich selbst verfügen.

Hier muss ich eine Berichtigung einfügen, denn das vermeintliche Einsetzen bis zum Zusammenbruch des Widerstandes war eine Illusion. Das habe ich, zu meiner bitteren Enttäuschung, etwa ein Vierteljahrhundert später erfahren müssen:

Als mich mein Kriegskamerad und guter Freund Andrej Azancheef, der Fahrer auf unserem "General Slasjschow" gewesen war, in Basel besuchte und die alten Kriegs-Erlebnisse besprochen wurden, sagte er plötzlich: "Ich habe mich stets gewundert, dass ihr alle glauben konntet, ich hätte damals in Juschunj den "General Slastschow" verschlafen! Ihr wusstet doch, mit welcher Sorgfalt ich mich stets um den Wagen gekümmert und ihn in Ordnung gehalten habe!" Und nun erzählte er mir, was in der damaligen Nacht, als der Kühler des Panzers einfror, in Wirklichkeit geschehen war.

Trotz Übermüdung hatte Andrej keinen Schlaf finden können. Er wurde von Gedanken über unsere aussichtslose Lage geplagt. Es erschien ihm widersinnig, sein eigenes Leben und dasjenige seiner Kameraden für eine bereits verlorene Sache weiter einzusetzen. Während alle schliefen, war er mitten in der Nacht aufgestanden und zum Kampfwagen gegangen. Er leerte den Kühler des Panzers, liess aber absichtlich zwei Kühlröhrchen mit Wasser gefüllt. Nur in

diesen Röhren sind Risse durch Eisbildung entstanden. Der Schaden wäre leicht durch Ausschalten oder Auswechseln der schadhaften Kühlerteile zu beheben gewesen. Das hatte Andrej dann auch getan, aber erst als unser reparaturbedürftiger Panzer bis hinter Ojankoj abgeschleppt worden war und ein Kampfeinsatz nicht mehr in Frage kam.

Ich war tief erschüttert, als ich erkennen musste, dass wir uns vor den letzten Rückzugsgefechten gedrückt hatten und hatte die grösste Mühe, mit dem Geständnis meines Freundes fertig zu werden und die Erklärungen zu akzeptieren, mit denen er seine Handlungsweise zu rechtfertigen suchte. Mit keinem Menschen hatte er bisher darüber gesprochen, nicht einmal mit seinem Bruder Gleb, dem Kommandanten des "General Slastschow", mit dem er sein Leben lang innig verbunden gewesen war. Ich war froh, dass er mir seine Tat erst nach so vielen Jahren gestanden hatte. In der Zeit, als wir nach erlittener Niederlage auf dem Meere vor den Krim-Ufern trieben, war das Gefühl, seine Pflicht bis zuletzt kompromisslos erfüllt zu haben, das Einzige, was die verzweifelte Lage erträglich machte. Die Zerstörung dieser Illusion wäre damals ein unerträglicher Schlag gewesen.

Eine ganze Woche war verstrichen und noch immer standen die Schiffe in Landsicht vor Anker. Endlich kam Bewegung in die Flotte! Das Oberkommando der Alliierten hatte die Erlaubnis erteilt, Kurs nach Konstantinopel zu nehmen. General Wrangel berichtet in seinem Buch, dass diese Erlaubnis nur dank der Verpfändung der gesamten Flotte an die Franzosen erwirkt werden konnte.

Die Anker wurden gelichtet und in einer ununterbrochenen Fahrt, die den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht dauerte, unser Bestimmungsziel angesteuert. Am Morgen eines strahlenden Tages fuhren wir durch die märchenhaft schöne Bosphorus-Meerenge. Bald darauf ankerten wir im Hafen der türkischen Hauptstadt, wenige hundert Meter vom Ufer entfernt.

Nach der Flucht aus Russland

Um uns herum lagen mehr als 100 russische Schiffe, die ebenso wie die "Samara" mit Flüchtlingen voll beladen waren. Die vorhandenen Hafeneinrichtungen genügten nicht, um gleichzeitig alle wenigstens mit Wasser zu versorgen. Es vergingen mehr als 24 Stunden, bis eine schwimmende Wasserzisterne an die "Samara" anlegte. Diese letzten 24 Stunden waren besonders schwer zu ertragen.

Wir lagen nahe genug am Ufer, um Zeugen eines friedlichen, normalen Stadtlebens zu sein. Am Abend, wenn die Lichter angezündet wurden, sah man Menschen in die beleuchteten Gaststätten gehen, vernahm Musik und hatte nicht einmal einen Schluck Wasser, um den quälenden Durst zu stillen. Es war nicht zu fassen, dass keine Möglichkeit bestand, unsere Not zu lindern. Kein Boot durfte an der "Samara" anlegen. Sogar Ruder-Boote, auf denen Einheimische zu den Schiffen kamen, um Lebensmittel zum Kauf anzubieten, wurden abgewiesen. Nur wenigen Schiffsinsassen gelang es, etwas Brot zu ergattern, wofür sie den Händlern Silbermünzen, ja sogar Eheringe zuwarfen.

Alle wollten an Land, doch das war unmöglich. Auch ich suchte angestrengt nach einem Weg, um das Schiff zu verlassen. Es war mir klar, dass es mir im Alleingang nie gelingen könnte. Dafür war ich nicht gerissen genug und es fiel mir auch nichts Brauchbares ein. Doch gab es unter uns schlaue Köpfe und an die wollte ich mich halten. Als ich merkte, dass mein Kamerad Freschkop mit einem anderen, dem Divisionsstab angehörenden Juden tuschelte, wusste ich gleich, dass sie etwas ausgetüfelt hatten. Ich erfuhr von ihnen, dass sich auf der "Samara" eine Gruppe wohlhabender Juden befand, die angeblich, vielleicht auch wirklich, die USA-Nationalität besaßen. Sie sollten vom Schiffe abgeholt werden. Meine Freunde wollten versuchen, sich ihnen anzuschließen.

Ich besaß fünf englische Pfund, die mir mein Vater vor Monaten zugeschickt hatte. Ich hatte den Geldschein in meine Mütze eingnäht und niemandem etwas davon gesagt. Nun erzählte ich es Freschkop und schlug ihm vor, das Geld mit ihm zu teilen, falls es uns gelingen sollte, gemeinsam an Land zu kommen. Es wollte sehen, was sich machen liess.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes im Hafen von Konstantinopel legte ein Motorboot an die "Samara" an. Ich sah eine Gruppe Zivilisten, gefolgt von meinen beiden Freunden, darin Platz nehmen. Frech folgte ich ihnen, wurde aber abgewiesen. Da flüsterte Freschkop etwas ins Ohr eines anscheinend massgebenden Mannes, der ebenfalls Jude zu sein schien, worauf ich einsteigen durfte.

Erst als wir bereits an Land waren, wollte ich wissen, welche Zauberformel meine Mitnahme bewirkt hatte. Ich erfuhr, dass es der Name des Bankiers Rjabuschinski war, als dessen Nefen mich Freschkop ausgegeben hatte. Da in Konstantinopel eine Filiale der angesehenen russischen Rjabuschinski-Bank existierte, besaß der Name in Geldkreisen einen magischen

Klang. Blitzschnell hatte Freschkop das alles kombiniert und mir die imaginäre Verwandtschaft zugeschrieben. Ich war voller Bewunderung für den Einfalls-Reichtum meines Kameraden.

Während der Fahrt vom Schiff bis zur Anlegestelle an der Grossen Brücke, die beide Teile von Konstantinopel miteinander verbindet, hatten wir bereits etwas zu trinken und zu essen bekommen. So war unser erstes Ziel, als wir abgerissen, dreckig und verlaust an Land gelangten, keine Wirtschaft, sondern eine Badeanstalt. Später wollten wir uns ein Nacht-Quartier suchen - keine leichte Aufgabe, wenn man nur wenig Geld und keine Berechtigung zum Aufenthalt in der Stadt besitzt.

Wir gingen in ein türkisches Bad, anfänglich nur, um uns zu waschen. Als wir aber erfuhren, dass die Badeanstalt die Nacht durch offen blieb, waren wir selig, wuschen und schrubbten uns nach Herzenslust und blieben einfach die ganze Nacht auf den herrlichen, innen beheizten Bänken aus weissem Marmor liegen. Wir fühlten uns wie im Paradies.

Früh am Morgen mussten wir leider auf die Strasse, da die Badeanstalt geschlossen wurde. Wir waren keine Freunde, sondern nur für eine kurze Zeit Schicksalsgefährten gewesen. Nun schien es uns beiden ratsam, unser weiteres Glück getrennt zu suchen. Freschkop wollte gewissen Informationen nachgehen, die er während der Überfahrt im Motorboot aufgeschnappt hatte und glaubte, mehr Chancen auf Erfolg im Alleingang zu haben.

Ich besass die Anschrift von Herrn Johannsen, Geschäftsfreund von Onkel Edgar in Konstantinopel, dessen Vermittlung ich meine 5 £ zu verdanken hatte und hoffte, bei ihm Hilfe zu finden. So verabschiedeten wir uns auf der Strasse und jeder ging seiner Wege. Da hiess es aufpassen, um nicht in die Hände einer französischen Patrouille zu geraten. Es waren meistens Schwarze aus dem französischen Kolonialreich, die Polizeifunktionen in der Stadt ausübten und nach Flüchtlingen ohne gültigen Ausweis fahndeten. Sie verhafteten jeden, der eine russische Uniform trug und keine Legitimation vorweisen konnte.

Um vor ihnen sicher zu sein, erstand ich in einem Kaufhaus einen Zivil-Mantel und liess meinen dreckigen, verlausten Militär-Mantel einfach in der Toilette hängen. Nun sah ich wie ein Zivilist aus und fühlte mich auf der Strasse sicherer. Es fehlte mir nur noch ein gültiger Personalausweis, denn ich besass nur unbrauchbar gewordene Militärpapiere. Ich hörte, dass im holländischen Konsulat Nansen-Pässe ausgestellt würden.

Dort fand ich eine lange Schlange Wartender vor dem Schreibtisch des zuständigen Beamten, die meisten noch in ihrer russischen Armeeuniform. Alles wurde im Eiltempo abgewickelt. Jeder musste Ort und Datum seiner Geburt angeben und irgend einen Ausweis vorlegen. Ferner musste der Beweis erbracht werden, dass der Antragsteller keiner militärischen Formation angehörte, denn nur Zivilisten hatten Anrecht auf Flüchtlings-Papiere. Da zwei Unterschriften genügten, um den Zivilistenstand zu bezeugen, machte dieser Punkt keinerlei Schwierigkeiten: jeder der Flüchtlinge bezeugte durch seine Unterschrift die Nicht-Zuge-

hörigkeit zur Armee der beiden in der Reihe vor ihm Stehenden, auch wenn er die Betreffenden nie vorher gesehen hatte.

Auf diese Weise ging alles sehr rasch vor sich, für mich vielleicht allzu rasch, denn als ich an die Reihe kam, irrte ich mich bei der Angabe meines Geburtsjahres: anstatt 1897 sagte ich 1898. Es ist mir später nie gelungen, den Fehler zu berichtigen. Da es im Nansen-Pass eingetragen war, blieb das falsche Geburtsdatum für immer gültig; alle Versuche, das richtige Geburtsjahr eintragen zu lassen, führte zu dem stets gleichen Einwand des zuständigen Beamten: "Wieso? Im Pass steht doch 1898!" Ich bin einfach um ein Jahr jünger geworden und bin es bis heute geblieben.

Trotz Unkenntnis der türkischen Sprache war es nicht schwer, den Weg zu Herrn Johannsen zu erfragen. Die Türken sind äusserst liebenswürdig und zuvorkommend. Ein Laden-Besitzer, von mir um Auskunft gebeten, schloss sofort seinen Laden, um mir den richtigen Weg zu zeigen. Er führte über ein verwirrendes Durcheinander von Gassen und Gässlein bis zur Grossen Brücke, die Galata und Pera verbindet. Täglich wird sie von mehreren hunderttausend Menschen passiert, so dass dort ständig ein grosses Gedränge herrscht. Plötzlich wurde ich von einem Mann mit rotem Fez am Arm gepackt. Aufgeregt flüsterte er mir auf Russisch zu: "Sie sind von der zweiten, ich von der ersten Panzerdivision, sagen sie mir schnell, werden auch Türken hier kontrolliert?" Der von mir nicht erkannte Kampf-Gefährte hatte sich mit einem Fez als Türke getarnt, um der Aufmerksamkeit der Patrouillen zu entgehen.

Bei Johannsen angelangt, hatten alle meine Sorgen ein Ende. Sofort wurde ein Telegramm an meine Eltern nach Lausanne geschickt. Seit einem Jahr, dem Zeitpunkt, als unsere Armee sich in die Krim zurückgezogen hatte, waren sie ohne Nachricht von mir geblieben. Onkel Edgars Beziehungen hatten die Verbindung Lausanne-Krim zwar einmal ermöglicht, in umgekehrter Richtung war aber keine Nachricht bis nach Lausanne gelangt. Alle Bemühungen meines Vaters, der alles versucht hatte, um etwas über mich zu erfahren, waren ohne Erfolg geblieben. Sogar eine Suchannonce in einer Krim-Zeitung hatte nichts ergeben.

Von Woche zu Woche war die Sorge meiner Eltern über mein Schicksal gestiegen. Man kann sich vorstellen, welche Aufregung geherrscht hat, als die Nachricht eintraf, die ganze russische Schwarzmeer-Flotte mit mehr als 100'000 Angehörigen der Wrangel-Armee sei in Konstantinopel eingetroffen. Plötzlich gehörten alle in Lausanne weilenden Russen, die Angehörige in der weissen Armee hatten, einer einzigen Gemeinschaft an. Einander völlig fremde Menschen besuchten sich gegenseitig, um aus Konstantinopel erhaltene Nachrichten auszutauschen. Bald hatten alle über ihre Angehörigen etwas erfahren, nur meine Eltern nicht! Das hing damit zusammen, dass die vermögenden Russen, die Verwandte in der Schweiz hatten, fast durchwegs in Stäben oder Verwaltungen ihre Tätigkeit hatten. Viel früher als ich, vielleicht schon vom Schiff aus, waren sie in der Lage gewesen, ein Telegramm an ihre Angehörigen aufzugeben.

Nach zwei Tagen Warten, hatte mein Vater bereits jede Hoffnung verloren, mich je wiederzusehen. Als dann doch ein Brief-Träger mit meinem Telegramm erschien, fiel ihm Papa buchstäblich um den Hals und weinte vor Freude. Das Telegramm liess er einrahmen und hatte es später stets über seinem Schreibtisch hängen.

Mit dem von Herrn Johannsen mir vorgestreckten Geld mietete ich ein billiges Zimmer in Kadikeu, der europäischen Vorstadt von Konstantinopel. Durch Kauf von etwas Wäsche und eines Anzuges vervollständigte ich meine Garderobe. Ich versuchte mit meinen Ausgaben so sparsam wie möglich zu sein, denn ich hatte keinerlei Vorstellungen von der finanziellen Lage meines Vaters und wollte ihm so wenig wie möglich auf der Tasche liegen. Täglich fuhr ich mit dem "Vaporetto" in die Stadt, um die für eine Weiterreise notwendigen Schritte zu unternehmen. Es verging aber ein ganzer Monat, bis alle Formalitäten erledigt waren und ich eine Schiffspassage nach Italien erhielt.

Inzwischen war es den meisten meiner Waffengefährten, die nicht in die Auffanglager für russische Flüchtlinge in Gallipoli resp. auf den Prinzen-Inseln gebracht werden wollten, gelungen, in Konstantinopel an Land zu gehen. Von einer Hilfsorganisation hatten sie als Wohnstätte eine Orangerie der ehemaligen russischen Botschaft zugewiesen bekommen und hausten dort als regelrechte Kommune. Jeder versuchte irgend eine Arbeit zu finden, um den Verdienst einer gemeinsamen Kasse zuzuführen. Am schnellsten war dies unseren Chauffeuren gelungen. Sie wurden Taxifahrer, Andrei Azancheef sogar Privatchauffeur eines englischen Obersten.

Lukitsch hatte es schwerer. Erst half er einem Türken, der mit einer mechanischen Säge in der Stadt herumstreifte, um Brennholz zu sägen. Seine Aufgabe bestand darin, Holzscheite zur Säge herauf zu reichen. Das Unglück wollte es, dass der Türke sich während dieser Arbeit den Zeigefinger absägte. Lukitsch wurde beschuldigt, den Unfall böswillig verursacht zu haben. In Unkenntnis der Sprache konnte der Arme sich nicht rechtfertigen und wäre vom zusammengelaufenen Mob beinahe gelyncht worden.

Zum Glück nahm ihn ein redegewandter Grieche energisch in Schutz. Mit grossem Aufwand an Gesten und Geschrei gelang es diesem, die Türken von Lukitschs Unschuld zu überzeugen. Murrend zogen sie mit ihrem verwundeten Landsmann davon. Lukitschs Dankbarkeitsbezeugungen wurden von seinem Retter entschieden zurückgewiesen. In Ermangelung einer gemeinsamen Sprache griff der Grieche zur Gestik, um begreiflich zu machen, dass er keineswegs Lukitsch zuliebe, sondern nur aus Türkenhass gehandelt habe. In den herumliegenden Sägespänen fand er den abgeschnittenen Finger, hob ihn auf, spuckte darauf und warf ihn voller Verachtung weit von sich weg. Eine klare Ausdrucksweise!

Nach dem Scheitern der Holzsägearbeit wurde Lukitsch Sanitäter. Das Kommando der in Konstantinopel stehenden interalliierten Flotte hatte eine Nachtdienststelle in einem Kontrollpunkt für die vom Landurlaub zurückkehrenden Matrosen ausgeschrieben. Rund um die Uhr

wurde den Urlaubern dort eine Syphilis Präventiv-Spritze appliziert, bevor sie wieder an Bord gingen. Lukitsch bekam die begehrte Stelle, da er in seiner Bewerbung vier Semester Universitäts-Studium erwähnt hatte. Dass er nicht Medizin, sondern Jurisprudenz studierte, hatte er wohlweislich verschwiegen!

Das Leben eingefleischter Kommunistengegner als Kommune war noch widernatürlicher, als es kommunistische Lebensformen sonst sind. Anfänglich ging alles, dank der festen Kriegskameradschaft, noch glatt. Doch bald kam es zu Reibereien aus nichtigen Gründen und die Kommune wurde aufgelöst. Es war noch versucht worden, die Stimmung der Gruppe durch einen Besuch bei General Slastschow zu verbessern.

Das war der Held, der, ein Jahr vor dem endgültigen Zusammenbruch, die Krim-Halbinsel durch rücksichtslosen Einsatz aller vorhandenen Kräfte vor der Invasion der Roten gerettet hatte. Der Besuch, an dem ich nicht teilgenommen habe, war ein voller Misserfolg. Meine Kameraden wurden von Slastschow nicht empfangen! Später erfuhr man den Grund dieser Abweisung - der General war umgefallen. Zur Zeit des Besuches stand er bereits in Verhandlungen mit der Sowjetbotschaft über seine Rückkehr in die Heimat. Im Erinnerungsbuch von General Wrangel ist zu lesen, dass Slastschows Persönlichkeit schon während der Krim-Zeit weitgehend durch Drogen zerstört worden war. Schade um den tapferen Haudegen! Ahnungslos hatten wir ihm zu Ehren, unseren Kampfwagen, auf den wir so stolz waren, "General Slastschow" genannt!

Mit der Zeit gelangten die meisten meiner Kampf-Gefährten nach Paris. Nach vielen Jahren, als ich schon lange Familienvater und CIBA-Chemiker war, habe ich einmal die alten Kampfgefährten in ein Restaurant in Paris eingeladen. Es war keine gute Idee. Statt der erwarteten fröhlichen Stimmung herrschte eher Verlegenheit und Langeweile. Keiner hatte Lust, über die erlittene Niederlage und die verlorene Heimat zu sprechen und unser späteres Schicksal war auf so verschiedenen Wegen verlaufen, dass keine gemeinsamen Berührungspunkte mehr bestanden. Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Dass ich nicht trinke, verschlimmerte noch die Situation, denn sonst hätte wohl ein guter gemeinsamer Suff einen Ausweg geboten. Nie wieder! war die Schlussfolgerung, die ich aus der missglückten Zusammenkunft zog.

Nur mit Lukitsch und den beiden Brüdern Azancheef bin ich viele Jahre in Kontakt geblieben. Lukitsch, der Jurist werden wollte, wurde Damencoiffeur. Er hatte in Paris eine gute Kundschaft, eine Französin zur Frau, die Kinder und ein kleines eigenes Haus. Wir hielten unsere Verbindung aufrecht. Er wurde Taufpate unseres Sohnes. Als Ivan in Paris studierte, hat er ihn besucht. Lukitsch ist auch zu uns nach Basel gekommen und hat an unserem Familienleben teilgenommen. Er liess sich gerne fotografieren und wir besitzen eine Menge Aufnahmen von ihm mit unseren Kindern.

Viele Jahre hindurch erhielt Madja, für die Lukitschs Herz entflammt war, von ihm lange Briefe, die aber immer verworrener wurden. Mit der Zeit drehte er vollkommen durch. Er fing an, barfuss ins Geschäft zu kommen, zerstörte sein Haus, in dem er in alle Wände Fenster-Löcher schlug, vernachlässigte seine Familie und trennte sich schlussendlich von ihr. Dann liess er sich einen Prophetenbart wachsen und hielt, in merkwürdige Gewänder gehüllt, Predigten an das Volk.

In seinem letzten Brief an uns kündigte er einen baldigen Besuch in Basel an. Er wollte seine neueste Erfindung vorführen - ein, aus einem Kamm hergestelltes Musikinstrument für Kinder, mit dessen Hilfe er hoffte, die Welt zu verbessern. Er kam nicht und wir haben nichts mehr von ihm gehört. Auch mit seinen Pariser Kameraden hatte er jede Verbindung abgebrochen. Andrei Azancheef sorgte sich eine Zeitlang um ihn, gab es dann auf und verlor ihn aus den Augen. Vermutlich wurde er versorgt. Schade um den lieben, empfindsamen, grun-dehrlichen, pflichtbewussten, tapferen Mann!

Andrei Azancheef hat sein Leben in Paris verbracht, zuerst als Privatchauffeur, später als hoch geschätzter, selbständiger Mechaniker. Nach der Verheiratung mit der Tochter eines früheren russischen Generals wurde der eingefleischte Junggeselle glücklicher Familien-Vater und nicht restlos glücklicher Pantoffelheld. Seine drei Kinder haben alle, zur Freude ihrer Eltern, es zu angesehenen Stellungen gebracht. Andrej ist in Paris gestorben.

Sein Bruder, Gleb, besass eine gut gehende Gärtnerei an der französischen Riviera. Die Tragik seines Lebens war, dass sein Stiefsohn sich den Kommunisten angeschlossen hatte. Trotzdem standen sich Eltern und Sohn menschlich sehr nahe. Der Junge fiel als Angehöriger der Resistance in die Hände der Deutschen und wurde getötet. Für die Eltern hatte das Leben jeden Sinn verloren. Glebs russische Frau drängte auf Rückkehr in die Heimat. Andrei schrieb mir, sein Bruder hatte sich entschlossen, die Fahrt nach Russland zu wagen. Ich reiste nach Cannes, um ihn davon abzuhalten, doch vergebens. Gleb wusste, dass er sich in die Höhle des Löwen begäbe und wenig Chancen habe, mit dem Leben davonzukommen, doch wollte er das Risiko auf sich nehmen. Er sagte mir: "Ich gehöre nicht zur Bourgeoisie wie du, sondern stamme aus einer armen Offiziersfamilie, deren Angehörige stets ihr Leben eingesetzt haben, um Russlands Macht zu mehren. Genau das streben auch die Kommunisten an und haben damit Erfolg, das musst Du doch zugeben". So sprach der Mann, der in den Krim-Kämpfen seinen eigenen Bruder mit der Waffe bedroht hatte, als dieser, in einer kritischen Situation, den Kampf aufgeben und den Panzer verlassen wollte. Und dieser unbeugsame Kommunistengegner war umgefallen! Ich konnte es kaum glauben. So absurd mir Glebs Ar-gumentation auch vorkam, musste ich mich mit seinem Vorhaben abfinden, denn er liess sich nicht davon abbringen. Unser Abschied war herzlich.

Ich erfuhr von Andrei, dass Gleb die Sowjet-Gesandtschaft in Paris aufsuchte und dort kein Geheimnis von seiner ruhmreichen antibolschewistischen Vergangenheit machte. Wider Er-warten erhielt er daraufhin den Bescheid, dass gerade solche Menschen, wie er, für den Auf-

bau des neuen Russlands dringend benötigt würden. Als Gärtner bekam er den Auftrag, einige seltene Gewächse in Frankreich zu besorgen, um sie nach dem Kaukasus zu bringen und wurde, samt Frau und Pflanzen, nach Russland geflogen. Dort war er jahrelang in einem landwirtschaftlichen Betrieb im Kaukasus tätig. Nach den Briefen zu urteilen, die er seinem Bruder schrieb, ging es ihm gut und er war mit seinem Leben im Kaukasus recht zufrieden. Vor einigen Jahren ist er in Russland gestorben.

Aber genug vom Schicksal meiner Waffen-Gefährten, zurück zu meinen eigenen Erlebnissen. Um möglichst wenig Geld auszugeben, buchte ich meine Schiffspassage nach Italien auf einem Dampfer des "Lido Triestino" ohne Schlafplatz. Ich hoffte, als Deck-Passagier unter besseren Bedingungen reisen zu können, wie bei der Flucht aus der Krim auf der "Samara"! Meine optimistischen Erwartungen wurden durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Die Mannschaft, lauter Slawen - Serben, Kroaten, Slowenen - nahm sich meiner in kameradschaftlicher Weise an und ich hatte keineswegs als Deckpassagier zu reisen.

Jedem Matrosen steht auf dem Schiff eine eigene Kojе zu, doch wegen des Wachtdienstes an Deck blieben nachts stets einige Kojen frei. Nun kamen einige Matrosen überein, abwechselnd den gleichen Schlafplatz zu benützen, um mir die frei werdende Kojе, gegen ein geringes Entgelt, dauernd zu überlassen. Damit nicht genug - auf Schleichwegen versorgten sie mich täglich mit Essen aus der Passagierküche. Als russischer Slavenbruder, und dazu noch ehemaliger Kämpfer, genoss ich hohes Ansehen. Wofür oder wogegen ich gekämpft hatte, blieb den Matrosen bei ihrer erstaunlichen Unwissenheit schleierhaft.

Zum Glück sprach keiner russisch und wir konnten uns nur mit Hilfe einiger slawischer Brocken verständigen, so dass politisieren nicht in Frage kam. Als Zeichen ihres besonderen Vertrauens führten sie mich in die "rote Ecke" der Mannschafts-Räume. Dort hatten sie grosse Lenin- und Trotzki-Bilder aufgestellt und liebevoll mit Fahnen und roten Bändern geschmückt. Wahrhaftig das Letzte, was mir Freude bereiten konnte! Doch hütete ich mich, meine Gefühle zu verraten.

In Kalabrien verliess ich das Schiff. Ich hätte die Seefahrt noch weiter bis nach Genua fortsetzen können, doch Weihnachten stand vor der Tür und ich hatte ausgerechnet, dass ich per Bahn gerade noch zum Heiligen Abend nach Lausanne gelangen könnte. Ich ging an Land, um mit dem Zug weiterzufahren. Zwischen den wohlgenährten und gut gekleideten Passagieren, ganz besonders im Speisewagen, fühlte ich mich recht fremd. Dass ich in meinem billigen blauen Anzug, den ich bereits wochenlang ständig getragen hatte, ziemlich schäbig aussehen musste, war mir zum Glück nicht bewusst. Alles ist relativ und es braucht nicht lange, bis man zu privaten Gewohnheiten zurückfindet und weniger anspruchsvoll wird.

Jedenfalls war ich masslos erstaunt, als mein Vater, kurz nach meinem Eintreffen in Lausanne, mir sagte: "Morgen gehen wir zum Schneider, du sollst eine anständige Kleidung erhalten". Wieso denn? besass ich nicht einen kürzlich in Konstantinopel erworbenen blauen

Anzug? Und wozu muss ein Mensch mehr als einen Anzug haben? Seither änderten sich meine Bedürfnisse und passten sich dem Zivilisationsstandard an. Doch eine gewisse Abneigung gegen viele Kleider, überhaupt gegen zu viel persönlichen Besitz, ist mir stets erhalten geblieben.

Merkwürdigerweise kann ich mich an das Wiedersehen mit den Meinigen, überhaupt an meinen Aufenthalt in Lausanne, gar nicht mehr erinnern. Ich weiss nur, dass meine Eltern dort in einer kleinen, möblierten Wohnung lebten und dass meine Schwester Vera in die Schule ging. Ich selbst hatte Mühe, in das gutbürgerliche Dasein zurück zu finden. Die Gegensätze zwischen dem friedlichen, gesicherten Leben in der Schweiz und meinen Erlebnissen der letzten Jahre waren zu gross. Noch gänzlich im Bann derselben verbrachte ich viele nächtliche Stunden mit der Aufzeichnung der mir noch frisch vor Augen stehenden Erlebnissen. Ich musste mich davon befreien, indem ich alles niederschrieb.

Dank dem damals in russischer Sprache vollgeschriebenen Heft war es mir, nach mehr als 50 Jahren, möglich, in der deutschen Version meiner "Erinnerungen" das Erlebte einigermaßen getreu wiederzugeben. Im Gegensatz zur spontanen russischen Niederschrift, die fließend und ohne Korrekturen entstanden war, wurde die deutsche Darlegung eine recht mühselige Sache, mit unendlichen Abänderungen, Verbesserungen und wiederholten Reinschriften. Die vorliegenden Seiten sollen nun die endgültige Fassung meiner Erinnerungen an das in Russland Erlebte sein.

Aus Russland Vertrieben

Ganz Russland war in den Händen der Kommunisten. Jede Hoffnung, sie mit Waffengewalt zu vertreiben, war verflogen. Ich war entkommen, doch hatte ich keine Heimat mehr. Ich musste mich in einer mir fremden Welt neuen Lebensumständen anpassen.

Meine Familie war nicht gänzlich verarmt. Mein Vater hatte vor Jahren, für eventuelle Auslandsreisen, eine gewisse Summe Geld bei einer Schweizer Bank deponiert. Davon lebte nun die ganze Familie. Die bei derselben Bank liegenden Aktien der Moskauer Textilmanufaktur - nominell 600' 000 Goldfranken - waren durch die Revolution in Russland kaum noch etwas wert.

Es gab auch noch den Schmuck meiner Mutter, darunter ihre lange, kostbare Perlenkette, die, dank Papas Geistesgegenwart, der Beschlagnahme durch die Bolschewisten entgangen war. Als letztere sein Moskauer Safe kontrollierten, hatte er die, ohne Etui, nur in etwas Watte gepackt, im Safe liegende Kette lässig in seine Tasche gleiten lassen. Der auf ihn aufpassenden, revolutionären Studentin hatte er gesagt: "diese Glasperlen darf ich wohl mitnehmen?" und das ahnungslose Mädchen liess es geschehen.

Der übrige Inhalt des Safes, goldener Schmuck und Wertpapiere, wurde beschlagnahmt. Mir gingen dabei meine Konfirmationsgeschenke verloren -goldene Manschettenknöpfe und meine goldene Uhr.

Über Mamas Schmuck ist noch eine andere aufregende Episode zu berichten. Während der unsicheren Zeit, unmittelbar nach dem Kriege, fuhren meine Eltern, mit allem was sie besaßen, von Rom nach Paris. Sie reisten im Schlafwagen, mussten aber an der Grenzstation zur Passkontrolle aussteigen. Sie wurden so lange aufgehalten, dass sie den Zug nur erreichten, als er sich bereits in Bewegung setzte. Es gelang ihnen gerade noch in den letzten Wagen einzusteigen.

Erleichtert gingen sie zu ihrem Schlafwagen-Abteil. Dort erwartete sie aber eine unangenehme Überraschung - das Abteil war leer, sämtliche Koffer waren verschwunden. Der Schaffner hatte gemerkt, dass seine Passagiere von der Passkontrolle aufgehalten wurden. Als die Haltezeit des Zuges abgelaufen war, hatte er ihr Gepäck auf den Bahnsteig gestellt. Das Entsetzen meiner Eltern, in der unruhigen Zeit ihren ganzen Besitz in unverschlossenen Koffern mitten im Menschen-Gedränge eines Bahnsteiges zu wissen, kann man sich vorstellen.

Natürlich wurde sofort telegrafisch Alarm geschlagen und - oh Wunder -das Gepäck mit seinem kostbaren Inhalt wurde am nächsten Tage in Paris im Hotel abgeliefert. Papa bestellte eine Flasche Champagner und liess Mama in Paris kaufen, was sie nur wollte.

Mein Vater hatte später die Perlen verkauft, um sich an einem Unternehmen in Litauen zu beteiligen. Initiant des Geschäftes und Papas Partner war Alexander Krafft, ein Freund aus Moskau. Nach der Flucht aus Russland waren die Kraffts nach Freiburg im Breisgau gezogen, wo sie mein Vater mehrmals besuchte,

In Moskau hatten Kraffts in einem sehr grossen und selten schönen Hause gelebt (Haus Naidjonow). Madjas Familie wohnte gerade Gegenüber. Sie und ihr Bruder, Mulja, waren mit den Kraffts-Kindern befreundet und verbrachten mit ihnen zusammen viele fröhliche Stunden im riesigen, parkähnlichen Garten.

Als 1979 in Freiburg der siebzigste Geburtstag von Vera Krafft gefeiert wurde, konnte Madja mit ihr und ihren Geschwistern viele schöne Erinnerungen an die so weit zurückliegende Zeit ihrer Kindheit und die gemeinsamen Spiele im Garten des Naidjonow Hauses wieder auffrischen.

Gleich meinem Vater verkaufte auch Krafft die Perlen seiner Frau, um den Erlös in das Geschäft in Litauen zu investieren. Papa setzte seine ganze Hoffnungen auf dieses Unternehmen, die beiden Herren fuhren mehrmals nach Litauen, doch der Erfolg blieb aus. Das Geschäft erwies sich als unrentabel und das investierte Geld ging verloren.

Papa, der sich für einen guten Kaufmann hielt, war tief enttäuscht. Es wurde ihm bewusst, dass seine ausserordentlichen Erfolge in Russland weniger seinen kaufmännischen Fähigkeiten, als den besonderen, dort herrschenden Verhältnissen zu verdanken waren. Seine Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit hatten im russischen Geschäftsleben Seltenheitswert. Sie hatten ihn zum Millionär gemacht.

Nun stand er im Westen Bedingungen gegenüber, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Er verlor die Zuversicht und Bestimmtheit, die ihm immer eigen gewesen waren und fühlte sich als Versager. Es schmerzte ihn besonders, Mamas Eigentum leichtfertig aufs Spiel gesetzt zu haben.

Doch ich greife in meiner Erzählung den Ereignissen voraus. Der Zusammenbruch des Geschäftes in Litauen fand erst statt, als wir bereits in Dresden wohnten, und ich bin, in meinen Erinnerungen, noch in Lausanne, von wo aus ich mit meinem Vater Kraffts in Freiburg besuchte.

Ich machte zusammen mit Olli Krafft, ihrem Verlobten und ihren Freunden einen Skiausflug in den Schwarzwald. Dieser Ausflug ist mir unvergesslich geblieben, da mir damals die Kluft bewusst wurde, die zwischen mir und den jungen Menschen meines Alters lag. Ich stand noch unter dem Eindruck des erlebten Zusammenbruchs einer ganzen Welt. Marxistisch

angehauchte Gespräche über eine idealisierte sozialistische Zukunft der Menschheit erschienen mir lächerlich, Liebeleien, Intrigen und sonstige Gegebenheiten des Freiburger Lebens völlig uninteressant und nichtig. Wir hatten uns nichts zu sagen. Ich bin den anderen wohl als primitiver, wilder Reaktionär, sie mir als naive, unwissende Kinder erschienen.

Über meine Zukunft wurde in Lausanne viel diskutiert. Meine völlig weltfremde Mama stellte sich für mich eine Reiterlaufbahn in England vor. Sie meinte Pferde und Reiten lägen mir am besten. Mir erschien aber eine Zukunft als Bereiter, oder etwas derartiges, unsinnig. Ich hatte stets die Absicht gehabt zu studieren, um einen Beruf zu erlernen, der es mir erlauben würde, durch eigene Arbeit und Können in jeder Situation mein Leben zu verdienen. Ich wollte Chemiker werden.

In Russland hatte ich mich, nach Erhaltung des Reifezeugnisses, an der Physiko-Mathematischen Fakultät der Moskauer Universität immatrikulieren lassen. Ich hatte damals vor, nach Absolvierung des Universitätsstudiums, meine Ausbildung an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Petrowsko-Rasumowski zu vervollständigen. Durch ein solches Doppelstudium wollte ich ein erstklassig ausgebildeter Landwirt werden. Doch wurden die Vorlesungen recht bald durch den Militärdienst und, ein zweites Mal, durch meine Flucht aus Moskau unterbrochen.

Von meiner Universitätszeit in Moskau ist mir kaum etwas in Erinnerung geblieben. Nur ein Experiment in der Physikvorlesung von Prof. Kablukoff hat sich unauslöschlich in meinem Gedächtnis eingepägt. Der Professor hatte zwei Frösche in flüssige Luft getaucht, sie dann herausgenommen und beide auf den Rand seines Rednerpultes gesetzt. Den einen zerschmetterte er dann mit einem Hammer, wobei der Frosch wie ein Eis-Stück in tausend Splitter zerfiel. Gegen Ende der Vorlesung sprang der andere, nun aufgetaute Frosch, vom Katheder lustig in den Hörsaal. Damit wurde die Widerstands-Fähigkeit von Kaltblütern gegen erfrieren demonstriert.

Als ich, etwa 40 Jahre später, dank meiner Kenntnis der russischen Sprache, an einem Empfang einer Professorengruppe aus Sowjetrußland durch die CIBA teilnahm, kam mir dieses Experiment in den Sinn. In der Absicht, die etwas beklommene Stimmung bei Tisch zu beleben, erzählte ich dieses Erlebnis aus meiner Studentenzeit in Russland.

Leider war der Erfolg ein gänzlich anderer, als ich beabsichtigt hatte. Ein mir gegenüber sitzender Russe, vermutlich zu den politischen Aufpassern gehörend, sagte absichtlich laut und vernehmlich: "einen Professor Kablukoff hat es an der Moskauer Universität nie gegeben".

Ich war wie vor den Kopf geschlagen; Kablukoff, ein bekannter Physiker, Dekan der Abteilung und Autor des Lehrbuches, nach dem wir unterrichtet wurden, soll nicht existiert haben? Es war mir klar, dass die Behauptung meines Gegenübers nichts anderes als eine

schamlose Provokation war, um mich, den er wohl richtig als Bolschewisten Gegner eingeschätzt hatte, öffentlich zu blamieren.

Ein russischer Professor stellte mir die Frage, in welcher Abteilung der Universität ich meine Vorlesungen besucht hatte. Ich hatte das längst vergessen, doch in der Wut über die freche Herausforderung schlossen sich augenblicklich die Gedächtnislücken und ich antwortete ohne zu zögern und zur eigenen Überraschung: "an der naturwissenschaftlichen Abteilung der Physik-Mathematischen Fakultät der Moskauer Universität".

Nun lenkte einer der russischen Professoren ein, indem er auf die vielen Veränderungen in der Organisation der Universität nach der Revolution hinwies. Für meinen Widersacher existierte die Moskauer Universität anscheinend erst seit Oktober 1918, dem Zeitpunkt der bolschewistischen Machtübernahme. In meiner Stellung als CIBA-Angestellter und, so zu sagen zu den Gastgebern gehörend, musste ich mich sehr beherrschen, um meiner Wut über den russischen Tatsachenverdrehler Herr zu werden!

Nun bin ich durch den Bericht über den Kablukoff-Zwischenfall etwa 40 Jahre vorausgeeilt und nehme den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Nach meiner Flucht aus Moskau hatte ich versucht, an der neu gegründeten Taurischen Universität in der Krim und auch an der Universität in Odessa anzukommen. Es war mir nicht gelungen.

Nun wollte ich das Studium im Ausland wieder aufnehmen. Mein Vater war bereit, es mir finanziell zu ermöglichen. Durch die veränderten Umstände sah ich meine Zukunft nunmehr nicht mehr als Agronom, sondern als Industriechemiker. Da meine Eltern beschlossen hatten nach Dresden, zu den Grosseltern mütterlicherseits zu ziehen, hatte ich die Möglichkeit, an der dortigen Technischen Hochschule zu studieren und reichte meine Anmeldung ein.

Nach der Revolution in Russland waren meine Grosseltern nach Deutschland emigriert und Grosspapa hatte sich in Dresden, in der Schnorrstrasse, eine dreistöckige Villa gekauft. Grossvater und seine Frau, eine geborene von Wogau, waren Mitinhaber des Handelshauses Wogau&Co. Der gesamte riesige Besitz der Firma war in Russland verloren gegangen. Doch waren in der Londoner Filiale, ausserhalb der Reichweite der Bolschewiki, noch Mittel vorhanden, über welche die früheren Besitzer des Handelshauses verfügen konnten.

Dank dem günstigen Umstand, dass gerade zum Zeitpunkt der russischen Revolution eine ganze Schiffsladung Tee in England eingetroffen und dort verblieben war, reichten die Mittel der Filiale zur Gründung einer neuen Handelsfirma in Berlin, der "Bramarco", so benannt nach den Namen ihrer Gründer-Georges Braun (mit einer Wogau verheiratet) und Walter Marc, Bruder meiner Mutter. "Bramarco" zahlte den früheren Einlagebesitzern, darunter auch meiner Mutter, eine kleine Monatsrente aus.

Die "Bramarco" hatte ihren Sitz in Berlin. Deshalb sollte ihr Direktor, Onkel Walter Marc, der in der Schnorrstrasse wohnte, nach Berlin ziehen. Er war dabei, für sich und seine Familie, eine Villa in Berlin-Zehlendorf zu bauen.

Die untere Wohnung des Hauses meiner Grosseltern, die Onkel Walters Familie mit meinen Grosseltern geteilt hatte, sollte nun uns allein gehören. Wenn es auch sehr eng war, hatten wir mit Onkel Walters Familie gut zusammen gelebt.

Die drei Kinder waren noch im Schulalter. Der Jüngste der zwei Brüder, Fritz, war ein merkwürdiger Junge. Voller Pläne und Einfälle baute er für seine Faust-Aufführungen und Indianervorstellungen in der Eingangshalle ein Podest als Bühne, wobei alles drunter und drüber ging. Sein Taschengeld reichte für seine Ausgaben nicht aus, doch er wusste sich zu helfen. Peinlich wurde es, als bemerkt wurde, dass Mamas goldene Kette beträchtlich kürzer geworden war - Fritz hatte einen Teil abgezwickelt und zu Geld gemacht.

Meine Eltern waren froh, die ganze Wohnung übernehmen zu können, um so mehr als die Ankunft der Familie meiner Schwester Manja Dobrowen aus Moskau erwartet wurde. Nun übernahm Mama den ganzen Haushalt. Sie, die eine der elegantesten Damen der Moskauer Gesellschaft gewesen war und deren Haussorgen sich höchstens auf das Bestellen der Mahlzeiten beschränkt hatte, hantierte nun in der Küche, kochte für die ganze Familie und hatte die Hände voll zu tun.

Sie kaufte in der Schnorrstrasse bei ihrem Hoflieferanten Kalisch ein, der sie als Haupt-Abnehmerin für seinen teuren Lachsschinken besonders schätzte (nach Mamas Vorstellungen durfte Lachsschinken bei keinem Abendessen fehlen).

Ihr Reich wurde die kleine, primitive Küche, in der sie den grössten Teil des Tages verbrachte. Dort empfing sie auch ihre Gäste, ohne sich durch den Besuch von ihrer Arbeit abhalten zu lassen. Papa, der immer rührend für sie sorgte, wollte ihre Arbeitsbedingungen verbessern und liess in der Küche einen Ventilator einbauen. Damit erntete er aber keinen Dank - Mama duldet keine Einmischung in ihren Bereich. Es entstand ein richtiger "Ventilator-Krieg" und Papa wurde es nie verziehen, die "laute, unzweckmässige und völlig überflüssige" Maschine eingebaut zu haben.

Im Sommer 1921 fing mein Studium an der Dresdener Technischen Hochschule an. Ich hatte mir vorgenommen, es in möglichst kurzer Zeit zu absolvieren und besuchte fleissig Vorlesungen und praktische Übungen. Die sehr veralteten Laboratorien der alten Hochschule - die neue wurde erst gebaut - hatten viel zu wenig Platz für die grosse Zahl von Studenten, die sich, nach Kriegsende, zum Studium drängten. In den Labors musste in zwei Schichten gearbeitet werden. Ich teilte meinen Platz mit einem Chinesen namens Ho, den ich aber nie gesehen habe, da er in der zweiten Schicht arbeitete, ich in der ersten.

Mit wenigen Ausnahmen waren meine Kommilitonen Männer, viele aus dem Kriege zurückgekehrte ältere Jahrgänge. Frauen waren wenig beliebt - gerade nur geduldet. In meinem

Kurs waren es nur zwei. Wenn sie zufällig beide fehlten, pflegte einer unseren Professoren seine Vorlesung, statt wie üblich mit "meine Damen und Herren" mit den Worten "meine Herren, gottlob sind wir heute unter uns" zu beginnen, was die Studenten durch freudiges, zustimmendes Trampeln begrüßten.

Unter meinen Kommilitonen befand sich ein deutscher Oberst und ein russischer Kosaken-Offizier, mit denen ich zusammen die Vorlesungen besuchte. Der Kosake konnte kein deutsch, war aber ausserordentlich fleissig und zielstrebig. Er schrieb die Vorträge rein phonetisch auf, um sie nachträglich mit Hilfe eines Wörterbuches durcharbeiten. Die unendlichen deutschen Sätze der Lehrbücher bereiteten ihm Schwierigkeiten. Er beklagte sich: "Ich lese so einen Satz und versuche jedes Wort meinem Gedächtnis einzuprägen um den Sinn des Gelesenen zu erfassen. Dann drehe ich die Seite um und da steht nur das eine Wort "nicht" und ich muss umlernen!"

Auch ich hatte mit Sprachschwierigkeiten zu kämpfen. Ich sprach zwar deutsch, doch mit dem Rechtschreiben stand es bei mir nicht zum Besten. So schrieb ich z.B. in mein Vorlesungsheft "Tygel" statt "Tiegel" und "erdampft" an Stelle von "verdampft". Aber auch ich war fleissig und bemühte mich nach Kräften, meine Schwierigkeiten zu überwinden.

In meiner knapp bemessenen Freizeit spielte ich Landhockey im Dresdner ASV (Akademischer Sportverein). In Wachwitz besuchte ich Manja Schlippe, die mir gut gefiel, die aber für den Maler Kokoschka schwärmte und für einen uninteressanten Ex-Krieger nichts übrig hatte.

In den Sommerferien fuhr ich mit meinen Eltern und meiner Schwester Vera nach dem Ostseebad Bansin. In der Badesaison versammelten sich dort zahlreiche, nach Deutschland emigrierte, Angehörige unseres Moskauer deutsch-russischen Bekannten- resp. Verwandtenkreises: Marks, Schlippes, Wilsars, Rüchardts und andere.

Der Bansin Aufenthalt ist eine wichtige Etappe meines Lebens, denn dort haben wir uns mit Madja getroffen. Wir kannten uns zwar schon von Russland her, Madjas Stiefvater, Wanja Rüchardt, ist Mamas Vetter. Meine Grossmutter, Sophie Mark, ist die Schwester von Fanny Rüchardt, beide geborene von Wogau.

Den Rüchardts gehörte eine Datscha in Russland in Archangelskoje, dem Landgute meiner Grosseltern, in der Madja stets den Sommer verbrachte. Wir hatten uns sowohl in Archangelskoje, wie auch in Lipowka begegnet. Doch war sie damals für mich nur ein kleines Mädchen, ich für sie ein Jüngling in Offiziersuniform.

Erst in Bansin haben wir uns wirklich kennengelernt. Ich verdrängte in Madjas Gunst den Jüngeren Sascha Schlippe, der ihr eifrig den Hof machte und schenkte ihr ein Armband aus Elfenbein. Bei abendlichen Spaziergängen sassen wir selig in einem Strandkorb. Beiden klopfte das Herz, doch verhielten wir uns recht artig, denn die liebe Kapsa war stets dabei.

Madjas Mutter, die ich Tante Manja nannte, sah unserem Flirt mit grossem Wohlwollen zu. Er passte gut in ihre geheimen Zukunftspläne und sie hatte nicht die Absicht, die Sache im Sande verlaufen zu lassen. Sie fand, Madja sei lange genug in Gaienhofen am Bodensee gewesen. Ihre Maturität sollte sie an einem richtigen Gymnasium und zwar in Dresden machen. Dort hatten sich viele zur Verwandtschaft zählende Familien niedergelassen, abgesehen von uns noch: Marks, Salomons, Spiessens und andere. Madja würde sich nicht allein fühlen. Im Herbst 1921 wurde sie in die Unterprima der dreistufigen Studienanstalt in Dresden-Neustadt aufgenommen. Sie bezog ein Zimmer bei Tante Julia Spiess, ganz in der Nahe der Schnorrstrasse.

Nun trafen wir uns wieder. Wir hatten den ausgezeichneten Einfall, meine mangelnden Deutschkenntnisse durch Nachhilfestunden zu verbessern. Madja war bereit, mir zu helfen und besuchte uns regelmässig in der Schnorrstrasse. In meinem Zimmer lasen wir gemeinsam einen deutschen Abenteuerroman, kamen aber nicht bis zum Ende des Buches - zu sehr wurden wir von Gedanken und Gefühlen abgelenkt, die mit dem Buche nichts zu tun hatten. Ich glaube nicht, dass mein Deutsch durch Madjas Unterricht stark verbessert wurde, doch habe ich allen Grund, diesen Stunden ewig dankbar zu sein, denn sonst hätten wir kaum Gelegenheit gehabt, uns zu sehen. Ich arbeitete mit grossem Eifer und auch Madja musste sich anstrengen, um in ihrer Schule zu bestehen.

Als meine Schwester Manja mit ihrer Familie ebenfalls nach Dresden kam, war für mich in der Schnorrstrasse kein Platz mehr und ich musste mir ein Zimmer suchen. Bald hatte ich ein mir zusagendes gefunden, doch als ich die Frage nach meinem Beruf mit "Student" beantwortete, geriet die Zimmervermieterin ganz ausser sich. "Ausdrücklich habe ich in meinem Inserat angegeben, ich suche einen besseren Herrn und wer meldet sich - ein Student!" Mir wurde energisch die Tür gewiesen, doch fand ich bald ein Zimmer in der Uhlandstrasse, das mir besonders passte. Eine bescheidene Arbeiterfamilie war froh, einen Mieter zu haben, auch wenn es kein "besserer Herr" war!

Ich hatte wenig Zeit für etwas anderes als für die Arbeit an der T.H., hatte wenig Kontakt mit meinen Kommilitonen und schloss mich keinem von ihnen an. Mein Bekanntenkreis beschränkte sich auf die in Dresden wohnenden Verwandten. Ausser meinen Grosseltern waren es ziemlich viele: Mamas Schwester Tante Ida mit ihrem Mann, den Photographie-Professor Luther und den Salomon Kindern aus ihrer ersten Ehe, sowie den schrecklichen Gerhard und Harald aus seiner Ehe. Ferner Erwin und Rudi Spiess, die, gleich Madja, bei Tante Julia wohnten (Tante Julia war ihre, nicht unsere Tante). Dann noch Bunja und Kosja, Söhne von Sonja Spiess. Der geistig sehr rege Bunja, der Maschinenbau an der T.H. studierte, wusste mich für die Ostwaldsche Farbenlehre zu interessieren, für die in Dresden ein besonderes Institut gegründet worden war.

Das Leben war durch die unerhörte Inflation erschwert. Bekam man Geld in die Hand, so musste man es sofort in Ware umsetzen, denn schon am nächsten Tag hatte es nur einen

Bruchteil seines Wertes. Das konnte, ausnahmsweise, auch seine guten Seiten haben. So z.B. haben mich meine Laborarbeiten während des ganzen Studiums keinen Pfennig gekostet, weil die Laborrechnungen jeweils erst am Anfang des nächsten Semesters bezahlt wurden. Bis dahin war der Wert der Mark so weit gesunken, dass der ganze Betrag durch die Gutschrift für aufgearbeitete Jod- Rückstände aus den Analysen gedeckt werden konnte. Die Gutschrift wurde nach dem Tagespreis für Jod berechnet!

Madja verbrachte den Sommer in Schackenhof, bei ihrer Familie. Das Gut war nach dem ersten Weltkrieg in einen deutschen und in einen polnischen Teil entzwei geschnitten worden. Die Teilung des Gutes hatte natürlich grosse wirtschaftliche Nachteile. Alles musste getrennt werden, neue Maschinen für das deutsche Vorwerk gekauft und ein Verwalter eingesetzt werden.

Möglicherweise hätte das alles vermieden werden können, wenn der alte Herr Georg Ruchardt, Besitzer von Schackenhof, seine Schwiegertochter, Tanta Manja, nicht daran gehindert hatte, mit der Kommission der Siegermächte zu verhandeln. Eine interalliierte Kommission, darunter auch ein Japaner, unter dem Vorsitz eines französischen Generals, war nach Graudenz gekommen, um den genauen Verlauf der Grenzlinie festzulegen. Ob die Grenze einige hundert Meter westlich oder östlich verlief, war für diese Herren wohl ziemlich gleichgültig, zumal keinerlei natürliche Merkmale, wie ein Flussverlauf, oder dergleichen vorhanden waren, die für eine bestimmte Grenzlinie sprechen würden.

Meine Schwiegermutter, eine gebürtiger Französin, wollte nach Graudenz fahren, um den französischen General zu bitten, bei der Grenzziehung die Einheit des Gutes zu berücksichtigen. Ich nehme an, dass dank ihrem Charme und französischem Blut es ihr hätte gelingen können, den General von der Stichhaltigkeit ihrer Argumente zu überzeugen. Doch der alte Herr Ruchardt, mit seiner preussischen Erziehung, verbot ihr kategorisch die "Feinde Deutschlands" um etwas zu bitten.

So wurde der grösste Teil von Schackenhof, mit Haus, Stallungen und Arbeiter-Siedlung Polen zugeschlagen, nur ein kleiner Rest blieb deutsch. Die Grenze verlief mitten durch das Gut. Ein Posten der "Grünen" (polnische Grenzer) befand sich auf dem Grundstück. Bei jeder Ankunft aus Deutsch-Eylau musste man bei diesem Posten vorbei. Papa Ruchardt verbot jeden Schmuggel, aber die Schackenhofer Damen hörten in dieser Beziehung wenig auf ihn und er lebte in ständiger Angst, in eine dumme Geschichte verwickelt zu werden.

Während Madja den Sommer in Schackenhof verbrachte, fuhr ich mit Papa, Mama und Vera wieder nach Bansin. Dort hatten meine Eltern ein kleines Haus gemietet, gross genug, um uns und die Dobrowens, die kürzlich aus Moskau gekommen waren, aufzunehmen.

Der Schriftsteller Maxim Gorkij, mit dem Saitschick, Manjas Mann, sehr befreundet war, hatte unweit von uns ebenfalls eine Sommerresidenz gemietet. Ich hatte nur einmal die Gelegenheit, ihn zu sehen, als er Saitschik besuchte. Leider habe ich über diese Begegnung nichts

zu berichten, da ich kein Wort mit ihm gesprochen habe. Er war in Begleitung eines Mannes gekommen, der zu seinem Hofstaat gehörte und, angeblich, die Fähigkeit besass, dank einer besonderen Seher-Begabung, verlorene oder versteckte Gegenstände wieder zu finden. Diese Fähigkeit wurde sofort auf die Probe gestellt. Der Erfolg blieb aus.

Nach Dresden wieder zurückgekehrt, besuchte ich Madja in ihrem Zimmer bei Tante Julia, auch ohne Vorwand der Verbesserung meiner Deutsch-Kenntnisse. Ich wurde eingeladen, die Weihnachtstage in Schackenhof zu verbringen, eine Einladung, der ich natürlich sehr gerne folgte. Während meines dortigen Aufenthaltes fand dann unsere Verlobung unter sehr eigenartigen Umständen statt.

Ich schlief im ersten Stock, am Ende des langen Korridors mit Madjas Bruder Mulja, Madja im sogenannten "Grauen Zimmer" etwas weiter. Die Eltern hatten ihr Schlafzimmer am anderen Ende des Ganges. Mitten in der Nacht, nach 12 Uhr, als alle friedlich schliefen, erschien plötzlich Papa Wanja bei Madja, wie immer sehr majestätisch in seinen bunten orientalischen Schlafrock gekleidet. Er weckte sie mit der Frage: "Sage mir, seid ihr eigentlich mit Adja verlobt, oder nicht? Wir müssen es wissen."

Wir beide hatten uns noch nie richtig ausgesprochen, geschweige denn Pläne. Über unsere gemeinsame Zukunft gemacht und die Arme wusste nicht, wie sie sich diesem plötzlichen Überfall gegenüber verhalten sollte. In ihrer Ratlosigkeit floh sie im Nachthemd zu mir, weckte mich und sagte aufgeregt: "Was sollen wir tun? Wollen wir uns verloben?" Wir kehrten zusammen in ihr Schlafzimmer zurück. Auch ihre Mutter, ebenfalls im Nachthemd, hatte sich inzwischen dort eingefunden. Nun wurde unsere, etwas überstürzte Verlobung in nicht gerade konventioneller Weise vollzogen. Wir waren beide sehr glücklich, doch bedauerten wir es insgeheim, dass die Verlobung wie unter Druck erfolgt sei. Dieses Einmischen in unsere intimen Angelegenheiten wäre wirklich nicht nötig gewesen.

Die Umstände der "Verlobung" waren grotesk, das Komischste aber war, dass Papa Wanja später der mangelnden Feierlichkeit des Ereignisses nachtrauerte. Seufzend gedachte er der alten Zeit, als es noch üblich war, im Frack und mit Blumen zu erscheinen, wollte man um die Hand seiner Zukünftigen anhalten.

Verlobt kehrten wir nach Dresden zurück und machten Zukunftspläne. Mein Vater hatte Mühe, sich mit unserer baldigen Heirat abzufinden. Nach seinen Begriffen wäre es unumgänglich, sich erst eine Situation zu schaffen und Geld zu verdienen. Erst dann könnte an eine Heirat gedacht werden. Doch gelang es ihm nicht, sich durchzusetzen. Madja, die er sehr gern hatte, widersprach ihm heftig. Sie vertrat den Standpunkt, dass zwei Menschen beim Zusammenleben nicht mehr Mittel benötigten, als wenn jeder für sich allein lebt.

Schliesslich musste sich Papa fügen, zumal wir bei den übrigen Familienmitgliedern wohlwollende Unterstützung fanden und er gab nach. Erst hatte Madja aber noch ihr Abitur zu bestehen.

Kaum war es soweit, als wir am 23. März 1923 heirateten. Wir wurden in der Dresdener Lukas-Kirche von Pastor Walter getraut, der mich in Moskau konfirmiert hatte. Ich sah sehr wenig präsentabel aus. Ein Auge war bei mir durch ein Gerstenhorn nahezu verschlossen.

Madja war nicht davon überzeugt, dass sie das ganze Leben mit mir verbringen würde. Direkt und ehrlich, wie sie immer war, hielt sie es für richtig, auf dem Wege zur Kirche, in der Hochzeitskutsche, mir mitzuteilen, dass sie es mir nicht versprechen könne. Sie sah reizend aus, hatte aber starken Husten und war masslos aufgeregt. So aufgeregt, dass, als sie auf dem Wege zum Altar stolperte, sie laut "Tschort wosmi" (Pfui, Teufel) auf russisch ausrief. Die Nennung des Teufels in der Kirche, beim Schreiten hinter einem russisch sprechenden Pastor, war wirklich unpassend!

Von diesen kleinen "Schönheitsfehlern" abgesehen, ging alles glatt und harmonisch vor sich und wir wurden aufs Leben vereint.

In der Schnorrstrasse 80 erwartete uns ein von Mama für 18 Personen vorbereitetes Essen. Erwin hatte die Rolle des Kellners übernommen. Seinen Frack hatte er mir, dem Bräutigam, überlassen. Mit fremden Federn geschmückt, sass ich feierlich bei Tisch, während der Besitzer des Frackes sich mit dem Servieren abmühte.

Von verschiedenen Verwandten erhielten wir Geldgeschenke in stabiler Währung, insgesamt dreizehneinhalb Dollar und zwei englische Pfund. Bei der galoppierenden Inflation war es eine ganz hübsche Summe, wenn man richtig damit umzugehen verstand. Man durfte von der Valuta jeweils nur gerade so viel wechseln, als es zur sofortigen Ausgabe benötigt wurde. Auf diese Weise hat uns das Geld genügt, um die gesamten Kosten unserer dreiwöchigen Hochzeitsreise zu bestreiten.

Die Hochzeitsnacht verbrachten wir, ganz vornehm, im Hotel Bellevue. Jung und unselbständig wie wir damals waren, verspürten wir, nach der Nacht im Luxushotel, den unwiderstehlichen Drang nach Hause, in die Schnorrstrasse zurück zu kehren, um dort Abschied von unseren Lieben zu nehmen, bevor wir in die Fremde, auf unsere Hochzeits-Reise gingen.

Erst nach dem warmen, liebevollen Abschied von zu Hause traten wir unsere Reise an. Sie führte uns über Freiburg und München nach Gaienhofen am Bodensee, zur Stätte von Madjas Schulzeit.

Im Hotel in München wurden wir in einer frühen Morgenstunde von der Polizei geweckt. Passkontrolle! Wir mussten unseren Trauschein vorweisen - so streng wurde es mit der bürgerlichen Moral damals gehalten'.

In Freiburg wurden wir sehr herzlich von Nika und Anja Hermann aufgenommen. Sie brachten uns das Pokern bei und wir verbrachten eine ganze Nacht, bis sechs Uhr morgens, bei diesem Spiel.

In Gaienhofen war auch das Zusammensein mit Madjas bester Schulfreundin, Anjuta, verlockend. Leider pflegte sie in unserem Gasthof "Zum Deutschen Kaiser" stets zu erscheinen, wenn sie am wenigsten gewünscht war.

Nach unserer Hochzeitsreise wohnten wir in der Schnorrstrasse alle zusammen: meine Eltern, Vera, die Dobrowens mit ihren beiden kleinen Kindern und wir. Es war ziemlich eng, doch stand uns ein schönes, geräumiges Eckzimmer zur Verfügung. Wir waren jung und glücklich und fühlten uns darin sehr wohl.

Das Zusammenleben war nur insofern schwierig, als Saitschik es nicht lassen konnte, Madja, die ein Kind erwartete, ständig damit zu necken. Sie vertrug die ewigen Anspielungen auf ihre Schwangerschaft schlecht. Davon abgesehen, lebten wir alle gut zusammen und Mama verstand es, für alles zu sorgen und alle zufrieden zu stellen.

Ich arbeitete fleissig in der T.H. und bestand zwei Monate nach unserer Trauung meine Diplomvorprüfung. Den Sommer verbrachten wir in Schackenhof.

Nach den Sommerferien ging mein Studium in Dresden weiter. Da ich kein Geld besass und auch keines verdiente, gaben uns meine Grosseltern ein kleines monatliches Taschengeld. Auch mein Schwiegervater, Papa Rüchardt, hatte uns eine Monats-Rente, in Höhe des jeweiligen Preises von einem Zentner Roggen, zugesichert. Von meinen Eltern logiert und verköstigt, konnten wir damit auskommen.

Erst bei Wanjas Geburt wurden wir mit richtigen finanziellen Schwierigkeiten konfrontiert. Gerade war die Rentenmark eingeführt worden. Statt mit Millionen und Milliarden in Papier-Währung hatte man es plötzlich mit einer Gold-Währung zu tun. Wir erhielten für Madjas Niederkunft eine Arztrechnung von 300 Rentenmark, einen Betrag, der bei weitem unsere Zahlungsfähigkeit überstieg. Zum Glück hatte der Arzt Einsicht in unsere Lage und liess mit sich reden. Wir kratzten alles, was wir besaßen zusammen, verkauften das wunderbare Damast-Tischtuch für 24 Personen aus Madjas Aussteuer und die uns von Onkel Ernst zur Hochzeit geschenkten zwei Kristallkaraffen mit Silberdeckeln, seinen Reiterpreis aus Archangelskoje, und konnten somit die erheblich reduzierte Arztrechnung begleichen.

Wir hatten uns mit der Familie Pohl, gleich uns aus Russland geflohen, sehr angefreundet und waren oft bei ihnen zu Gast. In ihrem gastfreundlichen Haus wurden Tanzabende veranstaltet und alle möglichen Vorführungen inszeniert. Madja war mit Herz und Seele dabei, wenn abendfüllende Programme in gemeinsamer Arbeit mit Pohls vorbereitet und ausgeführt wurden. Sketchs wie "Maccaroni Grosseexport" (Sandwich-Männer), "Die Lulila" (von Kopf bis Fuss lila), Tillergirls etc. hatten grossen Erfolg. An einer dieser Einladungen, mit Vorführungen und Tanz, war auch der 6 Wochen alte Wanja anwesend. Er lag im Pohls Elternzimmer und wurde dort von Madja, zwischen zwei Vorführungen, gestillt.

Nun stand mir die Diplomprüfung bevor, unter anderem die Physikprüfung bei Prof. Hallwachs. Davor hatten die meisten Studenten die grösste Angst, da der Professor un-

vorhergesehene Fragen zu stellen pflegte, die nach keinem Lehrbuch zu beantworten waren. Zum Glück wiederholten sich meistens von Jahr zu Jahr dieselben "Hallwachs-Fragen". Seine Assistenten erteilten deshalb Privatstunden speziell über diese Fragen.

Meine Kommilitonen, die sich auf diese Weise für das Examen vorbereitet hatten, traf das Pech. Kurz vor der Prüfung war der Professor gestorben und sie wurden, statt in Hallwachs-Fragen in Physik geprüft.

Ich hatte keinen Nachhilfeunterricht in Physik gehabt, wohl aber in organischer Chemie, die mir Schwierigkeiten machte. Deshalb ging ich jede Woche zu Dr. Zorn, um meine Kenntnisse in dieser, mir völlig fremden Materie zu verbessern. Dr. Zorn war ein sehr fähiger Assistent von Prof. König, bei dem ich meine Diplomarbeit auf dem Farbstoff-Gebiet gemacht habe. Zorns Nachhilfestunden haben mir viel geholfen. Später ging er zur I.G. und machte dort grosse Karriere. Ich wurde sein Nachfolger bei Prof. König.

Die Prüfung in anorganischer Chemie bei Prof. Forster verlief bei mir besser als erwartet. Als ich aus dem Prüfungszimmer herauskam, glaubte ich, durchgefallen zu sein. Nach Beantwortung der ersten, mir einfach erschienenen Fragen, wurden solche gestellt, auf die ich nur aufs Geratewohl, wenn überhaupt, antworten konnte.

Prof. Forsters Assistent tröstete mich. Es sei die Gewohnheit seines Chefs, nebst normalen Prüfungsfragen solche zu stellen, deren Beantwortung keinem Lehrbuch entnommen werden könne. Dadurch wollte er sich vergewissern, dass der Student den Stoff nicht einfach auswendig gelernt habe, sondern auch in der Lage sei, mit unvorhergesehenen Aufgaben in der Praxis konfrontiert, sein Wissen richtig anzuwenden. Ich war nicht nur durchgekommen, sondern hatte sogar sehr gut abgeschnitten.

Im Winter 1924 hatte ich die Diplomprüfung bestanden und meine Diplomarbeit über beta- und gamma-Phenylpyridin-Farbstoffe unter der Leitung von Prof. König durchgeführt. Damit hatte ich den Titel eines Diplomingenieurs erworben, wollte aber noch doktorieren. Ich hatte wenig Interesse für Farbstoff-Synthese, eher für Fragen der Farbstoff-Applikation. Um mir die Möglichkeit zu geben, auf diesem Gebiet zu arbeiten, verwies mich Prof. König an Dr. Haller, Direktor der Kattun-Druckerei von Gebr. Jentsch in Grossenhain. Haller, eine Kapazität auf dem Gebiet des Textildruckes, hatte schon einmal einen Doktoranten in seinem Fabrik-Laboratorium arbeiten lassen, der dann bei Prof. König promovierte.

Ich fuhr nach Grossenhain, lernte den äusserst sympathischen Haller kennen, besah mir die Fabrik und besprach das mir gestellte Arbeitsthema. Ich sollte das färberische Verhalten von Acetat-Kunstseide beim Verseifen derselben mit alkalischen Mitteln untersuchen.

Es war für mich eine sehr günstige Lösung meiner Probleme. Ich erhielt die Möglichkeit, eine Doktor-Arbeit auf dem mich interessierenden Gebiete durchzuführen, ohne dass ich für das Labor zu zahlen hatte. Ich ergriff mit Freude diese Gelegenheit, mietete mir ein Zimmer in Grossenhain und fing bald mit meiner Arbeit im Fabrik-Laboratorium an.

Mit meinem Chef, Haller, war ich sehr zufrieden und hatte auch jeden Grund dafür. Ein ausgesprochenes Original, war Haller das Gegenteil eines pedantischen, trockenen Chemikers. Ausser der Chemie besass er vielseitige Interessen. Er botanisierte und mikroskopierte mit Leidenschaft, liess über 100 Veröffentlichungen auf seinem Fachgebiet erscheinen und hatte auch ausserhalb seines Faches viel gelesen. So kannte er z.B. die meisten russischen Klassiker. Auch war er sehr gastfreundlich und legte Wert darauf, dass der Umgang mit ihm gänzlich unformell vor sich ging. Bereits nach wenigen Tagen lud er mich zu sich ein. Ich sollte, so wie ich bei der Arbeit war, ohne mich umzuziehen, bei ihm erscheinen und er kontrollierte genau meine Kleidung, um festzustellen, ob ich nicht etwa andere Schuhe als in der Fabrik anhatte. Es war nicht schwer, gut mit ihm auszukommen.

Ich lernte in Grossenhain gut mikroskopieren, färbte, verseifte und untersuchte Acetat-Kunstseide, kam aber nicht weiter. Ich konnte nichts finden, was den Anforderungen einer Doktorarbeit genügt hätte.

Dafür machte ich eines Tages eine rein zufällige Beobachtung, die mir so interessant erschien, dass ich Versuche zu dem mir gestellten Arbeitsthema fallen liess, um mich ganz der Ausarbeitung dieser Beobachtung zu widmen.

Beim Mikroskopieren gefärbter Cellulose-Fasern stellte ich fest, dass eine zuvor völlig homogene Färbung von Para-Rot auf verseifter Acetat-Kunstseide, nach längerem Kochen, kleine, punktförmige Teilchen aufwies. Ich ging der Sache nach, variierte Kochbedingungen, Farbstoff-Klassen und Fasermaterial ging dazu über, das Erhitzen der Färbungen in Wasser unter Druck bei höheren Temperaturen, eingeschmolzen in dünnen Glasröhrchen, vorzunehmen. Die mikroskopische Auswertung zeigte immer deutlicher Bildung und Wachstum von Farbstoff-Teilchen in der Faser-Wandung, bei Baumwolle auch im Innern und an der Oberfläche der Faser.

Da zur Zeit meiner Doktor-Arbeit in der Fachliteratur heftig über die Theorie der Färbung gestritten wurde, war meine Beobachtung von grossem Interesse - die vielfach vertretene Annahme einer chemischen Bindung zwischen Faser und Farbstoff verlor jede Glaubwürdigkeit, wenigstens was die von mir untersuchten Naphtol AS, Küpen und anorganische Färbungen betraf.

Haller bezeichnete die beobachteten Kristallisations-Erscheinungen als "physikalische Farbstoff-Kondensation". Er war mit meiner Arbeit sehr zufrieden und völlig damit einverstanden, dass ich das mir gestellte Arbeitsthema fallen liess, um mich ganz der Ausarbeitung meiner Zufallsbeobachtung zu widmen. Er hielt auf dem Kongress des Internationalen Vereins der Chemiker-Koloristen in Zürich 1925 einen, mit mikroskopischen Aufnahmen gut illustrierten, Vortrag über meine Arbeit und erregte damit erhebliches Aufsehen.

In Zürich war ich natürlich unter den Zuhörern und lernte dort den Chemiker Kartaschoff kennen. Er war der in der Schweiz aufgewachsene Sohn einer in Russland berühmten Kino-

Schauspielerin, die in Sowjetrussland geblieben war. Nach Hallers Vortrag lernten wir uns kennen, fachsimpelten miteinander, Zürichs Strassen durchstreifend, und entdeckten erst gegen Ende unseres Treffens, dass beider Muttersprache russisch war.

Ein weiterer Kontakt wurde in Zürich angeknüpft - der berühmte René Clavel, der die Frage des Färbens von Acetat-Kunstseide mit Erfolg gelöst hatte, zeigte Interesse für meine Arbeit und bestellte mich nach Basel in die von ihm geleitete Fabrik. Leider vollzog sich unser Basler Treffen buchstäblich zwischen Tür und Angel. Als ich zu ihm kam, war er gerade voll damit beschäftigt, eine Farbstoff-Partie nach England, in aller Eile, per Flugzeug (damals ein ganz ungewohnter Weg) zu befördern. Auch in dieser Beziehung ist er gewissermassen Pionier gewesen. Er besprach die Sache in meiner Gegenwart mit seinem Chauffeur, mit dem er sich duzte und hatte kaum Zeit für mich. Doch bekam ich von ihm und seinem enormen Tätigkeitsdrang einen unvergesslichen Eindruck.

Am 8.8.1925 bestand ich meine Doktorarbeit und fuhr zur Erholung nach Schackenhof, wo mich Madja und der kleine Sohn erwarteten. Ich erinnere mich, dass es gerade Apfelernte war und ich, in einem Apfelbaum mit Pflücken beschäftigt, beinahe heruntergefallen wäre, als mich der Gartner mit "Herr Doktor" ansprach.

Während dieser Sommerferien machten wir einen zehntägigen Abstecher nach Holland, um Madjas Verwandte kennen zu lernen. Wir liessen den kleinen Wanja in der Obhut seiner Grossmutter und fuhren zu Onkel Tom, nach Vught bei Herzogenbusch. Ausser Onkel Tom, Tante Adrienne und ihren drei Kindern lernten wir viele van Rijckevorsel kennen. Die Grossfamilie war zahlreich. Madjas leiblicher Vater, Karl van Rijckevorsel, war der älteste von 13 Geschwistern.

Alle waren neugierig auf Madja und ihren russischen Mann. Ich erinnere mich nicht an Einzelheiten, weiss nur, dass uns alle sehr freundlich empfangen haben. Onkel Toon, den Notar und Besitzer einer grossen Apfelplantage haben wir erst später kennen gelernt.

Unter der Verwandtschaft war auch eine äusserst bigotte Cousine Els, deren übertriebener Katholizismus mir Eindruck machte. Auch sonst bekamen wir einige Auswüchse dieses Glaubens zu Gesicht, die uns sehr eigenartig vorkamen.

So wurde z.B. bei einer feierlichen Einladung in ein Schloss, das einer guten Freundin der Familie gehörte, an einem Freitag Fleisch serviert. Doch wurden die Gäste in einer Tischrede von Madame la Chatelaine davon unterrichtet, dass sie bedenkenlos Fleisch essen dürfen - sie hatte vom Bischof die Absolution für ihre Tischgäste im voraus erhalten.

Weniger komisch ist der Verlauf der letzten Tage von Madjas Vater, Karl van Rijckevorsel. Nach der in Russland erfolgten Scheidung von Madjas Mutter konnte er, als Katholik, keine weitere Ehe eingehen. Doch hat er sein ganzes Leben mit einer ihm treu ergebenen Frau verbracht. Als er in holländisch Indien todkrank wurde und den Wunsch hatte, in seiner Heimat zu sterben, brachte sie es fertig, ihn nach Herzogenbusch zurück zu bringen. Die Familie

nahm ihn in Empfang und verbat der Frau von nun an jeden Kontakt mit ihm. Er sollte seine letzten Tage nicht "in Sünde" verbringen. Sie durfte ihn nicht wiedersehen, konnte sich nicht einmal von ihm verabschieden als er starb, obwohl er noch 8 Tage am Leben blieb.

Wir fuhren auch in das benachbarte Herzogenbusch, um in der dortigen Kathedrale ein Glasfenster mit dem Wappen der van Rijckevorsel zu bewundern. Im Alt- Holländisch hiess Rijk -reich und Fors -Frosch. Daher die drei Frösche im Wappen.

Im Ganzen haben wir einen sehr guten Eindruck von der grossen Familie und ihrem warmherzigen Empfang bekommen, den sie uns zuteil werden liess,. Der Familiensinn ist bei den van Rijckevorsel sehr stark entwickelt und es war schön, sich in die Grossfamilie aufgenommen zu fühlen.

Unsere eigene Familie war noch sehr klein. Wir besprachen mit Madja die Frage unserer Nachkommenschaft und fanden, dass es schön wäre, wenn Wanja ein Schwesterchen bekäme. Wie auf Bestellung ging unser Wunsch 9 Monate später mit Marischas Geburt in Erfüllung.

Nach den Sommerferien durfte ich weiter in Grossenhain tätig sein, nun aber als Fabrikangestellter. Mein Lohn betrug 200 Rentenmark, wovon ich netto 180 ausbezahlt bekam. Das reichte nicht weit, zumal ich ein Zimmer in Grossenhain mieten musste. Meine kleine Familie blieb bei meinen Eltern in Dresden und ich sah sie, nach wie vor, lediglich am Wochenende.

Meine Tätigkeit in der Fabrik beschränkte sich auf Labor-Versuche und auf das Überwachen des Farbstoff-Lagers. Ich versuchte wenigstens den Anfang einer systematischen Ordnung in das Farbstoff-Sortiment einzuführen. Das Ergebnis war, dass der mir sonst sehr gewogene Vorarbeiter, der das Lager unter sich hatte, sich bitter beklagte, man könne nach der neuen Ordnung überhaupt nichts mehr finden. Haller tröstete mich mit dem Hinweis auf den unglaublichen Konservatismus der Arbeiterschaft von Druckereien. Nur das von alters her Bekannte hatte für sie Geltung. Er selbst hatte die komischsten Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht.

Haller war ein sehr freundlicher, geselliger und in Fachkreisen sehr geschätzter Mann. Auf seine Initiative ist die Gründung des "Internationalen Koloristen Vereins" zurück zu führen, dessen erster Präsident er gewesen ist. Prof. König kannte ihn und seine zahlreichen Arbeiten auf dem Textilgebiete.

Schon vor meiner Zeit hatte er einen Doktoranten bei ihm arbeiten lassen. So kam es, dass er ihn als ausserordentlichen Professor für Textilchemie an die T.H. berufen liess, als ein solcher für das neue "Institut für Farben und Textilchemie" benötigt wurde. Prof. König war reiner Farbstoff-Synthetiker - die Farbstoff-Applikation war nicht sein Fach. Deshalb wurde Haller berufen, um einmal pro Woche eine Vorlesung auf dem Gebiete der Textilchemie zu halten.

Nun war mein Chef, zur allgemeinen Freude, Professor geworden. Kurz darauf bekam ich die Stelle an der T.H. Ich sollte Assistent von Prof. König auf dem Textilgebiet und zugleich Vorlesungsassistent von Prof. Haller sein, wenn er seine Vorlesungen in Dresden hielt. Mein Monatsgehalt betrug 375 Mark und ich konnte endlich zusammen mit Madja und dem kleinen Wanja hausen.

Unsere Wohnungsfrage konnte sehr gut gelöst werden. Mein Grossvater hatte für seine jüngste Tochter, Tante Lili Sekavin, von uns Lilka genannt, ein Grundstück gekauft und ein zweistöckiges Haus darauf erstellen lassen. Das Parterre wurde an Prof. Stepun vermietet, während die oberen Raume für Lilka bestimmt waren.

Sie hatte sich von ihrem Mann im Kaukasus getrennt und kam nach Dresden. Kurze Zeit wohnte Lilka mit ihren drei Kindern in der Wohnung meiner Eltern in der Schnorrstrasse. Doch sie war lungenkrank und es stellte sich bald heraus, dass sie in die Höhe muss. Die Pläne mit dem Haus in der Paradiesstrasse mussten fallen gelassen werden und die Sekavins zogen nach Davos.

Nun konnten wir in die obere Wohnung des Hauses an der Paradiesstrasse einziehen. Gross war unsere Freude ! Es war eine schöne Dreizimmer-Wohnung mit Küche, Bad und einer grossen Terrasse. Ausser zwei Betten besaßen wir keine Möbeln und konnten uns, bei unseren bescheidenen Mitteln, keine neuen leisten.

Madja suchte deshalb nach preiswerten gebrauchten Stücken. Am billigsten waren sie bei Auktionen zu haben. Am Tage vor der Versteigerung suchte sich Madja aus, was sie erwerben wollte, doch hatte sie Hemmungen, selbst bei der Auktion zu bieten und beauftragte unseren Tapezierer, Herrn Gensch, es in ihrem Namen zu tun.

Die Versteigerung regte Madja masslos auf, besonders als ein von ihr beehrter Mahagoni-Kartentisch ausgerufen wurde. Als zehn Mark dafür geboten wurden, konnte sie nicht mehr an sich halten. Sie rief "zwölf" und erhielt den Tisch zugeschlagen. Gensch kugelte sich vor Lachen - er war es gewesen, der die zehn Mark geboten hatte!

Nach und nach wurde das Notwendige angeschafft und wir konnten Freunde zu uns einladen. Zur Feier von Madjas Geburtstag erwarteten wir bei uns 25 Gäste. Wir hatten uns vorgenommen, unsere Terrasse mit Lampionen zu illuminieren und als Tanzfläche zu benutzen. Gross war unser Entsetzen, als uns die "Eisheiligen" einen Strich durch die Rechnung machten - am Morgen des 13. Mai lag eine dicke Schneeschicht auf unserer Terrasse! Trotz-

dem fand das Tanzvergnügen statt. Wie es in der engen Wohnung möglich war, bleibt mir bis heute unverständlich.

Wir verbrachten die Sommerferien wieder in Schackenhof. Einen Teil der Ferien benutzte ich, um meine Kenntnisse der Färberei durch die Teilnahme an einem Färberei-Kurs in den Farbwerken Höchst zu erweitern. Unter den Kursteilnehmern war ein junger, russisch sprechender Mann, mit dem ich mich gleich anfreundete - Mark Frankfurt.

Später lernten wir die ganze Familie Frankfurt kennen - den Bruder Boris, die Schwester Lida und die äusserst sympathischen und kultivierten Eltern. Wir freundeten uns derart an, dass wir nun, bei unseren jährlichen Sommerreisen nach Schackenhof, stets einen Besuch bei Frankfurts in Berlin machten. Vater Frankfurt war ein bedeutender Agronom, nach der russischen Revolution eine Zeitlang Landwirtschaftsminister in der Ukraine. Die Eltern leben schon lange nicht mehr, mit den Geschwistern, die nun alle in den Vereinigten Staaten sind, blieben wir bis heute freundschaftlich verbunden.

Nach den Ferien arbeitete ich nicht mehr in den veralteten, dunklen Laboratorien meiner Studentenzeit, sondern in den modernen Räumen der neuen Hochschule. Prof. König, Leiter des "Institutes für Farben und Textilchemie" war ein führender Kopf auf dem Farbstoff-Gebiet. Sein erster Assistent, Dr. Hofmann, dagegen eine absolute Null. Seit vielen Jahren war er bereits Königs Assistent und ist in dieser Stellung bis an sein Lebensende geblieben, ungeachtet der Bestimmung, welche die Dauer einer Assistententätigkeit auf maximal drei Jahre beschränkt.

Dr. Hofmann hatte das Farbstofflaboratorium und die riesige Farbstoffsammlung zu beaufsichtigen. Seine Tätigkeit beschränkte sich auf das Halten kurzer Vorträge an kleine Studentengruppen über die verschiedenen Farbstoffklassen. Seine Ausführungen, von den Studenten "Hoffmanns Erzählungen" benannt, pflegte er mit harmlosen "chemischen" Witzen zu beleben, indem er z.B. die Frage stellte: "Wie macht man Silber?" Die Antwort war: "Man geht in eine Silberpappel-Allee und ruft Silentium'. Die Pappeln hören auf zu pappeln und das Silber wird frei." Weder mit den Vorträgen, noch mit den Witzen hatte er viel Erfolg, doch war er ein lieber, harmloser und treuer Kerl.

Haller hatte den Ruf an die Technische Hochschule erhalten, um die Erwähnung der "Textil-Chemie" im Namen des Institutes rechtfertigen zu können. Als sein und Prof. Königs Assistent hatte ich die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass Textilchemie im Institut auch praktisch betrieben wurde. Beim Ausarbeiten des Programms für Laborversuche auf dem Textilgebiet war ich allein auf die Fachliteratur und meine mageren praktischen Erfahrungen in Grossenhain und in Höchst angewiesen. Ich machte daraus was ich konnte.

Das Färbereilabor war für die Ausführung von Faserbehandlungen, wie Bauchen, Bleichen, Färben, Schlichten und dgl. gut ausgerüstet. Für die Papierfärberei stand sogar ein mittelgrosser Holländer zur Herstellung der Papiermasse zur Verfügung, natürlich auch alles

Notwendige zum Handschöpfen von Papier. Es sollte noch eine Viscose-Spinnmaschine zur Herstellung von Kunstseide aufgestellt werden und ich wurde nach Wien geschickt, um eine angebotene Versuchsmaschine in Augenschein zu nehmen und deren eventuelle Anschaffung in die Wege zu leiten. Doch der Kauf der Maschine kam während meiner Assistentenzeit nicht zustande.

Ich hatte vier Studenten zu betreuen, die sich zum Textilkurs angemeldet hatten. Drei von ihnen stammten aus der Textilindustrie und es ist deshalb zweifelhaft, dass sie viel von mir lernen konnten. Doch arbeiteten sie fleissig und wir kamen gut miteinander aus. Einer von ihnen, Herr Zirsch, Sohn eines Textilindustriellen, hat später Karriere gemacht und eine wichtige Stellung bekleidet - er wurde Vorsitzender des Verbandes der Textilindustriellen für ganz Deutschland.

Ich hatte im Institut ein Einzellaboratorium, in dem ich eigene Versuche durchführen konnte. Die Möglichkeit, mich darin einschliessen zu können, um mich nach dem Mittagessen für wenige Minuten auf dem Fussboden auszustrecken, empfand ich als sehr grossen Vorteil, denn oft war ich sehr müde. In diesem Laboratorium habe ich eine Arbeit über die Farbstoffkondensation auf Naphtol AS Färbungen und eine weitere über einen von mir gebauten Benetzungsmesser durchgeführt und die Ergebnisse in der Fachliteratur veröffentlicht.

Mit meinen Versuchen, die Chemie im Hausgebrauch anzuwenden, hatte ich kein Glück. Unser anderthalbjähriger Wanja besass ein hellblaues Mäntelchen, das ausgebleichen war und recht schäbig aussah. Ich übernahm es, das Kleidungsstück durch Überfärben wieder gebrauchsfähig zu machen. Nach allen Regeln der Kunst färbte ich es dunkel-marineblau und freute mich darüber, dass die Färbung gleichmässig und ohne Flecken ausgefallen war. Leider ging das Woll-Mäntelchen beim Färben derart ein, dass es für Wanja viel zu klein wurde und höchstens seinem Teddybären passen konnte.

Auch der zweite Versuch führte zu einem Misserfolg. Wir hatten zur Hochzeit von meinem Schwiegervater, Papa Wanja, zwei gestreifte Bademäntel geschenkt bekommen. Sie waren leider so grell, dass wir Hemmungen hatten, sie zu gebrauchen. In der Annahme, es handle sich um eine Direkt-Färbung mit Azo-Farbstoffen, die durch Reduktion leicht zerstört werden können, tauchte ich die Mäntel in ein Hydrosulfit-Bad und beobachtete, mit Genugtuung, wie sie in kurzer Zeit schneeweiss wurden. Noch nass nahm ich sie auf die Wäscheleine zum Trocknen. Als ich, nach einigen Stunden, aus dem Fenster hinaussah, wollte ich meinen Augen nicht trauen - da hingen zwei Bademäntel, die genau so bunt waren, wie vor meiner Behandlung. Nun erst kam die Erkenntnis, dass sie mit basischen Farb-Stoffen gefärbt waren, durch Hydrosulfit zu einem farblosen Derivat reduziert, aber nicht zerstört, wurden die Farbstoffe beim Trocknen durch Luft-Sauerstoff wieder oxydiert und bekamen wieder ihre ursprünglichen Farben.

Auch mit der Elfenbein Perlenkette meiner Schwiegermutter hatte ich Pech. Die Kette war mit dem Alter gelblich und unansehnlich geworden, so dass sie nicht mehr getragen werden konnte. Gerne wurde mir das Schmuckstück überlassen, als ich eine chemische Reinigung derselben vorschlug. Ich hatte gelesen, dass gelb gewordenes Elfenbein mit einer Peranganat-Lösung gebleicht werden kann. Genau nach der angegebenen Vorschrift bereitete ich die Lösung und liess sie auf die Kette einwirken. Doch blieb jede Wirkung aus. Ich verlängerte die Behandlungsdauer, erhöhte nach und nach die Bad-Konzentration, versuchte schliesslich die Temperatur etwas zu steigern - alles ohne jeden Erfolg - die gelbliche Farbe der Perlen blieb bestehen. Ich hantierte so lange, bis ich plötzlich, zu meinem Schrecken, merkte, dass die immer noch gelben Perlen durchsichtig geworden waren -sie hatten sich in eine Art Gelee verwandelt'. Ich hatte nicht gewusst, dass Elfenbein-Erzeugnisse mit einer Lack-Schicht überzogen sind, die vor der Behandlung entfernt werden muss. Nun war die Perlenkette hin und ich musste eine neue besorgen, um meine Schwiegermutter nicht restlos zu enttäuschen.

Mein letzter Versuch in "Chemie für den Hausgebrauch" bezog ich auf den Trauring unserer Putzfrau. Sie hatte einen Thermometer zerbrochen, der Ring war mit Quecksilber in Berührung gekommen und sah nun nicht mehr nach Gold, sondern nach Silber aus. Sie war über das Geschehene ganz verzweifelt, da sie sich von ihrem Mann betrogen fühlte -sie nahm an, er hatte ihr bei der Trauung Silber statt Gold geschenkt. Ich tröstete sie und versprach, die Sache in Ordnung zu bringen. Dieses Mal war ich meiner Sache sicher, denn es war mir selber mehrfach passiert, dass mein Ehering, versehentlich mit Quecksilber in Berührung gekommen, amalgamiert wurde. Zur Reinigen und zur Wiederherstellung des Goldzustandes pflegte ich ihn mit einer Eisen-Zange über der Flamme eines Bunsen-Brenners zu halten und in ein Reagenzglas mit Methyl-Alkohol einzutauchen. Ohne zu überlegen, dass nur echtes Gold der Temperatur der Flamme ausgesetzt werden kann, ohne dabei Schaden zu leiden, wollte ich das erprobte Verfahren zum Reinigen des mit anvertrauten Ringes anwenden. Voll Zuversicht hielt ich den Trauring über den Bunsen-Brenner, doch, oh Schreck, sich krümmend und einen Metall-Tropfen bildend, schmolz er zu einem unförmigen Gebilde. Zum Glück war die Inschrift auf der inneren Seite des Ringes noch lesbar. Ich brachte ihn einem Juwelier und bestellte einen neuen aus genau der gleichen Metall-Legierung mit der gleichen Gravur. Wie minderwertig die Legierung des Ringes gewesen war, lasst sich daran ermessen, dass meine Gesamtkosten für Material und Gravur sich auf ganze 5 Mark beliefen'. Der Putzfrau sagte ich nichts vom Geschehenen, um ihren Glauben an die weitere Beständigkeit ihrer geheiligten Ehe nicht in Frage zu stellen. Sie war überglücklich, ihren Trauring "wie neu" wiederzuhaben und hielt mich für einen Zauberer. Ich aber war endgültig geheilt von meinen Bestrebungen, die Chemie für häusliche Zwecke zu gebrauchen.

Prof. Haller liess im Treppenhaus des Institutes eine Vitrine mit Druckmustern der Grossenhainer Fabrik aufstellen. Madja sollte für eine hübsche Präsentation sorgen. Sie verteilte die

Muster in der Vitrine so gut es ging, doch machte ihr das Resultat wenig Freude. Es waren ausschliesslich recht langweilige Punkt- und Streifen-Ätzungen auf marineblauem Grund - Bunt-Ätzen auf Indigo-Grund, nach einem Spezialverfahren der Gebrüder Jentsch hergestellt. Haller war auf dieses Verfahren besonders stolz und fand die Auslage wunderbar.

Haller kam nun wöchentlich für seine Vorlesungen nach Dresden und blieb oft bei uns zum Mittagessen. So war es auch am Vortage von Marischa's Geburt. Dieses Ereignis fand in unserer Wohnung, in der Paradiesstrasse, statt, gerade an dem Tage, an welchem der behandelnde Arzt, eines offiziellen Festessens wegen, unabhkömmlich war. Nun musste er mitten im feierlichen Essen doch noch gestört werden. Der Herr Professor erschien bei uns im vollen Ornat Frack, Orden etc. So kam es, dass Marischa schon bei ihrer Geburt feierlich empfangen wurde.

Die Familie war nun grösser geworden, für mein mageres Assistentengehalt etwas zu gross. Nebeneinnahmen waren mir mehr als willkommen. Als ein Fachmann gesucht wurde, der das "Waschen und Bleichen" in der Neuauflage des Brockhauslexikons übernehmen sollte, meldete ich mich sofort. Dafür wurden 100 Dollar geboten, eine mir ganz enorm erscheinende Summe. Ich besass bereits gewisse Kenntnisse auf diesem Gebiet und mir stand eine ausgezeichnete Bibliothek zur Verfügung. Freudig machte ich mich an die Arbeit, in der Annahme, schnell damit fertig werden zu können. In dieser Beziehung täuschte ich mich aber sehr. Zwar habe ich die ersten bestellten Abschnitte schnell zusammen gestellt und das Geld ausbezahlt bekommen, doch das war nur "die Spitze des Eisberges". Viele Monate, ja Jahre hindurch, als ich die Hochschule schon längst verlassen hatte, kamen immer wieder neue Wünsche, Anfragen und Korrekturblätter. Es hat die längste Zeit gedauert, bis das Ende des Alphabets in der Brockhaus Auflage erreicht und ich endlich frei wurde. Oft habe ich es verflucht, die Arbeit übernommen zu haben.

So lieb mir auch meine Assistententätigkeit war, konnte ich nicht immer Assistent bleiben. Die grösste Angst der meisten Studenten des Institutes war, in einer der grossen Farben-Fabriken zu landen. Es wurden grauenhafte Geschichten von dem dort herrschenden Bürokratismus kolportiert und die Wenigsten waren bereit, "sich zu verkaufen". Auch ich dachte nicht anders. Wenn mir damals jemand gesagt hatte, ich würde 34 Jahre in einer Farbenfabrik verbringen, so hätte ich es einfach nicht geglaubt. Am liebsten wollte ich weder mit der Farbstoffherstellung, noch mit deren Applikation etwas zu tun haben.

Ich interessierte mich für die Herstellung von Kunstseide, einen chemischen Industriezweig, dem ich eine grosse Zukunft voraussagte. Darin habe ich mich auch nicht getäuscht. Zu der Zeit, als ich Assistent an der Technischen Hochschule war, wurde in der Hauptsache Viscose Kunstseide hergestellt. Daneben wurde in wenigen Werken nach dem Kupferoxyd-Ammoniak-Verfahren gearbeitet und die Acetat-Kunstseide war im Aufkommen.

Vollsynthetische Fasern gab es überhaupt noch nicht, so dass für alle industriell hergestellten Kunstseiden Cellulose der Grundstoff war. Wollte ich auf dem Kunstseiden-Gebiet tätig sein, so mussten vor allem meine mageren Kenntnisse der Cellulose-Chemie verbessert werden. Deshalb belegte ich einen Vorlesungskurs beim bekannten Cellulose-Fachmann Prof. Heuser und fuhr jede Woche nach Berlin-Zehlendorf, um ihn zu hören. Das hat sich für mein späteres Leben als entscheidend erwiesen.

Nun war ich schon eine geraume Zeit Assistent und musste beginnen, an mein weiteres Fortkommen zu denken. Mit steigendem Interesse verfolgte ich die Stellenangebote in den Fachzeitschriften und fing an, sie zu beantworten. Da ich an Kunstseide dachte, war mein erstes Schreiben an Bemberg gerichtet, als bei dieser Firma eine Stelle ausgeschrieben wurde. Doch bald musste ich einsehen, dass man bei der Stellensuche sich nicht nach eigenen Wünschen richten kann und beantwortete alle Stellenangebote, für die ich mich, meiner Ausbildung nach, geeignet fühlte. Es kam zu einem ausgedehnten Briefwechsel, ich fuhr einmal nach Krefeld, um mich in einer Färberei vorzustellen, verhandelte brieflich mit einer Anzahl Firmen - insgesamt sind es 23 gewesen - doch scheiterte alles an ein und demselben unüberwindlichen Hindernis -dem Mangel einer "Tauschwohnung". Damals war der Wohnungsmarkt streng geregelt und unterstand dem Wohnungsamt. Als Flüchtlinge haben wir, in Umgehung des Wohnungsamtes, im Hause der Grosseltern in der Schnorrstrasse "schwarz" gewohnt und auch für die Paradiesstrasse hatten wir keine offizielle Genehmigung. Somit besaßen wir überhaupt kein Anrecht auf einen Wohnsitz. Das war schlimm, mehr als schlimm. Nirgends in Deutschland konnte man eine Wohnung erhalten, wenn man nicht eine eigene Wohnung in einem anderen Teil Deutschlands zum Tausch anbieten konnte - eben die erwähnte "Tauschwohnung".

Es war zum Verzweifeln und ich wusste mir nicht zu helfen.

Kanada

Da kam ein Angebot von Prof. Heuser. Er hatte eine Anstellung bei der "Canadian International Paper Company" bekommen und schlug mir vor, zu ihm nach Kanada zu kommen. In dem Research Institut der Firma in Hawkesbury sollte ich die projektierte Versuchsanlage zur Herstellung von Viscose-Kunstseide übernehmen. Eine für mich geradezu überwältigende Aussicht, die allen meinen Wünschen entsprach.

Ich griff natürlich sofort zu und schickte an Madja, die mit den Kindern in Schackenhof war, ein begeistertes Telegramm. Endlich wurde keine "Tauschwohnung" mehr verlangt. Doch waren andere Schwierigkeiten zu überwinden. Die kanadischen Behörden wollten einem Flüchtling aus Russland, Besitzer eines "Nansen-Passes", kein Einreisevisum erteilen. Der einzige Ausweg für mich war, Deutscher zu werden. Angesichts meiner deutschen Abstammung hatte ich gute Aussichten, die deutsche Staatsangehörigkeit zu erhalten.

Mein Vater nahm die Sache mit der ihn auszeichnenden Energie in die Hand. Er schrieb an verschiedene Verwandte Rupertis und O'Swald, die wichtige Stellungen in Deutschland bekleideten und war bald im Besitze erstklassiger Empfehlungen und Garantien, welche die gewünschte Wirkung zeigten. Es dauerte nicht lange und ich wurde Deutscher. Nun konnte ich einen Reisepass vorweisen und bekam anstandslos das Einreisevisum nach Kanada.

Wahrhaftig widersinnig: gerade war der Weltkrieg vorüber, in dem ich, als russischer Offizier, mit den alliierten Kanadiern gegen die Deutschen gekämpft hatte und nun durfte ich als Russe nicht nach Kanada einreisen, wohl aber als Deutscher.

Eine weitere Schwierigkeit bezog sich auf meine Familie. Prof. Heuser hatte damit gerechnet, dass ich zuerst allein nach Kanada reisen würde, um mich dort umzusehen und Fuss zu fassen. Meine Familie sollte erst später nachkommen.

So war es abgemacht worden, doch Madja war damit keineswegs einverstanden. Sie wollte gleich mit mir und den Kindern reisen und war fest entschlossen, ihren Willen durchzusetzen. Alle Versuche meines Vaters, sie zuzustimmen, blieben ohne Erfolg. Er sagte ihr, sie würde durch ihren Eigensinn "die Karriere seines Sohnes ruinieren".

Abgesehen von den Sorgen über meine Karriere fand Papa es unverantwortlich, die kleinen Kinder so weit reisen zu lassen, bevor alle Existenz-Fragen geregelt waren. Er liebte seine Enkelkinder sehr. In Marischa war er direkt verliebt. Sie ist auch ein reizendes Kind gewesen.

Wanja war schwieriger und mit ihm ging nicht immer alles glatt. Wenn ihm etwas nicht passte, liess er ein lang gezogenes "Baaa ..." ertönen und setzte sich, voller Protest, auf den Boden. Er war dann nicht zu bewegen, wieder aufzustehen.

Einmal geschah eine solche "Baaa ..." -Szene in der Nähe des Bahnhofes. Wanja war damals etwa zwei Jahre alt. Papa hatte ihn an einen Ort gebracht, von wo er die Züge sehen konnte.

Der Kleine wurde von den vorbeifahrenden Lokomotiven derart beeindruckt, dass er sich nicht daran sattsehen konnte. Es wurde Zeit, nach Hause zu gehen, doch davon wollte er nichts wissen. Als Papa ihn zum Mitgehen überreden wollte, wandte er seine bewährte "Baaa ..."-Methode an. Er liess sich auf das Trottoir nieder und baaa'te nach Kräften.

Papa hatte erst mit Zureden, dann mit einigen Klapsen versucht, den Widerstand zu brechen, doch ohne Erfolg. Schliesslich musste er Gewalt anwenden und den schreienden und strampelnden Jungen den ganzen Weg nach Hause auf den Armen tragen.

Madja kam aus Schackenhof angereist und ich fuhr mit ihr zu Prof. Heuser nach Berlin. Papa war uns zuvor gekommen und hatte, ungebetenerweise, bereits mit Heuser gesprochen, so dass der Professor fest damit rechnete, ich würde alleinreisen. Doch es gelang Madja, ihn in kürzester Zeit zu bezaubern und völlig umzustimmen. Unsere Besprechung endete damit, dass Heuser ihr in allem zustimmte. Er versprach dafür zu sorgen, dass in Hawkesbury ein Haus für die ganze Familie bereitstünde.

Wir sollten gleich unsere gesamte Habe, einschliesslich Möbel, mitnehmen. Alles wurde in ein Lift Van verpackt. Die Packer arbeiteten sehr speditiv und doch so geschickt, dass kein einziges Glas beim Transport zerbrochen wurde.

Die letzten Tage vor der Abreise wohnten wir bei meinen Eltern in der Schnorrstrasse. Dort wurden wir von einem Polizeibeamten aufgesucht. Er nahm mich beiseite, ausserhalb der Hörweite meiner Frau und flüsterte mir zu: "und wie steht es mit den unehelichen Kindern? Ich nehme an, die Frau Gemahlin ist unterrichtet?" Ich musste ihm versichern, dass keine illegitime Nachkommenschaft dem Staat zur Last fallen würde.

Das Reisedatum wurde festgelegt und die Schiffspassage bestellt. Nun war alles klar. Doch kurz vor der Abreise wurden unsere Pläne von neuen Wolken überschattet - der kleine Wanja erkrankte an Keuchhusten, einer ungefährlichen aber sehr lästigen Krankheit. Das Schlimme war, dass unsere Einschiffung mit einem kranken Kind in Frage gestellt wurde.

Einige Tage vor dem Abreisedatum fuhren wir mit meiner Schwiegermutter und den Kindern nach Hamburg, unserem Einschiffungshafen. Dort wohnten wir bei Ti (Ernst Wittich), der uns alle gastfreundlich aufnahm. Unmittelbar vor der Einschiffung kam auch Hilde zu uns, das Dienstmädchen, das wir nach Kanada mitnehmen wollten. Wir kannten sie nicht -sie war uns von Bekannten empfohlen worden.

Es wurde von uns erwartet, dass wir den Aufenthalt in Hamburg benutzen, um die uns verwandten Ruperti's aufzusuchen und kennenzulernen. Wir fügten uns, liessen die Kinder in der Obhut der Grossmutter und machten Verwandtenbesuche.

Wir wurden in eleganten, antik möblierten Salons von uns völlig fremden Menschen empfangen und verwandtschaftlich geduzt. In kostbarem Geschirr wurde uns Tee serviert, doch fiel uns auf, dass die offerierten Kuchen-Stücke, sparsam in je zwei Teile zerschnitten waren.

Wahrscheinlich war es eine in den überstandenen schweren Kriegsjahren angenommene Gewohnheit. Alles in allem, ungeachtet dem im Buch der Hamburger Patrizierfamilien verbrieften Verwandtschaftsgrad, eine uns völlig fremde Welt.

Madja drängte es, Hamburg von einer ganz anderen Seite kennenzulernen. Sie wollte sich das Nachtleben der Hafenstadt ansehen. Das sollte ihr auch nicht vorenthalten bleiben. Unter sachkundiger Führung von Onkel Ernst Ruperti und Ti besuchten wir bis in die frühen Morgen-Stunden ein Amüsier-Lokal der Reeperbahn nach dem anderen.

Den grössten Eindruck machte mir die Manege, in der völlig besoffene Matrosen auf zahmen Gäulen ritten. Sie sassen auf, fielen zu Boden, kletterten wieder in den Sattel, ritten "freihändig", ohne die Zügel zu halten, um ihr besonderes Können zu demonstrieren und waren glücklich. Die Pferdchen trabten in gemächlichem Tempo, machten manchmal sogar ein paar Galopp-Schritte, aber nur solange die Musik spielte. Beim Musikunterbruch blieben sie sofort wie angewurzelt stehen. Die Reiter hatten nichts damit zu tun - sie wurden von den Pferden völlig ignoriert.

Der uns bei unserer Reeperbahn Tour so fröhlich begleitende Onkel Ernst hatte es in Hamburg nicht leicht. Er besass keine feste Anstellung und versuchte, sich eine neue Existenz durch allerlei Vertretungen aufzubauen. Unter anderem bemühte er sich, einen neu erfundenen Apparat gegen Seekrankheit zu vertreiben.

In der uns bevorstehenden Seereise sah er eine gute Gelegenheit, um die Wirkung der Erfindung zu prüfen und Propaganda zu machen. Wir konnten seine Bitte, uns als Versuchs-Kaninchen zu betätigen, nicht abschlagen. Etwas widerwillig nahmen wir zwei Päckchen in Empfang, die jedes eine elektrische Taschenbatterie, einen mit Drähten damit verbundenen Metallbügel, ein mit einer verdünnten Säurelösung gefülltes Glasfläschchen und kleine Stoffstückchen enthielt. Der Bügel sollte am Kopf des Trägers befestigt, die Batterie in der Tasche getragen werden. Die mit der Säurelösung getränkten Stoffstücke sollten, vom Bügel an den Schläfen angepresst, für den elektrischen Kontakt mit dem Körper sorgen. Wir versprachen Onkel Ernst, die Wirkung der Apparate auszuprobieren und ihm über die gemachten Erfahrungen zu berichten.

Die, an sich angenehmen, Tage in Hamburg wurden durch die Ungewissheit der bevorstehenden Einschiffung überschattet. Wir mussten mit der Möglichkeit rechnen, dass das kranke Kind abgewiesen würde. Wir konnten die Fahrt nicht hinausschieben und hatten beschlossen, falls Wanja nicht mitdürfte, ihn der Obhut seiner Grossmutter anzuvertrauen, die uns bis zur Passagier-Kontrolle begleiten sollte. Wanjas Sachen waren vorsorglich in ein extra Kofferchen gepackt worden.

Es war sehr aufregend und spannend, doch wir hatten Glück - während der lang andauernden Einschiffung hat der Kleine nicht gehustet und wir kamen anstandslos an Bord. Man ist für die Hapag nicht irgend jemand, wenn man Ruperti heisst: Ein Ruperti ist Mitbegründer der

Hamburg-Amerika Linie gewesen. Das Hapag-Haus in Hamburg befindet sich an der Stelle, wo das Haus des Grossvaters Ruperti gestanden hatte. Dank meinem Namen wurden wir auf dem Schiff sehr zuvorkommend behandelt, einmal sogar zum Kapitänstisch geladen - eine grosse Ehre. Als unsere Kabinennachbarn sich über die lästige Husterei unserer Kinder beklagten - Marischa hatte sich angesteckt und hustete nun auch - wurden sie umgesiedelt, nicht wir.

Abgesehen von den hustenden Kindern ist es eine schöne Reise gewesen. Die Verpflegung war ausgezeichnet - schon zum Frühstück gab es eine unendliche Speisenauswahl. Am Nachbartisch sass ein fetter, unsympathischer, deutscher Metzger, der sich buchstäblich durch die gesamte Speisekarte durchfrass. Der Kellner konnte mit dem Servieren kaum nachkommen. Als am dritten Tage der Tisch leer blieb, flüsterte uns der Kellner vergnügt zu: "endlich habe ich ihn soweit gekriegt." Der Kerl hatte sich überessen und war krank geworden.

Wir hatten die uns anvertrauten Geräte gegen Seekrankheit ausprobiert und bereits nach zwei Tagen über Bord geworfen. Es war wirklich eine Zumutung, mit den lächerlichen Klammern am Kopfe auf Deck spazieren zu müssen. Die Säurelösung ätzte die Haut, der Apparat war unbequem, lästig, grotesk, vor allem gegen Seekrankheit absolut wirkungslos.

Jeden Abend tanzte ich mit Madja im Hauptsaal des Schiffes, was ihr ein grosses Vergnügen bereitete. Ich hatte einige Tanzstunden in Dresden genommen, doch war ich ein miserabler Tänzer. Auf dem Schiffe gelang es mir, meine Hemmungen zu überwinden und sogar Tango zu tanzen - ungeschickte Tanzschritte liessen sich auf das Schaukeln des Schiffes zurück führen. Im späteren Leben fehlten mir Schiff und Seegang und es ist nie ein Tänzer aus mir geworden.

Nach achttägiger Überfahrt gingen wir in Boston an Land. Madja hatte während der ganzen Überfahrt täglich ein wirksames Mittel gegen Seekrankheit eingenommen und die Reise gut überstanden. Leider versäumte sie es, nach der Landung noch einen Tag lang das Medikament zu nehmen, wie es auf der Rezeptur empfohlen wurde.

Sie wurde im Bostoner Hotel entsetzlich seekrank. Dazu kam noch, dass ein Hustenanfall bei Marischa dem anderen folgte und sie sich ständig erbrach. Damit nicht genug - der schönste Polstersessel des Hotel-Zimmers bekam eine ausgiebige Pipi-Taufe! Unser Aufenthalt in Boston war wirklich nicht schön. Wir waren froh, am nächsten Tag den Zug nach Hawkesbury zu nehmen.

Am 28. 11. 1927 waren wir am Ziele unserer Reise. Hawkesbury erwies sich als ein kleiner Ort mit etwa 3'000 Einwohnern, die in weit auseinander liegenden Häusern wohnten. Einige Geschäfte, Kino, Coiffeur und dgl. an der "Main Street". An prominenter Stelle eine deutsche Beutekanone aus dem Weltkrieg.

An einem Ende der Ortschaft lag die Zellstofffabrik und, nicht weit davon, ein der Fabrik gehörendes Areal mit Arbeiter- und Angestellten-Häusern - der sogenannte "Annex". Eines

dieser Häuser war für uns vorgesehen, doch, zur Zeit unserer Ankunft, noch von einer Arbeiterfamilie bewohnt. Deshalb erhielten wir, provisorisch, ein Holzhaus zugewiesen. Darin war genügend Platz für uns, Hilde und die Kinder.

Es war nur für den Sommer bestimmt und dementsprechend sehr primitiv und windig aus dünnem Holz gebaut. Die Wasserleitungen waren nicht isoliert und stets drohte die Gefahr des Platzens der Röhren. In dem von uns bewohnten Haus war das bereits vor unserem Einzug passiert. Das aus den geplatzten Rohren ausströmende Wasser machte ein riesiges Loch in der Decke des darunter liegenden Zimmers. Wenn wir oben waren, konnten wir uns mit Hilda, die unten schlief, durch dieses Loch hindurch unterhalten.

Für Marischa war kein Bett da. Wir mussten sie in unseren Übersee-Koffer betten. Der Kofferdeckel wurde mit einer Holz-Latte gestützt, damit er nicht zuklappte. Unsere Angehörigen in Dresden, denen wir Photos von der Fabrik mit ihrer trostlosen Umgebung geschickt hatten, bemitleideten uns sehr. "Die armen Kinder!" Aber wir waren gar nicht zu bedauern - wir fühlten uns in unserer neuen selbständigen und freien Existenz sehr wohl. Wir waren jung und anspruchslos, das Land und die Leute gefielen uns, zumal wir sehr nett und zuvorkommend empfangen wurden.

Es war Sitte, dass nicht die neuankommenden, sondern die alteingesessenen Einwohner fürs Kontaktaufnahme sorgten. Es dauerte nicht lange bis Madja, während die Männer in der Fabrik arbeiteten, Damenbesuch erhielt - in erster Linie von der Frau des Hauptdirektors der Fabrik, Mrs. Thorne. Wir empfingen viel Hilfsbereitschaft und Freundschaft und lebten uns rasch ein.

Die Arbeit in der Fabrik war eher enttäuschend. Die mir von Prof. Heuser in Aussicht gestellte Abteilung für Versuchsspinnerei existierte noch gar nicht, da die Kredite für die Anschaffung der notwendigen Maschinen erst bewilligt werden mussten. An Stelle der versprochenen Versuchsabteilung wurde mir das "analytische Laboratorium" anvertraut - eine Tätigkeit, die keinerlei Raum für Forschung bot und vor allem nicht auf dem mich interessierenden Gebiete der Kunstseiden-Herstellung.

Ich hatte die Aufsicht über etwa 10-12 Laboranten, die, bis auf einen einzigen, gar keine Laboranten waren. Es wurden einfach völlig unausgebildete arbeit-suchende Burschen angestellt und in wenigen Tagen angeleert. Sie mussten die notwendigen Manipulationen, wie Abwägen, Filtrieren, Temperaturablesen usw. nur so weit beherrschen, dass sie eine der etwa 10 benötigten Bestimmungen durchzuführen imstande waren. Es gab bei den "Laboranten" ziemlich häufigen Wechsel, so dass immer wieder Neulinge angeleert werden mussten.

Die Meisten erlernten nur eine der durchzuführenden Analysen, selten zwei. Mit der Zeit erreichten einige eine gewisse Perfektion in der tagtäglichen Arbeit. Angeleert wurden die neu angestellten Burschen nicht von mir, sondern von dem einzigen wirklichen Laboranten, der sehr tüchtig war und alle 10 Bestimmungsmethoden einwandfrei beherrschte.

Ich hatte nur die Oberaufsicht und das Rapportieren der Resultate zu besorgen. Ich musste auch sehen, dass wirklich gearbeitet und, besonders im Wäge-Zimmer, nicht nur gepfiffen und über die Ergebnisse des letzten Hockey-Matches diskutiert wurde. Mit Strenge und Verbote, wie in Europa üblich, war nicht viel zu erreichen und es wurde im Wäge-Zimmer manchmal allzu laut. Prof. Heuser, der kein schlechter Diplomat war, liess einen Anschlag anbringen: "Wer während der Arbeitszeit einen unüberwindlichen Drang zum Pfeifen oder Singen verspürt, wird gebeten, auf den Gang herauszutreten, um die anderen nicht zu stören." Das war der richtige Ton und das half!

Mein Freund und Arbeits-Kollege Jacob Dahl, der früher in Österreich gearbeitet hatte, musste in Hawkesbury eine peinliche Erfahrung machen. In einem, von Österreich her gewohnten Kommandoton hatte er die Arbeiter der ihm unterstellten Abteilung zum rascheren Zugreifen veranlassen wollen. Darauf sagten sie einfach: "We are no horses", liessen jede Arbeit stehen, setzten sich und fingen an zu rauchen. Dahl wusste sich nicht zu helfen und musste seinen Vorgesetzten kommen lassen. Mit wenigen Scherzworten brachte dieser die Sache wieder in Ordnung. Mir gefiel dieses selbstbewusste Verhalten der Arbeiter sehr. Es gab bei weitem nicht solche Standesunterschiede wie in Europa.

Ausserhalb der Fabrik, beim Tennisspielen, oder bei einer abendlichen Diskussion über Wohn- oder Garten-Fragen, wusste man nicht, ob man mit einem Arbeiter, einem Portier oder einem Direktor der Fabrik zu tun hatte. Alle gaben sich gleich ungezwungen, jeder besass ein Auto. Ich wurde sehr beeindruckt, als meine "Laboranten" eine Gesamtschau ihres Wagenparks veranstalteten.

In Europa war es damals noch ganz anders. Als ich zur CIBA nach Basel kam, waren die wenigsten Arbeiter Wagenbesitzer und am Eingang der einzigen gedeckten Auto-Halle war zu lesen: "Nur für Prokuristen und Akademiker" eine in Amerika ganz undenkbare Sache!

Die "Canadian International Pulp and Paper Co" war ein Zweig der "International Pulp and Paper Co" in den USA. Im Hawkesbury-Werk, dem unser Research Departement angegliedert war, wurde ausschliesslich Papierzellstoff hergestellt.

Wir hatten aber im "research department" nur mit Kunstseiden-Zellstoff zu tun, der im 12 Eisenbahnstunden von Hawkesbury entfernten Temiscaming fabriziert wurde.

Vor wenigen Jahren war dort ein riesiges Werk, mitsamt der dazu gehörigen Ortschaft, von Mr. Thorne, dem Direktor der "Canadian International Pulp and Paper Co", buchstäblich aus dem Boden gestampft worden.

In Temiscaming wurden 300 Tonnen Kunstseiden-Zellstoff pro Tag hergestellt - genügend, um die Hälfte des damaligen Weltbedarfes der Kunstseidenindustrie zu decken. Die Fabrik lag mitten im Urwald. Ausser der Eisenbahn bestand keinerlei Verbindung mit der übrigen Welt, kein Weg führte irgendwohin - eine grauenhafte Isolation. Es war ein Glück, dass das Research-Department sich in Hawkesbury befand!

Die Chemiker gehörten den verschiedensten Nationen an. Die Geschäftssprache war natürlich englisch. Nur die zwei Französisch-Kanadier beharrten auf ihrem Französisch. Auch ihre Laborjournale und Berichte waren französisch geschrieben.

Sie hielten sich aber etwas abseits von den anderen und wurden, ihrer mangelhaften kanadischen Ausbildung wegen, nicht als vollwertige Chemiker anerkannt. So hiess es z.B. nicht, das Research Department beschäftige 9 Chemiker, sondern vielmehr waren es 7 Chemiker und 2 Französisch-Kanadier. Letztere wurden auch nicht zu den so schönen "Parties" im Hause von Direktor Thorne eingeladen, bei denen sich die übrige internationale Chemikergesellschaft zusammenfand.

Thorne liebte es, in seinem schönen Hause festliche Einladungen zu veranstalten. Dem internationalen Charakter seiner Gäste pflegte er damit Rechnung zu tragen, dass auf dem grossen Esstisch im Speisesaal die Plätze der Gäste mit kleinen Fähnchen in den National-Farben seines Landes bezeichnet wurden. Trotz deutschem Pass wurden uns dabei die Farben des ehemaligen Russlands zugedacht. Der äusserst aufmerksame Thorne hatte für uns Nichttrinker stets einen besonderen Cocktail-Shaker parat, aus dem nur uns eingeschickt wurde. Den übrigen Gästen wurde gesagt, dass nur so trinkfeste Russen, wie wir, einen derart starken Aperitif vertragen könnten. Der Shaker enthielt reinen Orangensaft.

Bei unserer ersten, feierlichen Einladung in das gastfreundliche Haus hielt Thorne, uns zu Ehren, eine sehr nette Willkommensrede. Zu meinem grössten Unbehagen erhielt ich daraufhin einen Zettel von Prof. Heuser zugesteckt, auf dem gekritzelt stand: "unbedingt antworten". Ich tat es auch, muss aber gestehen, dass das prachtvolle Essen von mir nicht genossen wurde -zu sehr war ich damit beschäftigt, mein damals mehr als mangelhaftes Englisch zu einer Tischrede zusammen zu fügen.

Diese Feste waren immer herrlich - das besonders gute Essen, von drei norwegischen Mädchen in Nationaltracht serviert, nach dem Essen die so fröhliche und gesellige Stimmung, Musik und Tanz - es wurde immer spät bis wir zu Hause waren.

Thorne verstand es, anderen Freude zu bereiten und sich selbst beliebt zu machen. Gerne tanzte und flirtete er mit den Frauen seiner Untergebenen. Er ging so weit, sie zu einem Privatausflug, "während ihre Männer in der Fabrik arbeiteten", einzuladen. Scherzhaft flüsterte er Madja ins Ohr: "Morgen früh hole ich Sie ab und wir machen einen Bummel in Montreal. Der Herr Gemahl braucht nichts davon zu wissen."

Madja war ratlos und hielt das Ganze für einen Scherz. Doch am nächsten Morgen wurde sie tatsächlich abgeholt, nur nicht von Mr., sondern von Mrs. Thorne. Sie erschien in einem Kleinbus, der alle Damen des vorherigen Abends abholte - jeder einzelnen hatte Thorne das Gleiche zugeflüstert!

Der Bus fuhr zur Eisenbahnstation, wo die Damen vom Schaffner eines Extrawagens mit den Worten "here is the car reserved for Mr. Thorne" empfangen wurden. Jede fand als Reiseunterhaltung eine Modezeitschrift oder ein anderes Journal auf ihrem Platz.

Nach der zweistündigen Fahrt wurde die Gesellschaft in Montreal im besten Hotel der Stadt von Mr. Thorne erwartet. Im Hotel waren zwei Zimmer reserviert, in die sich die Damen "to powder your nose", wie sich Thorne ausdrückte, für kurze Zeit zurück ziehen konnten.

Dann folgte ein Gänsemarsch unter Anführung von Mr. Thorne durch die weitläufigen Büfett und Küchenräume, um die Vorbereitungen zum Festmahl in Augenschein zu nehmen. "The Kaviar box of Mr. Thorne" und lauter andere Herrlichkeiten wurden zum Ansehen und Beriechen herumgereicht, um den Appetit anzuregen. Erst dann ging man zur feierlich gedeckten Tafel, deren Mitte von einem riesigen Strauss roter Rosen eingenommen wurde. Jede Dame fand auf ihrem Couvert ein Erinnerungsgeschenk - ein kleines Schmuckstück.

Während des Essens spielte ein Orchester und jeder Gast wurde mit der Nationalhymne seines Vaterlandes geehrt. Dem Essen folgte eine Sightseeing-Fahrt durch Montreal und die Besichtigung einer Liliput-Show. Die Rückkehr nach Hawkesbury erfolgte wieder im Extrawagen, wobei diesmal, ausser der Zeitschriften, auf jedem Platz eine Riesenschachtel Pralines lag.

Abgesehen von der Arbeit im Research Department hatte ich in der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Hawkesbury sehr viel zu tun. Wir konnten in das uns zugedachte Haus nicht einziehen, bevor es bewohnbar gemacht werden konnte und dafür hatten wir selbst zu sorgen. Von unserem Vorgänger war es in einem trostlosen Zustand zurück gelassen worden. Er muss sich gesagt haben: "wenn alles schwarz ist, so sieht man den Dreck weniger". Demzufolge hatte er beinahe alles, inklusive Badezimmer, schwarz und dunkelrot gestrichen.

Wir nahmen uns vor, das ganze Haus zu tapezieren und alles, auch die Böden, neu zu streichen. Das brauchte viel Arbeit, aber wir schreckten nicht davor zurück. Schwierigkeiten hatten wir nur beim Tapezieren. Wir stritten uns fast an jeder Zimmerecke. Wir beschuldigten einander, die Tapetenbahn schief gehalten zu haben. In Wirklichkeit waren die Wände daran schuld, denn keine war einwandfrei im Winkel.

Mit dem Anstreichen haben wir es im Badezimmer besonders schwer gehabt, da der Rotanstrich immer wieder durchschimmerte. Doch wir waren hartnäckig und nach fünfmal Streichen wurden auch die Badezimmerwände blendend weiss.

Die Fussböden wurden zum Teil erst nach unserem Einzug gestrichen. Im Schlafzimmer wurde ein Streifen längs eines der Betten ausgespart, um das Zubettgehen zu ermöglichen. Das ausgesparte Stück wurde dann vom Bett aus fertig gemalt. Ein Aufstehen während der Nacht war nicht ratsam, am nächsten Morgen war aber der Anstrich völlig trocken und hart.

Wir lernten viele nette Leute in Hawkesbury kennen, mit den Dahls entstand eine lebenslange Freundschaft. Wir sahen uns mit Sophie und Jacob sehr oft, beinahe ständig. Kleine abendliche gegenseitige Einladungen entbehrten nicht der Feierlichkeit, denn Kerzenlicht und Abendtoilette waren Sitte.

Mehrmals waren wir bei Thornes zu Gast, auch am Vorabend von Karins Geburt, wenige Stunden vor Madjas Niederkunft. Später spielte Mr. Thorne im Scherz den Beleidigten - er behauptete alles in seinem Hause für den Empfang des Babys vorbereitet, sogar Handtücher gewärmt zu haben und dann dieser Verrat, eine Niederkunft in der Klinik. Und er hätte davon erst am Morgen, wie die übrigen Hawkesbury Einwohner, vom Milchmann erfahren'.

Als wir noch neu in Hawkesbury waren und noch niemanden kannten, hielten wir das Versandhaus Eaton für unseren besten Freund und Ratgeber. Brauchten wir etwas, so wurde es bei Eaton bestellt - er führte buchstäblich alles, was man sich nur denken kann. Fuhren wir nach Montreal, so verbrachten wir bei Eaton den grössten Teil des Tages, einschliesslich Mittagessen. Als Madja schwanger war, kaufte ich ihr bei Eaton ein Umstands-Kleid, das aber leider nicht passte. Ich schickte es zurück. Prompt wurde es mir vergütet, inklusiv Portospesen für die Rücksendung des Kleides - wenn das kein Dienst am Kunden ist!

Wir hatten von Eaton die verschiedensten Sachen in Sammelsendungen (ab 20 Dollar ohne Versandkosten) erhalten: Teppich, Gardinen, Gartenschlauch, Werkzeug, Pflanzenzwiebeln, Kleider, Wäsche, Geschirr, etc., etc. Wir hielten den Katalog für das wichtigste Buch im Hause.

Um die Kinder von der Strasse fern zu halten, errichteten wir um die uns zustehende Rasenfläche einen Zaun (bei Eaton bestellt), gruben um und bepflanzten das Stück mit vielen Blumenzwiebeln. In dem entstandenen Garten wurde die Lift-Van Kiste aufgestellt, die wir in ein Spielhäuschen für die Kleinen verwandelten. Das Häuschen besass Tür und Fenster und davor befand sich eine Sandkiste. Die Nachbarn sahen uns etwas missbilligend an, denn Zäune waren im Annex verpönt -alle begnügten sich mit freiliegendem Rasen. Doch keiner sagte etwas - man liess uns gewähren.

Ausser dem Tennisspielen und den gegenseitigen Einladungen gab es wenig Zerstreuungen. Wollte man das Theater besuchen, so musste man nach Montreal, etwa zwei Stunden Eisenbahnfahrt weit. Wir haben es nur einmal versucht und dann nie wieder. Es wurde das "Dreimäderl-Haus" gegeben und die uns dargebotene kanadische Version war so schlecht, dass wir, ungeachtet der recht teuren Eintrittskarten, bereits nach dem ersten Akt das Theater fluchtartig verliessen, um ein Kino aufzusuchen.

In Hawkesbury existierte zwar auch ein Kino, doch wurden dort die ganze Woche ausschliesslich Wildwestfilme gezeigt. Nur am Dienstag gab es manchmal etwas besseres zu sehen. Als Publikumsattraktion wurde von Zeit zu Zeit mit den Eintrittskarten ein geschlachtetes Schwein verlost. Zum Glück hat uns das Los nicht getroffen, als wir das Kino

besuchten. Man stelle sich nur vor, wie wir mit einem Schwein beladen aus dem Kino nach Hause gepilgert wären.

In Hawkesbury gab es zwei Zahnärzte. Als Madja Zahnweh bekam, liess sie sich beraten, zu welchem von beiden sie gehen sollte. Die Auskunft war problematisch.

Von dem einen hiess es, er wäre etwas besser, doch weniger sauber, der Schlechtere war sauberer. Madja konnte sich zu keinem entschliessen und überliess die Wahl dem Schicksal. Als sie auf dem Behandlungsstuhl sass und sah, dass der Arzt die nicht gerade benötigten Ersatz-Instrumente eingeklemmt zwischen Oberlippe und Nase hielt und dass auf dem Instrumententisch eine Katze lag, freute sie sich zu dem richtigen, zwar wenig sauberen, dafür aber besseren Zahnarzt geraten zu sein. Doch das erwies sich als Trugschluss - es war der "Saubere".

Wir haben wenig von Kanada gesehen. Wir besaßen kein Auto und konnten nicht viel unternehmen, da Madja ein Kind erwartete. Abgesehen von einigen Abstechern nach Montreal beschränkten sich unsere Beobachtungen des Lebens in Kanada ausschliesslich auf Hawkesbury.

Das Klima war durch abrupte Wetterwechsel gekennzeichnet. Der Winter war sehr schneereich, sodass manchmal stundenweise Schnee geschaufelt werden musste, um den Zugang zum Hause freizulegen. Zeitweise blies im Winter ein so starker Wind, dass man Mühe hatte, gegen ihn beim Gehen anzukämpfen. Beim Wechseln der Windrichtung wechselte auch die Temperatur sprunghaft. Der Lenkersitz vom Pferdeschlitten wies stets ein Loch auf, in welches, bei plötzlich mitten im Winter einsetzendem Regen, ein grosser Regenschirm gesteckt wurde.

Die Bevölkerung der Gegend bestand etwa zur Hälfte aus Nachkommender im siebzehnten Jahrhundert eingewanderten Franzosen. Es war ein primitiver Menschenschlag, der sich seit der Einwanderung zivilisatorisch nur wenig entwickelt hatte.

Die Französisch-Kanadier hatten wenig Sinn für Ordnung und Sauberkeit. So waren viele ausgebrannte und nur notdürftig reparierte Häuser, mit verkohlten Balken und Fassaden ohne Anstrich eine zweifelhafte Ausschmückung der Mainstreet.

Doch besaßen sie einen grossen Dünkel und wollten von den später aus allen europäischen Ländern Eingewanderten nichts wissen. Sie waren stolz auf ihr Altfranzösisch, das sie für die Sprache von Corneille und Racine hielten. Sie behaupteten die Einzigen zu sein, die das wahre Französisch sprechen würden.

Doch glaube ich, dass sie eher ein Patois aus der Zeit ihrer Einwanderung sprachen. Sie sagten z.B. "ca mouille" statt "il pleut" und dgl. Sie standen unter starkem Einfluss der katholischen Kirche. Ihre Schulen wurden von katholischen Geistlichen geleitet. Man wurde gleich gewarnt, Kinder in eine französische Schule gehen zu lassen - "dort kriegen sie Lause".

Um den Lerneifer ihrer Schüler anzustacheln, war es Sitte, die Kinder mit Punkten zu belohnen. Für je 10 Punkte erhielten sie dann "une image sainte", welche in der Hauptsache den Eltern imponieren sollte. Diese belohnten ihrerseits ihre Nachkommenschaft mit Cents oder Dollars. Das hatte zur Folge, dass Kinder der besser situierten Eltern sich die Punkte der ärmeren kauften - es bildete sich eine richtige Punktbörse - wie hatte es auch anders in Amerika sein können!

Es existierte auch eine französisch-kanadische Bourgeoisie, doch war es eine sehr verschlossene Gesellschaft und wir haben keinen von ihnen kennengelernt. Die übrigen Bewohner von Hawkesbury, Einwanderer aus allen europäischen Ländern, resp. deren Nachkommen, sprachen englisch und waren rasch assimiliert.

Nach unserem Einzug in das Haus im Annex hatten wir es richtig gemütlich. Die aus Europa importierten Möbel sahen gut aus und wir waren zufrieden. Nur das Heizen bot einige Probleme. Das Haus hatte eine Luftheizung. Der Heizkessel befand sich im Keller und in jedem Zimmer waren im Boden Luftschächte, durch die warme Luft heraufstieg. Doch wenn ein kalter Wind wehte, stieg die warme Luft auf der kalten Windseite nicht herauf und die betreffenden Zimmer blieben kalt.

Immerhin hielt das aus Ziegeln gebaute Haus die Wärme besser, als das vorher von uns bewohnte Holzhaus. Jedoch nahmen wir das Angebot eines Mannes an, der mit einer Art Spritzpistole alle Ritzen und Undichtigkeiten für den Preis von 5 Dollar mit einer zähflüssigen Masse verschloss.

Leider befanden sich die Wasserleitungsrohre in einer, dem Wind ausgesetzten Aussen-Wand und das Wasser konnte darin leicht gefrieren. Unser Nachbar warnte uns, gut aufzupassen und, sollte es mit der Wasserzufuhr hapern, ihn sofort zu alarmieren, er könne uns helfen. Zweimal mussten wir seine Hilfe in Anspruch nehmen und beide Male gelang es ihm, die Röhren aufzutauen, bevor Schaden entstand. Seine Arbeitsmethode war einfach: er öffnete den Holzboden im Badezimmer an der Stelle, unter der die Wasserröhren lagen und erhitzte dieselben mit der Flamme einer Lötlampe.

Der Umstand, dass der Leerraum unter dem Bodenbelag mit Holzspänen vollgestopft war, störte ihn nicht. Trotz grösster Angst vor einer Feuersbrunst liessen wir ihn gewähren, denn er wusste was er tat und arbeitete umsichtig und geschickt - das Auftauen von Wasser-Röhren war für ihn Routinearbeit.

Für alle Fälle instruierte es uns, was zu machen wäre, wenn das Wasser in der Leitung fest gefroren und ein Rohr geplatzt sei. Letzteres merke man daran, dass das aus dem geborstenen Rohr austretende Wasser in der Decke der Küche eine grosse herabhängende Blase bilde. Sie müsse sofort mit einer Gabel aufgestochen werden. Da gebe es nur Wasser-Schaden, sonst aber würde die Decke herunter stürzen. Schöne Aussichten!

Bereits vor unserer Abreise aus Dresden hatte mein Vater sich vorgenommen, uns nach einem Jahr in Kanada zu besuchen. Nun hatte er grosse Sehnsucht nach uns, besonders nach unseren Kindern. Regelmässig schickte er uns Päckchen mit Süßigkeiten, da wir einmal geschrieben hatten, die Bonbons seien in Kanada entsetzlich. Diese Sendungen rührten uns sehr und wir hatten nicht den Mut, ihm zu schreiben, dass der Inhalt der Päckchen meistens als unförmige, zusammengeschmolzene Masse ankam. Wir wollten ihm die Freude nicht verderben.

Papa rechnete mit einer langen Trennung und wollte uns oft schreiben, was er auch tat. Er liess sich Couverts mit unserer Adresse drucken - eine für ihr sehr charakteristische Massnahme. Leider war es ihm nicht vergönnt, seine Reise nach Kanada zu verwirklichen. Er starb in Dresden nach einer kurzen Krankheit, von der wir nichts gewusst hatten.

Unerwartet erhielten wir ein Telegramm mit der Todesnachricht, dem dann früher abgeschickte Briefe über den Verlauf seiner Erkrankung folgten. Dieser völlig unerwartete Tod ohne Abschied-Nehmen ist für mich ein schwerer Schlag gewesen. Jacob Dahl hat viel getan, um mir beizustehen und mich zu trösten. Papa ist im April 1928 gestorben, er wusste nichts von Karins Geburt.

Ich verdiente in Hawkesbury 250 Dollar im Monat. Die Lebensmittel waren billig, billiger als in Europa. Wohnung und Kleidung waren ebenfalls preiswert, ausser horrend teuren Schuhen. Mit meiner vier-, bald fünfköpfigen Familie konnte ich gut mit meinem Gehalt auskommen. Aber nur solange die Kinder noch klein waren und gesund blieben. Gute Ärzte und gute Schulen wären unerschwinglich gewesen.

Ich war mir darüber klar, dass die Arbeit in Kanada nur dann für mich sinnvoll wäre, wenn ich mir entweder nützliche Fachkenntnisse aneignen könnte, oder die Aussicht hatte, mit der Zeit wesentlich mehr zu verdienen. Meine Tätigkeit als Chef des analytischen Labors war für den Kunstseiden-Fachmann, der ich werden wollte, ohne jedes Interesse. Anders wäre es, wenn die mir in Berlin in Aussicht gestellte Kunstseide-Versuchsanlage tatsächlich existiert hätte.

So wie die Sachen standen, hatte ich in Hawkesbury keinerlei Chancen, auf den grünen Zweig zu kommen. Die einzige mir offen stehende Möglichkeit wäre gewesen, die Kunstseidenpläne sich aus dem Kopf zu schlagen und, statt Kunstseiden-Fachmann, Zellstoff-Spezialist zu werden. Aber auch in diesem Falle hatte ich in Hawkesbury keine Chancen gehabt, Karriere zu machen.

Es wäre nötig gewesen, sich nach Temiscaming versetzen zu lassen und das wollte ich nicht. Es war für mich undenkbar, Madja der völligen Abgeschlossenheit von jeder Kultur-Berührung dauernd auszuliefern. Die Einsamkeit im Städtchen, mitten im Urwald, war unerträglich. "It takes two years to kill a man in Temiscaming" war die landläufige Beurteilung des dortigen Daseins.

Es erschien mir wichtig, abzuklären, ob die Pläne betreffend die Viskose-Versuchsfabrik je realisiert werden sollten oder nicht. Ich wollte darüber mit Prof. Heuser sprechen, doch gelang es mir nicht, eine Unterredung mit ihm zustande zu bringen. Er hatte einfach nie Zeit für mich. Wohl trafen wir uns privat, z.B. im Hause van Dir. Thorne, doch bei solchen Gelegenheiten konnten natürlich keine geschäftlichen Sachen erörtert werden. In der Fabrik wich er mir indessen geflissentlich aus. Dieser Zustand der Ungewissheit dauerte viele Wochen lang. Schliesslich hörte ich von Frau Heuser, mit der Madja sich sehr angefreundet hatte, dass es stets die Art ihres Mannes gewesen sei, unangenehmen Auseinander-Setzungen auszuweichen. Es sei ihr selber bereits passiert, mit ihm schriftlich korrespondieren zu müssen, als sie keinen anderen Weg sah, ihn in einer persönlichen Aussprache zu stellen.

Nun wurde mir klar, dass ich meine Zukunft nicht auf Prof. Heuser bauen könne, sondern sie selbst in die Hand nehmen müsse. Ich begann darüber nachzudenken, wie ich zu einer anderen Stelle kommen könne. Immer noch hielt ich an meinem Wunsche fest, in der Kunstseiden-Industrie tätig zu sein. Ich wusste, dass die "British Celanese", Herstellerin von Acetat-Kunstseide, ein Übersee-Werk besass.

Den Celanese-Mitbegründer, Rene Clavel, hatte ich seinerzeit in Basel kennengelernt. Eine Empfehlung von ihm würde mir sicher helfen, bei der "Celanese" in Kanada unterzukommen. Doch wusste ich nicht, ob er sich an mich noch erinnern könne. Ich hielt es für besser, Prof. Haller zu bitten, eine Empfehlung für mich von ihm zu erwirken.

In diesem Sinne habe ich auch an Haller geschrieben. Prompt schrieb er mir zurück, ich solle zu ihm kommen, falls ich mit meiner Arbeit in Kanada unzufrieden sei. Er hatte seine Tätigkeit in Deutschland aufgegeben und sei nun bei der CIBA in Basel tätig. Seine Stellung erlaube ihm, neben seiner Hauptbeschäftigung als Färbereileiter, wissenschaftliche Arbeiten durchzuführen, zu welchen er mich als Mitarbeiter heranziehen möchte.

Hallers Brief erfreute uns sehr. Er eröffnete uns ungeahnte Perspektiven. Die Rückkehr nach Europa, dazu noch in die sagenhafte Schweiz, erschien uns als ein geradezu überwältigendes Glück. Die ferne Schweiz war, van Kanada aus gesehen, genau so das Traumland, als welches uns Kanada in Deutschland vorgekommen war.

Im Prinzip war ich sofort einverstanden, die Stelle bei der CIBA anzunehmen. Natürlich waren noch verschiedene Fragen zu klären. Auf meine brieflichen Anfragen erhielt ich meistens telegrafische Antworten. Die Telegramme fielen dem neugierigen Postbeamten in Hawkesbury auf und er wollte von mir wissen: "who is this chap, Haller, who allways wires you from Switzerland?"

Inzwischen ging unser so angenehmes Privatleben seinen Gang. Madja erwartete ihr drittes Kind. Im fortgeschrittenen Stadium ihrer Schwangerschaft wurde ihr empfohlen, viel zu gehen und öfters ein warmes Bad zu nehmen. Letzteres war nicht so einfach. Im Bade-Zim-

mer stand wohl eine Badewanne, aber nur für kaltes Wasser. Heisses Wasser musste in der Küche bereitet und in Eimern heraufgetragen werden.

Das war eine Aufgabe für mich. Ich holte mit einem Wägelchen Holzabfälle bei der Lumber-Mill, zerkleinerte und verheizte sie in unserem Kochherd. Das kochende Wasser wurde dann ins Badezimmer heraufgetragen. Eine recht aufwendige Prozedur, die fast täglich wiederholt wurde.

Am Samstag, den 15. September waren wir bei Thornes zum Nachtessen eingeladen. Als wir nach Hause kamen, verbrachte Madja eine nahezu schlaflose Nacht, denn sie musste immer wieder wegen den Kindern aufstehen, die beide Magenverstimmungen mit Durchfall hatten. Früh am Morgen fingen dann die Wehen an.

In Kanada gibt es keine Hebammen, die Niederkunft hat beim Arzt oder bei der Nachbarin zu geschehen. Um 7 Uhr früh bestellte ich ein Taxi und brachte Madja ins Spital. Die junge, blonde Nurse wollte den Doktor nicht stören, er war am Vortage auf der Jagd gewesen und sollte sich ausschlafen können. Trotz Madjas dringender Bitten, war sie nicht zu bewegen, ihn zu rufen. Sie war der Meinung, die Patientin hätte noch nicht genügend geschrieen. Als der Arzt gegen 9 Uhr endlich kam, war auch das Baby gleich da. Doch nicht der Peter, mit dem wir fest gerechnet hatten, sondern ein Mädchen mit einem dunklen, beinahe schwarzen Haarschopf.

Ich durfte bei der Geburt anwesend sein und der junge Arzt legte Wert darauf, mir alles zu erläutern und den Fruchtkuchen zu zeigen, damit ich sehe, dass er alles richtig mache. Ich fühlte mich verwirrt und überflüssig, war aber ausserordentlich erleichtert, dass alles so glatt und schnell vor sich gegangen war.

Mister Rives, der Milchmann, hatte am gleichen Morgen das freudige Ereignis allen seinen Kunden mitgeteilt und bald trafen elf völlig gleiche Rosen-Sträusse zu je 5 Dollar von allen unseren Freunden ein. Schade um das viele Geld, das wir, in unserer damaligen Lage, so viel besser hätten verwenden können.

Bald nach Karins Geburt wurde unsere Rückkehr nach Europa beschlossene Sache. Ich kündigte meine Stellung erst mündlich, in einer Auseinandersetzung mit Prof. Heuser. Seine Reaktion war eine Mischung von Erleichterung und Besorgnis. Die Erleichterung hing mit dem schlechten Gewissen, das Heuser mir gegenüber bei seinem dauernden Versteck-Spiel empfunden hatte, die Besorgnis bezog sich auf die zu erwartende Reaktion von Direktor Thorne. Thorne konnte über meine Kündigung mit gutem Grund böse werden, denn die Firma hatte viel Geld für mich ohne Nutzen ausgegeben. Er hätte auch die Möglichkeit, mich zu strafen, wenn er wolle. Er brauche nur seine Beziehungen spielen zu lassen, um jede Anstellungsmöglichkeit in der Cellulose-Industrie auch in Europa für mich zu verunmöglichen. Heuser wusste es, warnte mich und machte sich meiner wegen (und auch seiner wegen, denn er trug die Verantwortung für meine Anstellung) Sorgen.

Zum Glück war Thornes Reaktion auf meine Kündigung eine denkbar günstige. Er lud uns ein, zeigte viel Verständnis für meine Lage und war sehr herzlich. Sein Wohlwollen uns gegenüber ging so weit, dass er, bei unserer Rückreise nach Europa, ohne uns ein Wort davon zu sagen, eine deutsch sprechende Nurse in New York zum Zuge telegrafisch bestellte, die uns die Sorge um die Kinder abnahm und damit die Möglichkeit gab, uns in der Stadt umzusehen.

Wir übergaben Thorne, als Abschiedsgeschenk, eine unserer, in karelischer Birke gerahmten, Allegorien zum russischen vaterländischen Kriege von 1812, was ihm sichtlich grosse Freude machte.

Meine Anstellung bei der CIBA in Basel erfolgte, wie gesagt, hauptsächlich auf telegrafischem Wege. Dach hatte ich noch einige Fragen brieflich gestellt, auf welche ich eine ebenfalls briefliche Antwort erwartete. Es war wichtig für mich zu wissen, ob die CIBA den Rücktransport unserer Möbel bezahlen würde. Ich musste es wissen, denn die Kosten eines Lift-Vans überstiegen meine finanziellen Möglichkeiten.

Der Tag unserer Abreise war schon bedenklich nahe und immer noch hatte ich keine Antwort auf meine Anfrage erhalten. Endlich, drei Tage bevor wir Hawkesbury verliessen, kam Hallers Brief, in dem er mir mitteilte, die CIBA würde sicher "ein gewisses a conto" auf die Transport-Kosten leisten.

Was hiess "a conto"? Vielleicht müsste ich dann noch 1 '000 Franken draufzahlen? Auf dieses Risiko konnte ich mich nicht einlassen. Die Möbel mussten in Kanada bleiben und verkauft werden. So kurz vor der Abreise blieb mir keine andere Möglichkeit, als unsere sämtliche Möbel telefonisch an einen Antiquar nach Montreal zu verkaufen.

Ich bekam ganze 300 Dollar dafür und musste mich noch glücklich schätzen, denn der Käufer hatte die Möbel gar nicht gesehen. Als ich bei der Ankunft in Europa meinen Vertrag mit der CIBA ausgehändigt erhielt, stand darin schwarz auf weiss: "Die Kosten der Überfahrt, inkl. Möbeltransport, gehen zu Lasten der CIBA". Haller hatte das nicht beachtet und den Ausdruck "a conto" nur deshalb in seinem Brief gebraucht, weil er in seinen Ohren besonders geschäftlich - kaufmännisch klang. Echt Haller!

Was nicht unter die Rubrik Möbel fiel und zurück gelassen wurde, ist dann an einer Auktion, die nach unserer Abreise stattfand, verkauft worden. Davon weiss ich nur, dass die Auktion etwas über 100 Dollar einbrachte und dass Karins Badewanne von einem Indianer als Futtertrog für Schweine gekauft worden ist. Unsere Hilde liessen wir in Kanada zurück, wo sie bald einen Mann fand und heiratete.

Wir bewegten uns auf unserer Reise in geschlossener Fünfer-Formation. Ich mit Marischa auf dem Arm, Madja mit Wanja an der Hand und zwischen uns, von beiden getragen, Karin n ihrem kleinen Hänge-Bettchen.

Trotz der deutsch sprechenden Nurse aus Pforzheim in New York, die sehr nett und tüchtig war, haben wir von der Stadt kaum etwas gesehen. Wir stiegen in einen Omnibus ein, in dem bereits drei Passagiere saßen. Angeblich sollte er in wenigen Minuten nach China Town abfahren. Doch es vergingen 15, 30, schliesslich 40 Minuten und der Omnibus rührte sich nicht.

Als die Ungeduld der Passagiere nicht mehr zu beschwichtigen war und keine neue dazu kamen wurde uns das einbezahlte Geld stillschweigend in die Hand gedrückt und wir zum Aussteigen aufgefordert. Die Fahrt fand nicht statt und wir haben China Town nicht erlebt.

Die Überfahrt New York - Hamburg geschah bei gutem Wetter und ruhiger See. Marischa sah entzückend aus, lief überall herum und gewann viele Freunde.

Meine Mutter kam nach Hamburg, um uns zu empfangen. Sie war überglücklich, die Kleinen wieder in ihrer Nähe zu wissen. Gerührt sagte sie zu Wanja: "Ich höre du sprichst Englisch, sag mir doch etwas auf Englisch!" Ihr Wunsch ging sofort in Erfüllung. "I will spit in your face and bite your nose, you dirty dog!" kam von Wanja wie aus der Pistole geschossen. Das war die Art Englisch, die er von unseren Nachbarsjungen in Hawkesbury gelernt hatte.

Schackenhof

Aus Kanada nach Hamburg angekommen fuhren wir, mit einer Übernachtung in Berlin, gleich weiter nach Schackenhof. Der freudige Empfang, der uns dort bereitet wurde, lässt sich nicht beschreiben.

Dieser prächtige Familiensitz hatte schon vor unserer Abreise nach Kanada eine grosse Rolle in unserem Leben gespielt. Dort hatten wir uns verlobt und viele glückliche Tage in den ersten Jahren unserer Ehe verbracht. Madja und den Kindern hat das Leben in Schackenhof noch viel mehr als mir bedeutet. Ich habe es nur aus kurzen Urlauben und daneben, sozusagen aus zweiter Hand, aus Madjas Briefen und mündlichen Berichten gekannt. Wenn sie die Sommerzeit dort mit den Kindern verbrachte, hat sie mir fast täglich geschrieben, um mich am Familienleben teilnehmen zu lassen.

Doch ist das nicht dasselbe, als wenn man selbst dabei ist. Deshalb sind meine Erinnerungen an Schackenhof nur lückenhaft und ich war sehr froh, als Madja mir vorschlug, an meiner Stelle darüber zu schreiben. Leider ist sie nicht mehr dazu gekommen. Nun muss ich es selbst tun, wenn ich auch weiss, dass meine Darlegungen nur summarischer Natur sein können und nicht imstande sind, ein lebendiges Bild von Schackenhof vor Augen entstehen zu lassen, was Madja sicher gelungen wäre.

Das Rittergut ist seit Generationen im Besitz der Familie gewesen. Kurz vor dem ersten Weltkrieg ist das hundertjährige Jubiläum der Übertragung der Besitzrechte an einen Rūhardt gefeiert worden; ein grosses Fest, bei dem alle Familienangehörigen beisammen waren. Gleich danach sind Madjas Eltern mit ihr, ihrem Bruder Mulja, Kapsa, der zweijährigen Lisa und deren Njanja zurück nach Moskau gefahren. Es war der letzte Zug aus Deutschland, den die Russen noch passieren liessen.

Die alten Rūhardts blieben in Schackenhof. Der damalige Besitzer, Georg Rūhardt, Vater von Papa Wanja, war ein vermögender Mann. Mit Fanny von Wogau, der Schwester meiner Grossmutter, Sophie Marc, verheiratet, war er Teilhaber des riesigen russischen Handelshauses Wogau&Co. Auf den Ertrag seines Erbgutes nicht angewiesen, konnte er es sich leisten, ein Herrenleben zu führen, ohne sich über die Rentabilität seiner Landwirtschaft Sorgen zu machen.

Die Vergrösserung des bereits überdimensionierten Herrenhauses mit Einbau einer Sternwarte, die aufwendigen Park- und Gartenanlagen, Orangerien, in denen Weintrauben gezüchtet wurden, die unrentable Pferdezucht und dergleichen mehr, erforderten viel Geld. Solange Mittel in genügender Menge vorhanden waren, spielte es keine Rolle.

Doch in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, als Papa Wanja nach dem Tode seines Vaters Schackenhofs Bewirtschaftung übernehmen musste, war die Lage völlig verändert. Durch

den Verlust des Besitzes in Russland war der Zufluss von Fremdgeld versiegt und man war auf den landwirtschaftlichen Ertrag des Gutes angewiesen. Nun musste es rationell bewirtschaftet werden und einen genügenden Ertrag abwerfen, um die Existenz einer übergrossen Anzahl Familienangehörigen samt deren Anhang und Dienerschaft zu ermöglichen.

Die an sich kaum zu lösende Aufgabe wurde durch das Zerschneiden des Gutes in einen polnischen und einen deutschen Teil völlig unlösbar. Das grosse Schackenhofer Herrenhaus, das Haus des Gutsverwalters, die Arbeitersiedlung und alle Ställe und sonstigen Wirtschafts-Gebäude wurden, zusammen mit dem grössten Teil des Land-Besitzes, Polen zugesprochen. Nun hiess dieser polnische Teil nicht mehr "Schackenhof" sondern "Chakowki" und wurde von Pan Jankowski, einem früheren polnischen Offizier verwaltet.

Der Deutschland zuerkannte Teil des Gutes bestand lediglich aus Ländereien, ohne Wirtschaftsgebäude und ohne landwirtschaftlichem Inventar. Ein separater Landwirtschafts-Betrieb musste aufgebaut werden. Das erforderte die Investierung bedeutender Geldmittel, deren Beschaffung zu einer Vermehrung der hypothekarischen Belastung des Besitzes führte.

Ein deutscher Verwalter, Herr Ziemann, musste angestellt werden, um die abgeteilte Zweigwirtschaft "Grabowa" zu leiten. Nur Herr Ziemann war gelernter Landwirt. Jankowski, der seines wenig militärischen Gehabens wegen "Zivil" genannt wurde, war es nicht. Als polnischer Offizier zur Zeit der Besetzung von Westpreussen durch die Alliierten nach Schackenhof gelangt, hatte er sich so gut eingelebt, dass er dort dauernd verblieb. Er verstand es, sich in mancherlei Hinsicht nützlich zu erweisen und hatte mit der Zeit die Tätigkeit eines Gutsverwalters übernommen. In dieser Eigenschaft wurde er für Papa Wanja, der die Oberaufsicht über das Gesamtgut hatte, eine unentbehrliche und verlässliche Hilfe.

Eine Hilfe hatte Papa Wanja bitter nötig. Auch er war kein gelernter Landwirt, sondern ein in England und Russland ausgebildeter Kaufmann. Das half ihm zwar bei den notwendig gewordenen Finanzoperationen, doch in der Führung eines landwirtschaftlichen Betriebes waren seine Bankkenntnisse von geringem Wert. Er war darauf angewiesen, die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen sich empirisch anzueignen. Er tat das Menschenmögliche um aus dem herrschaftlichen Besitz ein rentables Unternehmen zu machen, eine Aufgabe, zu deren Bewältigung er sich restlos einsetzte.

Meist war er kurz nach Sonnenaufgang schon im Sattel und unterwegs, um den Verlauf der Arbeiten in den Feldern zu beaufsichtigen. Wenn wir ihn beim Morgenfrühstück trafen, war es für ihn ein zweiter Imbiss, zu dem er nach Hause zurück gekehrt war. Seinem fröhlichen Wesen entsprechend wirkte er stets optimistisch, doch hat er unter den wirtschaftlichen Sorgen sehr gelitten und sein krankes Herz war der übermässigen Spannung nicht gewachsen.

Einiges ist ihm bei der Sanierung des Gutes gelungen. So wurde der Kuhbestand durch Eliminierung der kranken und minderwertigen Tiere in eine erstklassige Herde verwandelt, die der neu gegründeten Herdbuch-Gesellschaft alle Ehre machte. Auch in der Pferdezucht wurden

Erfolge erzielt, so dass die Remont-Kommission der polnischen Armee gerne in Schackenhof Pferde kaufte.

Doch solche Teilerfolge konnten die trostlose Situation des Gutes nicht grundlegend ändern. Das viel zu grosse Haus mit den unzähligen darin beschäftigten und lebenden Menschen war für das nur mittelgrosse Gut eine untragbare Belastung. Dazu kam die Zweiteilung des Besitzes und die damit verbundene erhöhte Verschuldung.

Abgesehen davon war die allgemeine Wirtschaftslage äusserst ungünstig. Wenn sich im deutschen Teil die Landwirtschaft noch einigermaßen rentierte, waren die Preise in Polen derart gesunken, dass allein das Ausbuddeln der Kartoffeln höher zu stehen kam, als deren Verkauf einbrachte. Für ein Kalb bekam man im Chakowki ganze zehn Zlotys, was etwa dem Gegenwert von vier Franken entsprach. Kein Wunder, dass Papa Wanja bei einer derartigen Wirtschaftssituation weder ein noch aus wusste.

Die Aufsicht über den Garten, die grosse Obstplantage, die Orangerien, der Gemüse-, Beeren- und Blumenanbau lag in den Händen der alten Grossmama Fanny Rüchardt. Trotz hohem Alter widmete sie sich ihrer Aufgabe mit Freude und sehr gewissenhaft. Täglich konferierte sie mit dem Gärtner, um festzulegen, was angebaut, was geerntet, was zum Hausgebrauch und was zum Verkauf in Graudenz auf dem Markt, oder an einen Kunden in Danzig bestimmt sei.

Gerne hätte sie in meiner Schwiegermutter eine Nachfolgerin gesehen. Leider zeigte die jüngere Frau kein Interesse, ihre Tätigkeit zu übernehmen. Sie zog es vor, Krankenbesuche in der Arbeitersiedlung zu machen, um dort Medikamente zu verteilen. Sie sah sich als Helferin notleidender Menschen und das befriedigte sie.

Auch für die Leitung des Haushaltes, die formell in ihren Händen lag, hat Madjas Mutter wenig Interesse gezeigt. Es war Kapsa, die sich um alles kümmerte. Sie führte die Wirtschaft des Hauses, hatte die Verantwortung für Küche, Wintervorräte und Waschhaus. Dazu betreute sie eine Anzahl Bienenstöcke, verkaufte Honig und räucherte Aale, die in Zivils Netz geraten waren.

Die Episode mit den Aalen verdient eine nähere Erläuterung, da sie für Zivils Findigkeit und für seinen sicheren Instinkt für Naturereignisse charakteristisch ist. Niemand ausser ihm wäre je auf den Gedanken gekommen, dass die kleine Wasserader, die sich unten am Park durchschlängelte und so unbedeutend war, dass sie im Sommer stellenweise von Kühen achtlos, sozusagen "trockenen Fusses", überschritten werden konnte, einen Verbindungsweg zur Brutstelle der Aale in den weiter liegenden Seen bilden würde, die in der Zeit der Aal-Wanderungen von letzteren benützt wird.

Doch für Zivil war es kein Geheimnis. Auch der Zeitpunkt der Wanderung war ihm bekannt. Deshalb versperrte er die kleine Ossa mit einem Fangnetz und hatte damit bereits am ersten Tag Erfolg. Einige Aale blieben im Netz hängen. Am nächsten Tag kam er ganz aufgeregt ins

Haus gerannt, um Säcke zu holen. Im Netze wimmelte es buchstäbliche von Aalen, die sackweise ins Haus gebracht und in die Badewanne geleert wurden.

Am dritten Tag ist der Andrang der Aale so gewaltig gewesen, dass sie das Netz durchbrachen und ihren Weg zu den Brutstätten weiter ungehindert fortsetzten. Aber schon der Fang des zweiten Tages war so gross, dass dessen Verwertung ein Problem war. Kapsa baute eine richtige Rauch-Kammer, in der so viele Aale geräuchert wurden, dass ein Teil sogar verkauft werden konnte.

Auch für die Kaninchen hat Kapsa gesorgt, während für das unzählige Geflügel ihre Schwester, Ida Ivanowna ("Idivan") die Verantwortung trug. Ihr war die Bewirtschaftung des Hühnerhofes anvertraut wurden

Neben dem Ertrag aus der "grossen" Landwirtschaft mit ihrem Feldbau spielten die Einkünfte der "kleinen" Hauswirtschaft, Schweine-, Schaf-und Pferdezucht, sowie Milch-wirtschaft zwar keine wesentliche, immerhin eine nicht zu verachtende Rolle. Wo nur möglich wurde Geld verdient, am meisten bei der Apfelernte.

Die von Grossmama Rüchardt beaufsichtigte Apfelernte im grossen Obstgarten mit seinen prächtigen Bäumen ist immer ein grosses Ereignis gewesen, an dem sich alle Hausbewohner beteiligten. Bereits beim Pflücken wurden die Früchte in bereitgestellte Kisten gesondert nach Sorte und Qualität verteilt. Der grösste Teil der Ernte kam dann auf den Markt nach Graudenz, während die allerbeste Auswahl an Danziger Delikatessgeschäfte verkauft wurde.

Ungeachtet aller Anstrengungen, jede Verdienstmöglichkeit auszunutzen, herrschte ständig Geldmangel und man war gezwungen, äusserst sparsam zu sein. Die angewendeten Spar-Massnahmen nahmen zuweilen direkt groteske Formen an. So wurden z.B. beim Kompott-Einkochen für den Winterbedarf an Stelle teurer Einmachgläser gebrauchte Flaschen benutzt, in deren enge Hälse Beeren einzeln hereingestopft werden mussten; eine zwar lustige und viel Geschick erfordernde, doch sehr zeitraubende und völlig unrationelle Arbeitsweise.

Andererseits wurde auf sehr grossem Fusse gelebt und die Sparbestrebungen in Bezug auf die Zahl der zu verköstigenden Menschen völlig ausser Acht gelassen. Das Haus war immer voller Gäste. Zu den ständigen Hausbewohnern gehörten, ausser den 6 Rüchardts, zwei alte Tanten, die Gurlı und Betsi hiessen, Kapsa mit Schwester und eine frühere Haushälterin, deren Namen mir entfallen ist. Ich erinnere mich nur daran, dass Papa Wanja sich einen Sport daraus machte, sie erröten zu lassen. Hatte er damit Erfolg, dann hörte man Juri, damals im Lausbuben-Alter, begeistert rufen: "bis zur Taillie, bis zur Taillie!" womit die Ausbreitung der Errötung gemeint war.

Zu den genannten ständigen Hausbewohnern gesellten sich an Sonntagen Zivil mit seiner Frau und im Sommer noch zahlreiche Feriengäste. Darunter wir fünf, resp. sieben, wenn meine Eltern auch mitgekommen waren, Dr. Wittich (Ti) mit seinen Söhnen Peter und Wulff, Tante Lily und andere. Oft kamen auch Besucher aus der Nachbarschaft.

Kein Wunder, dass dann an die 20 Personen oder noch mehr am langen Esstisch sassen! Man sprach durcheinander deutsch, polnisch, russisch, französisch, manchmal auch englisch. Es wurde viel und gut gegessen, was unseren Kindern nicht besonders bekam. Immer wieder zeigten sich bei ihnen Haut-Ausschläge, vermutlich durch das zu üppige, vor allem zu fette Essen hervorgerufen.

Madjas Mutter hielt viel vom Mästen der "armen Stadtkinder" mit Sahne. Täglich sollten sie ein Glas davon trinken. Madja war da ganz gegenteiliger Meinung, doch hütete sie sich, Mama zu widersprechen. Nur so war ein harmonisches Zusammenleben in Schackenhof möglich, denn gegen "deine Mutter weiss es doch besser" konnte man nicht aufkommen.

Am schönsten war die Teestunde in der offenen Loggia - viele Blumen, eine lange Tafel mit Kuchen, Konfitüren, Honig. Am oberen Tischende die alte Frau Rüchardt, neben ihr der dampfende Samowar. Sie goss den Tee nach russischer Sitte ein - den Damen in Tassen, den Herren in Gläser.

Nach dem Mittagessen durften unsere beiden Töchter Papa Wanja in seinem Arbeits- Zimmer besuchen. Dort bekamen sie, aus einer Schachtel, die im Schreibtisch versteckt war, ein oder zwei Bonbons. Ich weiss nicht, ob die Süssigkeitsverteilung stets absolut gerecht vor sich ging, dagegen war Marischa von der Bevorzugung ihrer Schwester fest überzeugt und hat sehr darunter gelitten.

Sie hat es meinem Schwiegervater nie verzeihen können, bis heute nicht. In ihrer Erinnerung an diesen so liebenswerten Menschen ist kein Platz fürs Zuneigung. So hartnackig bleiben in der Kindheit erlittene Ungerechtigkeiten im Gedächtnis haften! Dabei hat Papa Wanja unsere beiden Töchter so zärtlich geliebt. Es kann schon sein, dass Karin bevorzugt wurde, da sie ihn mehr, als Marischa, an Madja erinnerte, die ihm näher stand, als seine eigenen Kinder. Ein Muster an Gerechtigkeit und ein abgeklärter Pädagoge ist er sicher nicht gewesen, vielmehr ein guter, fröhlicher, stets hilfreicher und liebenswerter Mensch.

Nachdem er die Verantwortung für Schackenhof und das Wohl der dort Lebenden übernommen hatte, setzte er sich restlos für seine Aufgabe ein. Er hat mehr gearbeitet und sich hauptsächlich mehr Sorgen gemacht, als es für ihn gut war. Nur selten durfte er sich eine Abweichung gönnen von einer geregelten und von meiner Schwiegermutter zum Schutze seiner Gesundheit streng kontrollierten Lebensweise.

Kam er von einer Herrengesellschaft nach Hause zurück, musste er seine Frau anhauchen, die feststellen wollte, ob er nicht gegen die vorgeschriebene Mässigung im Genuss von Alkohol gesündigt hätte. Reumütig lächelnd liess er sie gewähren. "Soll ich etwa nach Baby-Milch riechen, wenn ich von Freunden zurückkomme?" pflegte er dabei zu sagen.

Zu Hause, in Schackenhof, liebte er den unumschränkten Besitzer zu spielen und "Pan welmoznij" genannt zu werden. Trotz seiner noch jungen Jahren stand ihm diese Rolle nicht schlecht! Sein vierzigjähriger Geburtstag wurde mit grossem Aufwand gefeiert. Theater-Auf-

führung im Saal, unter Klavier-Begleitung durch meine Schwiegermutter, mit Clowns, Tiller-girls und so weiter.

Zu Ehren des Geburtstagskindes haben sich alle Gäste an den Darbietungen beteiligt, während er glücklich lächelnd dabei sass, das Monokel im Auge eingeklemmt. Wer hatte damals geahnt, dass das alles so bald verschwunden sein wird! Im September 1939 sind die Deutschen in Polen einmarschiert und haben auch Schackenhof besetzt. Kurz darauf ist Papa Wanja an seinem Herzleiden gestorben. Er ist nur 52 Jahre alt geworden.

Für die Kinder muss Schackenhof ein richtiges Paradies gewesen sein. Was gab es dort nicht alles im Hof und Garten zu sehen und zu erleben. Die vielen Tiere, das Baden, die Spiele auf der Ossa und auf der Insel, die Fahrten zum Ernte-Fest oder in den Wald zum Sammeln von Pilzen oder Beeren. Lauter herrliche Erlebnisse!

Beim Erntefest wurden die in den Feldern erscheinenden Mitglieder der Besitzerfamilie mit farbigen Bändern geschmückt und mussten sich von diesem "Binden" durch ein kleines Geldgeschenk "los-kaufen".

Die Waldausflüge wurden als richtige Expeditionen gestaltet. Doppel-Gespann mit Kutscher, Körbe mit Reiseproviand und Teegesirr, Thermosflaschen, Butterbrote, Äpfel und Kuchen. Strenger Befehl ja nicht zu lange wegzubleiben. Wenn man dann bis vier Uhr nachmittags nicht zurück war, standen die Hausbewohner, mit Mama und Grossmama an der Spitze, bereits vor dem Hauseingang, in ungeduldiger Erwartung und voller Sorge darüber, dass den Kindern etwas zugestossen sein könnte. Dabei war der Wald in so geringer Entfernung vom Hause gelegen, dass er mühelos zu Fuss erreicht werden konnte.

Zur Verhinderung einer übermässigen Vermehrung der Hasen wurde alljährlich eine grosse Treibjagd veranstaltet, bei der eine grosse Zahl abgeschossen wurde. Arbeiter und Bauern waren die Treiber, Besitzer der benachbarten Güter die Jäger. Der Jagd folgte natürlich ein festliches Zusammensein der Jagdteilnehmer.

Abgesehen davon hat es nicht viel Freundschaftsverkehr in Schackenhof gegeben. Ich besinne mich lediglich auf die Blüchers aus ihrem nicht weit entfernten, vornehmen Gut und die viel weniger vornehme Familie Hollatz. Dank seiner Energie und Initiative hatte sich Hollatz aus eigener Kraft aus dem Bauernstand emporgearbeitet und war Eigentümer eines Hofbetriebes geworden, aus dem er das Maximum herauszuholen verstand. In allen Fragen der Landwirtschaft: kannte er sich gut aus, verstand viel von Pferden und Vieh und war in seinem praktischen Können meinem Schwiegervater weit überlegen. Er hielt mit guten Ratschlägen nicht zurück und man konnte viel von ihm lernen. Papa Wanja profitierte auch davon und war ihm für seine praktischen Hinweise dankbar.

Trotzdem bestand in Schackenhof die Neigung, aus einem gewissen Superioritäts-Dünkel heraus auf die aus einer anderen Gesellschaftsschicht stammenden, befreundeten Nachbarn herabzusehen und sich über gelegentliche Schnitzer lustig zu machen. Zum Beispiel über die

Feststellung von Frau Hollatz, man lebe in Schackenhof "wirklich auf grossem Fusse" , die sie nach dem Besuch des Badezimmers machte. Sie hatte dort, zum ersten Mal im Leben, ein Bidet gesehen und das ihr unbekannte Gerät für eine Fussbadewanne gehalten!

Bis zum Ausbruch des zweiten Weltkriegs haben unsere Kinder die Sommerferien immer in Schackenhof verbracht. Während unseres ersten Besuches nach dem Aufenthalt in Kanada, der im Winter stattfand, wurde Karin kurz vor Weihnachten von Pastor Krause, einem Freund der Familie Rüchardt, getauft. Von ihm haben wir erfahren, dass unsere liebe Moskauer Miss Hobbs gar keine "Miss", sondern ein, mit der Familie Krause verwandtes, deutsches "Fräulein" war. In England aufgewachsen, sprach Maggy Greifenhagen ein perfektes Englisch. Da sie für ihr eigenes und ihrer Mutter Leben aufkommen musste, hatte sie sich um eine Gouvernantenstelle in Russland beworben. In der Annahme, als englische Miss mehr Chancen zu haben, als ein englisch sprechendes Fräulein, hatte sie sich als Engländerin ausgegeben. Jahrelang hatte sie bei uns ihre Rolle einer geborenen Engländerin meisterhaft gespielt. Wenn ich sie, in der Zeit des ersten Weltkrieges, mit der Behauptung neckte, die deutsche Kavallerie wäre der englischen überlegen, brachte sie es fertig, sich bis zu Tränen gereizt zu zeigen. Niemals wäre es mir in den Sinn gekommen, dass es nur Theater war!

Dass wir nun, durch Zufall, hinter ihren kleinen Schwindel gekommen waren, hat sie nie erfahren - es wäre ihr peinlich gewesen und warum sollten wir unserer lieben Miss Hobbs etwas zuleide tun?

Die erste Zeit in Basel

Am Jahresende fuhr ich allein nach Basel, um meine Stellung bei der CIBA anzutreten. Prof. Haller nahm mich in Empfang und quartierte mich in das Hospiz "Basler Hof" ein. Nach wenigen Tagen zag ich in ein recht primitives Zimmer in der Jungstrasse und fing an, Ausschau nach einer Wohnung für die ganze Familie zu halten.

Bald sah ich ein, dass ich Madjas Hilfe nötig hatte und bat sie, nach Basel zu kommen. Sie überliess die Kinder der Obhut ihrer Mutter und Kapsa und kam zu mir in die Jungstrasse. Mein Zimmer bezeichnete sie als primitives, dunkles Loch, was es auch war. Als die Vermieterin das Bespritzen des Bodens bei unserem, ihrer Ansicht nach, zu ausgiebigem Waschen beanstandete, waren wir froh, es zu verlassen. Wir zogen in ein Zimmer des Restaurants St. Johann um, wo wir viel besser aufgehoben waren.

Die gesuchte Wohnung für die ganze Familie, vier Zimmer und eine Mansarde wurde in der Dittingerstrasse gefunden. Sie konnte am ersten April bezogen werden. Zu diesem Zeitpunkt engagierten wir eine Haushilfe, Franziska, ein Mädchen aus Deutschland. Schon vor Madjas Ankunft hatte ich einige Möbelstücke bei Altwarenhändlern auf Abruf gekauft. Nun wurde gemeinsam nach weiteren billigen Möbeln gesucht und ein Monat verflog wie im Traum.

Dann verliess mich Madja, verbrachte eine Woche bei meiner Mutter in Dresden, wo sie die noch fehlenden Möbel preiswert erstand und fuhr dann nach Schackenhof, um die Kinder zu holen. Zum Einzugstermin waren alle in Basel, einschliesslich der neuen Haushilfe Franziska und meiner Mutter, die aus Dresden mitgekommen war. Mit dem Einrichten der Wohnung ging die Zeit schnell vorbei, es wurde Sommer und Madja fuhr mit den Kindern nach Schackenhof.

Im folgenden Winter hat uns in Basel unser Freund, Boris Frankfurt, öfters besucht. Er fühlte sich bei uns zu Hause, liebte unsere Kinder und hat gerne mit ihnen gespielt. Einmal kam Tante Lilly Dietrich unerwartet nach Basel, ausgerechnet an einem Tage, an dem wir Boris am Abend erwarteten, und lud uns zum Nachtessen im Hotel Euler ein. Da wir uns ein gutes Hotelessen nicht entgehen lassen wollten und es bereits zu spät war, um Boris abzusagen, kritzelten wir eine kurze Erklärung auf einen Zettel, mit der Bitte, sich um die Kinder zu kümmern. Wir fuhren zum Euler, die Kleinen allein zu Hause lassend. Mit rührender Liebe und Selbstverständlichkeit hat Boris ihnen das Nachtessen bereitet, sie schlafen gelegt und sie gehütet, bis wir heimkamen.

Madja liebte Feste zu improvisieren. Ich erinnere mich heute noch daran, wie verblüfft ich war, als ich eines Abends, von einer Geschäftsreise nach Hause kommend, die Wohnung voll von mir gänzlich fremden kostümierten Menschen vorfand. Es fiel mir auf, dass einige der Anwesenden Pyjamas von mir an hatten - Madja hatte ein Kostümfest organisiert!

Solche gelegentlichen Feste genügten indes nicht, um ihr unser kleinbürgerliches Dasein attraktiv erscheinen zu lassen. Sie erwartete mehr vom Leben, wollte auch nicht nur Hausfrau sein. Als sie Ali Bersma, eine begabte, künstlerische veranlagte holländische Schneiderin, die in Basel selbständig arbeitete, kennen lernte und sich mit ihr befreundete, nahm sie sich vor, bei ihr nähen zu lernen. Sie beabsichtigte, selbst Schneiderin zu werden.

Während längerer Zeit ist sie regelmässig zu Ali gegangen, hat bei ihr gearbeitet und viel von ihr gelernt. Doch war es nicht die von ihr angestrebte, richtige Ausbildung. Sie vermisste eine ordentliche, systematische Anleitung und sie wurde durch Alis Neigung, jeden Fehler beim Nähen auf den "künstlerische" Charakter ihrer Arbeitsweise zurückzuführen, verunsichert. Auch wurde Madja oft durch häusliche Pflichten daran gehindert, sich ihrer Nähtätigkeit in gewünschter Masse zu widmen. Sie sehnte sich nach einer richtigen Berufsausbildung, fern von häuslichen Sorgen, eventuell im Ausland. Nach reiflicher Überlegung beschloss sie, Näh- und Zuschneidekurse in Berlin zu nehmen. Es gab aber noch einen anderen Grund, warum sie Basel für einige Zeit verlassen wollte.

Wir hatten uns in Hawkesbury mit dem Ehepaar Dahl innig angefreundet, Madja und Jacob hatten sich sogar ineinander verliebt. Zum Glück hatten wir Kanada gleich nach Karins Geburt verlassen, bevor die gegenseitigen Gefühle ernstere Formen angenommen hatten. Hawkesbury lag so weit von der Schweiz, dass die Wahrscheinlichkeit eines Wiedersehens äusserst gering erschien. Nun aber kam die Nachricht, dass auch die Dahls Kanada verlassen hatten und nach Europa zurückgekehrt seien. Jacob, den es schon immer gewurmt hatte, nur Diplomingenieur zu sein, wollte sich den Dokortitel holen und das ausgerechnet in Basel.

Diese unerwartete Nachricht brachte Madja ganz durcheinander. Sie freute sich auf ein Wiedersehen mit Jacob, hatte aber auch Angst davor. Sie hatte eine Besinnungszeit nötig, um sich Rechenschaft über ihre Gefühle zu geben. Die geplante Ausbildung in Berlin, weit weg von Basel, würde ihr die Möglichkeit geben, alles ruhig zu überdenken.

Sie brachte die Kinder nach Schackenhof und fuhr nach Berlin. Bei Jacobs Durchreise nach Basel fand eine kurze Begegnung mit ihm in Berlin statt, nach welcher Madja sich drei Monate lang ihrer Schneiderausbildung widmete. Während dieser Zeit wohnte Jacob bei uns in der Dittingerstrasse. Mit Ausnahme der Mittagessen bereiteten wir uns unsere Mahlzeiten selbst. Keiner von uns verstand etwas vom Kochen - alles mussten wir lernen. Doch allmählich machte unsere Kochkunst Fortschritte.

Wir waren selbst davon so überzeugt, dass wir es wagten, Herrn und Frau Dr. Miescher zum Nachtessen einzuladen. Das Menu, mit Beefsteak und Pommes-frites als Hauptgang, wurde von uns mehrere Tage hintereinander immer wieder zubereitet und gegessen, bis wir sicher waren, dass nichts fehl gehen würde. Wir haben uns dann kulinarisch auch nicht blamiert. Alles war, wie es sein sollte. Leider hatte Frau Miescher den taktlosen Einfall, mit einem prüfenden Finger über das Buffet zu fahren und uns den daran haftenden Staub vor Augen zu

halten. Darauf waren wir nicht vorbereitet und hatten nicht für blitzblanke Sauberkeit nach Basler Hausfrauen-Begriffen gesorgt.

Inzwischen hatte Madja in Berlin ein Zimmer mit Frühstück für vierzig Mark gemietet. Gerade gegenüber befand sich das Restaurant "Russkij Ugolok" , wo sie recht billig, noch billiger als in ihrer Pension, zu Mittag essen konnte.

Mit grossem Eifer und Fleiss begann sie ihre berufliche Ausbildung. Die erste Zeit arbeitete sie im Letteverein, lernte Hüte machen und Kleider nähen. Das Zuschneiden wurde ihr im Atelier von Frau Kumardgieva, einer Armenierin, beigebracht.

Versuchsweise hat sie auch in einem anderen Atelier gearbeitet. Mehrmals in der Woche nahm sie, nach einem vollen Arbeitstag bei Frau Kumardgieva noch an Abendkursen im Letteverein teil. Bis zu elf Stunden pro Tag hat sie genäht und viel gelernt.

In ihrer Freizeit sah sie die Familie van Onkel Walter, Frankfurts, Frau Heuser, die gerade in Berlin weilte, hatte aber für Geselligkeit weder viel Lust noch Zeit. Einmal fuhr sie über das Wochenende mit Margarete Liliensfeld für einen kurzen Besuch nach Dresden. Trotz schlechtem Wetter verlief die Autofahrt bis in die Stadt gut. Doch auf der vereisten Pragerstrasse geriet der Wagen ins Rutschen und fuhr direkt in einen Zigarrenladen hinein, dessen Vitrine total eindruckend. Es war wirklich Glück, dass nur Sachschaden entstand!

Die drei Monate, die Madja in Berlin verbracht hat, ist für uns beide eine schwere Zeit gewesen. Wir fühlten uns innig verbunden, wechselten fast täglich sehr liebevolle und offene Briefe und Madja kämpfte tapfer gegen das, was im Begriffe war, unser gemeinsames Leben zu gefährden. Der Berliner Aufenthalt hat ihr geholfen, unsere Zusammengehörigkeit noch klarer als früher zu erkennen und sich dementsprechend zu verhalten. Jacob ist sein Leben lang unser bester Freund geblieben und die Bindung von Madja und mir ist nie mehr in Frage gestellt worden. Gesegnet sei ihr Aufenthalt in Berlin!

Es wurde Zeit, die Kinder nach Basel zurückzubringen. Madja fuhr nach Schackenhof und verbrachte dort zwei Wochen, um sich von den Berliner Anstrengungen und Aufregungen zu erholen. Auch sollte dadurch etwas Geld gespart werden, denn wir hatten bis auf zwei Monatsmieten für unsere Basler Wohnung keinerlei Geldreserven mehr.

In ihrem ersten Brief aus Schackenhof beschrieb Madja den ihr von den Kindern bereiteten rührenden Empfang. Am sehnsüchtigsten wurde sie von Marischa erwartet. Durch Abbiegen ihrer kleinen Fingerchen hatte sie immer wieder die bis zur Madjas Rückkehr noch verbleibenden Tage abgezählt. Sie befürchtete, Madja wäre während ihrer langen Abwesenheit gewachsen und so lang geworden, wie im Theater!

Im November 1931 war unsere kleine Familie wieder in der Dittingerstrasse beisammen. Zu Weihnachten bekam Wanja einen ganz kleinen Webrahmen, den er eifrig zur Anfertigung von Geschenken benutzte.

Ich merke, dass ich in meinen Aufzeichnungen manches ausgelassen habe, so Madjas Aufenthalt im Frühling 1930 mit den Kindern und den Dobrowens in Gaienhofen, wohin sie sich durch ihre alte Schule hingezogen fühlte. Saitschick, wie Manjas Mann von uns genannt wurde, gefiel es so gut am Bodensee, dass die Dobrowens jedes Jahr dahin zurückkehrten. Dort wurde auch der berühmte, riesige Hecht gefangen auf den Saitschik so stolz war, dass er stets die Photographie von seinem Fang bei sich trug.

Madja fühlte sich wieder ganz in ihre Schulzeit versetzt. Sie hat dann auch die Maturreise der Gaienhofer Abschlussklasse nach dem Süden mitgemacht und erstmals das Tessin kennen und lieben gelernt.

Im Oktober des gleichen Jahres fand auch ihre erste Begegnung mit Paris statt. Sie reiste dorthin für etwa eine Woche, Wanja mit sich nehmend und mir die Mädchen anvertrauend. In Paris wurde sie von meinen früheren Kriegskameraden, Andrei Azancheew und Lukitsch, Wanjas Taufpate, empfangen und sehr verwöhnt.

Lukitsch war auf dem Wege, Damencoiffeur zu werden, doch hatte er seine Berufslehre noch nicht abgeschlossen und war nur am Nachmittag in seiner Schule beschäftigt. Damit blieb ihm genügend Zeit, um Madja und Wanja bei der Entdeckung van Paris zur Seite zu stehen. Alle drei genossen es sehr. Wanja war tadellos artig und kreischte vor lauter Begeisterung. Madja verliebte sich direkt in Paris, Lukitsch in sie und Wanja in den Eiffelturm.

Andrei, damals noch ledig, hatte tagsüber zu tun: er war Privat-Chauffeur eines Industriellen. Dafür stand ihm die Nacht und der zweite Wagen seines Brotgebers zur freien Verfügung und er machte ausgiebig davon Gebrauch, um Madja mit dem Pariser Nachtleben bekannt zu machen.

Während Wanja bei Sonja Seters schlief, genossen Andrei, Lukitsch und Madja eine volle Nacht hindurch das Pariser Nachtleben. Es wurde nach echt russischer Art gefeiert. Mit lautem Singen wurde durch ganz Paris bis in die entlegensten Strassen und nach dem Bois de Boulogne gefahren, ein Nachtlokal nach dem anderen aufgesucht, zwei "Champus"-Flaschen unter Ballalaika-Spiel in einem russischen Restaurant "verdrückt" und so die ganze Nacht verbracht, bis Andrei seinen Dienst am Morgen wieder antreten musste. Dabei hat er so viel Geld ausgegeben, als wäre er ein Krösus!

Das Leben in Basel war weniger lustig. Fabrikarbeit für mich, Haushalt und Kinder für Madja. Da wir fremd waren und keinen Basler Dialekt sprachen, hatten wir einen nur sehr beschränkten Bekanntenkreis. Tennisspielen im Sommer, Skifahren im Schwarzwald im Winter und gelegentliche Kinobesuche waren unsere Hauptzerstreuungen.

Beim Tennisspielen im Margarethenpark habe ich mir, bei einem ungeschickten Sprung, den Fuss gebrochen und durfte zur Ausheilung meiner Verletzung längere Zeit mit meiner Familie in Schackenhof verbringen. Es sind recht glückliche Tage gewesen, die hauptsächlich mit Photo-Aufnahmen ausgefüllt waren. Wir fotografierten im Hof und im Garten mit unserer

Pathe-Baby Kamera und entwickelten die Aufnahmen am gleichen Tage selbst. Das Entwickeln geschah nach einer von Madja erdachten Methode - die Filme wurden auf kleine lackierte Holzrahmen aufgewickelt und wie Glasplatten behandelt. Auf diese einfache Weise haben wir, mit wenig Kosten, ausgezeichnete Ergebnisse erhalten.

Ein kleiner Vorteil der Wohnlage in der Dittingerstrasse war die Nähe der Margarethenpark-Tennisplätze. Ein wesentlicher Faktor ist das nie gewesen, schon gar nicht, als wir beschlossen, das Tennisspielen aus finanziellen Gründen aufzugeben. Die Klubbeiträge, Tennisschläger, die Anschaffung immer neuer Bälle kosteten uns zu viel, wir mussten sparen.

Die Nachbarschaft, auf die man in einem Mehrfamilienhaus einigermaßen angewiesen ist, war nicht gerade das, was man sich wünschen würde. Noch viel gravierender war, dass Wanja in seiner Primarschule einen dummen Lehrer hatte und sich unglücklich fühlte. Die Kinder wurden gefragt, wie oft sie gebadet wurden und als Wanja wahrheitsgemäss tauglich zur Antwort gab, ist er vom Lehrer geschlagen worden, "um ihm das Lügen abzugewöhnen". In Tränen aufgelöst war er nach Hause gekommen. Drei Jahre haben wir in der Dittingerstrasse gewohnt und das schien uns mehr als genug zu sein. Wir sahen uns nach einer neuen Unterkunft um.

Im Eglisee-Quartier, an der Kleinriehenstrasse, stand eine Häuserreihe, erstellt von Prof. Bernoulli, einem bekannten Architekten und Städtebauer. Es waren kleine, zweistöckige Einfamilienhäuser, jedes Haus mit einem langgestreckten Garten. Wir mieteten eines davon und haben sehr gerne darin gewohnt.

Prof. Bernoulli, ein grosser Idealist, war passionierter Anhänger der Freigeldbewegung. Als wir eines Abends in seinem Hause zu Gast waren, schenkte uns Frau Bernoulli "im Namen des Verfassers" eine Vereinspublikation der Freigeldleute. Wir erfuhren, dass ihr Mann regelmässig, unter dem Pseudonym "Emanuel Kupferblech", darin Artikel in Gedichtform erscheinen liess, um Anhänger für die Freigeldidee zu werben. Eine recht merkwürdige Art, politische Ideen zu propagieren!

Bernoulli war ein sehr zuvorkommender Hausbesitzer. Als er, vor dem Ablauf unseres dreijährigen Mietvertrages, eine Unterredung mit mir wünschte, begab ich mich zur Besprechung mit der festen Absicht, auf meinen Rechten zu bestehen und ihm in nichts nachzugeben, sollte er den Wunsch äussern, den Mietpreis vor dem Ablauf unseres Vertrages zu erhöhen.

Doch verlief die Unterredung ganz anders als von mir erwartet. Prof. Bernoulli hatte einem neuen Mieter das uns benachbarte Haus zu einem etwas niedrigeren Preis, als mit uns abgemacht, vermietet und empfand es als unkorrekt, uns mehr als ihn zahlen zu lassen. Er setzte unsere Miete entsprechend herab und ich schämte mich sehr, ihn für geldgierig gehalten zu haben.

Meine Mutter hat einmal den nicht gerade elegant gekleideten Professor für einen Hausierer gehalten und ihm die Tür gewiesen. Als er ihr später vorgestellt wurde und sie sich für ihren

Irrtum entschuldigen wollte, zeigte er volles Verständnis. "Diese Schnürsenkel-Verkäufer sind wirklich lästig" meinte er lächelnd.

Während wir in der Kleinriehenstrasse wohnten, hat Madja alles getan, um etwas Geselligkeit in unser Leben zu bringen. Eine Zeitlang haben wir versucht, einen "Jour fix" bei uns einzuführen, an dem jeder aus unserem Bekanntenkreis unangemeldet bei uns willkommen war. In Russland war es Brauch gewesen "Sajti na ogonjok" - auf einen Lichtschein hin einzukehren. Doch unser Versuch, einen ähnlichen Brauch in Basel einzuführend, erwies sich als voller Misserfolg - unangemeldet ist niemand gekommen!

Wir hatten es überhaupt recht schwer mit den äusserst reservierten Baslern, die nur zur Fasnachtzeit ausgelassen sind. Eine gewisse Schuld an den mangelnden Beziehungen lag auch an mir, da ich so gut wie keinen privaten Kontakt mit Kollegen aus der CIBA hatte. Ausser Dr. Miescher, Dr. Wilhelm und dem russisch sprechenden Dr. Geigy hatte ich keinerlei ausserdienstliche Beziehungen zu CIBA-Leuten.

Madja dagegen fand durch Ali Bersma den Zugang zu einer Gruppe junger Leute, die sich regelmässig an einem Stammtisch "zum Schwarzen" im Bahnhofbuffet trafen. Ausser Ali bestand die Stammtischrunde aus Dr. Gerhard, dem Bildhauer Beni Remund, Dr. Steigmeier mit Freundin, Munk Fröhlich, Remi und einigen anderen. Es waren lebenslustige, kunstinteressierte junge Leute - auch Ali hielt sich in ihrem Fach fürs eine Künstlerin.

Dr. Gerhard ist der Einzige in Basel gewesen, der uns, zusammen mit seinen Stammtischfreunden und deren Anhang, zu einem grossen Fest eingeladen hat. Sein Vater war Tapezierer und hatte grosszügigerweise seine Werkstatt für das Fest zur Verfügung gestellt. Wir amüsierten uns köstlich und Madja war Feuer und Flamme, etwas ähnliches auch bei uns in der Kleinriehenstrasse zu veranstalten.

Bald konnte ihr Wunsch realisiert werden. Dr. Peter Zschokke, der spätere Regierungsrat, hatte, zusammen mit seinem Bruder, dem Bildhauer Alexander Zschokke, die Stammtischrunde und uns zum Tanz eingeladen, das Fest aber kurzfristig abgesagt. Alle hatten sich auf das Tanzvergnügen gefreut und waren durch diese Absage sehr enttäuscht - da beschloss Madja die Einladung zu übernehmen und das Fest bei uns zu veranstalten.

Die ganze Gesellschaft wurde zu uns gebeten und erschien auch freudig und vollzählig, inbegriffen die beiden Zschokke-Brüder! Plötzlich schienen sie nicht mehr so beschäftigt zu sein, wie beim Absagen des Festes vorgegeben wurde. Das Tanzvergnügen sollte ähnlich wie bei Gerhard vor sich gehen - jeder hatte eine Flasche Wein oder etwas zum Essen beizusteuern. Nur so konnte das Fest ermöglicht werden, denn keiner der Beteiligten wäre in der Lage gewesen, die vielen Gäste zu bewirten.

Unser Haus war bis auf die oberen Zimmer, in denen die Kinder schliefen, festlich dekoriert und mit passender Beleuchtung ausgestattet. Besonders attraktiv wirkte die Waschküche im

Keller, dekoriert mit Efeugirlanden und Lampions. Sogar in der Wäscheschleuder befand sich ein Riesenkorb mit Orangen, Äpfeln und Nüssen.

Es wurde ein herrliches Fest, mit viel Tanz und einer heftigen Diskussion zwischen je drei Künstlern und drei Juristen, die über eine, ihnen wichtig erscheinende, doch ganz belanglose Frage laut und fröhlich stritten. Mehrfach hörte man ein protestierendes Klopfen an die Wand des angebauten Hauses, doch wurde es nicht beachtet.

Schliesslich klingelte die Hausglocke und es erschien im Nachthemd ein wütender Dr. Voirol, unser Nachbar. Nur mit Mühe gelang es, ihn zu beschwichtigen. Es kamen noch zwei herbeigerufene Polizisten, die aber, nett aufgenommen, die Sache nicht allzu ernst genommen haben und sich mit einem Versprechen etwas stiller zu sein, zufrieden gaben.

Das Fest dauerte bis in den Morgen und fand erst ein Ende, als um halb sieben Uhr ein verschlafener Wanja in seinem Nachthemdchen auf der Treppe erschien und wir daran, erinnert wurden, dass es höchste Zeit sei, mit dem Feiern aufzuhören.

Ähnliche Feste, wenn auch in kleinerem Massstab, haben wir in der Kleinriehenstrasse noch mehrmals veranstaltet. Sie hatten grossen Erfolg, doch blieben Gegeneinladungen leider aus. In den 34 Jahren in Basel sind wir, nach dem Fest bei Dr. Gerhard, nur ein einziges Mal zum Tanzen eingeladen worden. Ich spreche hier von Privatanlässen, nicht von den öffentlichen Tanzereien zur Fasnachtzeit, an denen wir natürlich teilgenommen haben.

Wir fühlten uns in der Kleinriehenstrasse viel besser als in unserer früheren Wohnung. Ein Einfamilienhaus bietet immerhin grosse Vorteile. Mit Freude bearbeiteten und bepflanzten wir den Garten und Wanja half uns so gut er konnte. Anfänglich war Heini Burckhardt, unser Nachbar, Wanjas Klassenlehrer im Rosentalschulhaus. Mit ihm und seiner Frau hatten wir gute nachbarliche Beziehungen.

Leider taugte Heini nicht viel als Pädagoge und wir waren froh, als ein Wechsel stattfand und Herr Zogg Wanjas Lehrer wurde. Er mochte den schwierigen Jungen und zwischen Lehrer und Schüler bildete sich ein direkt herzliches Verhältnis.

Später, im Basler Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium, verlor Wanja jede Lust am Lernen und auch sein Benehmen in der Schule liess sehr zu wünschen übrig. Es kam so weit, dass er zum Schulpsychologen zitiert wurde, da seine Lehrer glaubten, er könne das Schulpensum nicht Bewältigen und benötige Nachhilfestunden. Nach stundenlanger Prüfung kam der Psychologe zur Ansicht, Wanja sei besonders intelligent und durchaus in der Lage, das Schulprogramm ohne fremde Hilfe zu meistern.

Ein anderes Mal wurden Madja und ich zum Rektor bestellt, der sich sehr ausfällig über das Benehmen unseres Sohnes äusserte. Mich, einfachen Chemiker, hielt er anscheinend für einen der in Basel verschrienen "Chemie Barone" und benahm sich mir gegenüber direkt

feindselig. Er sagte, die Schule hatte es nicht nötig, dass der Sohn eines Chemikers den ganzen Unterricht störe. Es war keine angenehme Aussprache!

Später, als wir bereits in Arlesheim wohnten und Wanja in die vorletzte Gymnasialklasse ging, bekam er einen ausgezeichneten Klassenlehrer, Herrn Grunauer. Da hörten die Schulsorgen plötzlich auf. Wanja arbeitete fleissig, kam gut voran und zeigte sich ausgeglichen und zufrieden.

Die Mädchen gingen erst in den Kindergarten, später ebenfalls in das Rosental-Schulhaus. Marischa hatte eine ganz hervorragende Lehrerin - Fräulein Gutknecht. Unter ihrer Führung war Marischa sehr glücklich und ihre Leistungen ausgezeichnet. Sie und Silvia Stucki sind immer die Besten der Klasse gewesen, doch waren sie nicht Rivalinnen, sondern Freundinnen. Als Fräulein Gutknecht einmal an einer Lehrer-Konferenz teilnehmen musste, vertraute sie Marischa die Aufsicht über den Unterricht in ihrer eigenen Klasse und dazu noch in der von Karin an. Alles ist glatt verlaufen - die Mädchen beider Klassen haben sich Marischas Autorität gefügt, als wäre sie die Lehrerin.

Als sie später in der Töcherschule in die Hände unfähiger Pädagoginnen geriet, bekam sie Schwierigkeiten. Sie wollte es besonders gut machen und schmückte den weiss gebliebenen Rand ihres ersten Aufsatzes mit einer Zeichnung tanzender Teddybären, wie sie es in der Primarschule getan hatte. Sowohl Text wie Zeichnung waren hübsch und sauber. Doch statt des erwarteten Lobes bekam Marischa ihre Arbeit von der Lehrerin mit einem strengen Verweis zurück: sie solle daran denken, dass Schulmaterial Staatseigentum sei und nicht leichtsinnig besudelt werden dürfe. In ähnlicher Weise ging es weiter und die arme Marischa hatte alle Mühe, sich anzupassen.

Im Jahre unseres Umzuges in die Kleinriehenstrasse ist der Sommer, ausnahmsweise, nicht in Schackenhof verbracht worden. Statt dessen fuhren wir mit den Kindern und Lida Frankfurt in das Seebad Merlimont in der Normandie. Wir trafen es gut und haben das Baden im Meer sehr genossen.

Madja und ich waren innig verbunden, doch musste sie ausser mir stets jemanden um sich haben, der sie bewunderte und zu dem sie sich hingezogen fühlte. Soweit keine Gefährdung der Beziehungen zwischen uns beiden damit verbunden war, hatte ich mich damit abzufinden. Ich konnte nicht erwarten, dass die lebenslustige und für alles Interesse zeigende Madja ihre Zeit allein mit Haushaltsorgen, Kindern und dem Warten auf meine Rückkehr aus der Fabrik verbringen würde und war froh, wenn sie etwas Zerstreuung fand und nicht den ganzen Tag allein blieb. So ist immer jemand da gewesen, der eine Rolle in ihrem täglichen Dasein gespielt hat.

Zuerst war es Munk Fröhlich, der aus unserem Freundeskreis auserkoren wurde. Wenn ich nicht irre, ist er angehender Gerichtsschreiber gewesen mit noch nicht abgeschlossener Berufsausbildung. Er verfügte über viel freie Zeit und das ermöglichte ihm, Madja bei der

Einrichtung unserer Wohnung in mancher Beziehung behilflich zu sein. Munk war viel praktischer veranlagt als ich, verstand mit Handwerkzeug umzugehen, konnte auch gut kochen. Die Kinder hatten ihn sehr gerne und alle drei bewunderten ihn restlos. "Munk kann alles" war ihre einstimmige Beurteilung seiner Leistungen. Er half Madja bei ihrer Suche nach billigen Möbelstücken. Sie wurden dann instand gesetzt und bemalt, um den Eindruck eines einheitlichen "Ensemble" zu erwecken.

Während Madja den Sommer 1934 mit den Kindern in Schackenhof verbrachte, führte Munk mit grossen Eifer Malerarbeiten in unserer Wohnung durch. Er wollte ihr zu ihrer Rückkehr nach Basel eine Überraschung bereiten. Ich konnte ihm wenig bei seiner Arbeit helfen, da ich keine Zeit dazu hatte. Madja war gerührt und bat ihre Eltern, Munk nach Schackenhof für die nächsten Ferien einzuladen. Ich sollte eine Fahrkarte für ihn besorgen.

Ich kenne den Grund nicht, weshalb Munk der Einladung nicht gefolgt ist. Auch weiss ich nicht warum, kurz nach ihrer Rückkehr aus Schackenhof, die Munk-Aera plötzlich vorbei war. Ohne einen triftigen Grund für sein Ausbleiben anzugeben, erschien er nicht mehr bei uns. Madja vermutete das Vorhandensein einer Rivalin und war über das treulose Verhalten ihres Verehrers bitter enttäuscht. Dr. Lotz, Munks Schwager, trat nun als Tröster auf. Fast täglich erschien er "zum Schwarzen", so dass die sechsjährige aufgeweckte Karin die Frage stellte: Ist Dr. Lotz eigentlich arbeitslos, dass er immer Zeit hat, bei uns zu sein?" (von Madja in ihren Aufzeichnungen mit dem Vermerk "gescheites Kind" festgehalten).

Lotzens Trösten und Werben veranlasste Madja, ihm und seiner Frau vorzuschlagen, die Winterferien mit uns gemeinsam zu verbringen. Der Vorschlag wurde angenommen und im Januar 1935 fuhren wir zu viert nach Norderney. Damit nahm aber der Flirt mit Lotz ein jähes Ende! Alberts Charme verblasste in sportlicher Umgebung. Er erwies sich als linkisch, ungeschickt beim Ballspiel und, was noch viel gravierender war, als völlig ungeistig und unromantisch. Zu Madjas Empörung fing er seinen Tag mit dem Studieren des angeschlagenen Mittagessen-Menüs an. Das hat sie als widerlich, in unserem zweitklassigen Hotel noch dazu als dumm empfunden. Beim Essen verzichtete Lotz auf gute Manieren, um "sich frei von jedem Zwang zu fühlen und sich dadurch besser erholen zu können". Das konnte Madja schon gar nicht vertragen - Lotz hörte für sie auf zu existieren. Als Abschiedsgeschenk überreichte sie ihm ein kleines Amulett, das sie als "Grabmal einer Liebe" bezeichnete.

Ungeachtet der beschriebenen sentimental Enttäuschungen Madjas und der ewigen "Auf" und "Ab" in meiner beruflichen Arbeit, haben wir uns in der Kleinriehenstrasse sehr gut gefühlt. Madja hatte gelernt, alle Kleider für sich und die Kinder selbst anzufertigen und tat es mit Fleiss und grossem Geschick. Die Kleinen gediehen prächtig, waren gesund, munter und stets gut, ja direkt elegant angezogen. Das Haus war schön eingerichtet, der Garten mit viel Blumen, Gemüse und Beerensträuchern bepflanzt. Besonders stolz waren wir auf unseren Kirschbaumhochstamm, der zuerst eine einzige, im folgenden Jahr dann ein "ganzes

Pfund" Kirschen brachte. Wir sind zufrieden gewesen und haben auch allen Grund dazu gehabt.

Ganz anders war die Lage und Stimmung in Schackenhof. Dort war alles recht düster. Papa Wanja musste mit grossen finanziellen Sorgen fertig werden und wusste nicht, wie es weiter gehen sollte. Seine Gesundheit war angeschlagen und er war den auf ihm lastenden Aufgaben nicht gewachsen. Seine Mutter, die alte Frau Richard, war alt und unverträglich geworden. In Majdas Mama fand sie nicht die gewünschte Nachfolgerin, der sie den Garten und die Geflügelzucht hatte übergeben können.

Auch Lisa, Madjas Halbschwester, gab Grund zur Sorge. Sie kam ins Heiratsalter und wer sollte ihr Lebensgefährte werden? Sie war nicht wählerisch beim Aussuchen ihrer Kavaliere, nur sehr unbeständig. Erst hatte sie sich mit einem Geschäftsmann in Griechenland eingelassen, dann war sie zu uns nach Basel von ihm geflüchtet.

Als unsere Bemühungen, sie mit einem CIBA-Chemiker zusammen zu bringen keinen Erfolg zeigten, fuhr sie nach Westpreussen, um als Lehrtochter in einem Gärtnereibetrieb tätig zu sein. Prompt war sie mit einem deutschen SS-Mann verlobt! Die besonders strenge Anwendung des Arier-Paragraphen führten zur Annullierung der Verlobung - Lisa wurde als nicht arisch genug befunden, um die Frau eines SS-Mannes werden zu können.

Es dauerte nicht lange und sie verlobte sich mit einem polnischen Ulanen-Offizier, den sie dann auch heiratete. Man kann sich denken, welche Aufregungen Lisas sprunghaftes Verhalten in Schackenhof verursachte. Besonders in einer Zeit, in der die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen sich von Tag zu Tag verschlechterten.

Auch in Basel machten sich politische Spannungen bemerkbar. Deutsche waren wenig beliebt und man liess es sie auch fühlen. Es war nicht gut, dass wir kein schweizerdeutsch sprachen. Begegnete uns Wanja in Gegenwart seiner Schulkameraden in der Stadt, so flüsterte er uns sogleich zu: "sprecht russisch" , damit wir ja nicht für Deutsche gehalten wurden.

Dem Pass nach waren wir damals tatsächlich Deutsche und das beunruhigte Madja sehr. Sie bestand auf unserer baldmöglichsten Einbürgerung, denn sie befürchtete, Wanja könnte in Deutschland militärpflichtig werden. Mir schien es aber direkt unanständig, immer wieder die Nationalität wechseln zu wollen: im Verlaufe von wenigen Jahren sind wir Russen, dann Staatenlose, dann Deutsche gewesen und nun sollten wir Schweizer werden! Auch waren für die Einbürgerung 1'000 Franken, ein ganzer Monatslohn, zu bezahlen, während nach einem zehnjährigen Aufenthalt in der Schweiz Bürgerrechte kostenlos erhalten werden konnten. Ich wollte lieber warten. Doch Madja liess nicht locker und verstand es, mich umzustimmen. Ende 1935 sind wir Basler Bürger geworden. Es war ein gutes Gefühl, sich nicht mehr als Flüchtling oder Ausländer fühlen zu müssen.

Nur die unmittelbaren Folgen unserer Einbürgerung haben mich schmerzlich berührt. Kaum hatte ich meine 1'000 Franken bezahlt und meine Bürger-Urkunde erhalten, als ein Einberu-

fungs-Befehl ins Haus flatterte - an dem und dem Tag hatte ich "mit gewaschenen Füßen" in der Kaserne zur Rekrutierung zu erscheinen. Es war wirklich arg. Nach vier Jahren Krieg in Russland hatte ich Militärdienst wirklich satt. Der Gedanke, das viele Geld verwendet zu haben, nur um erneut Militärdienstpflichtig zu werden, raubte mir den nächtlichen Schlaf.

Doch war es nicht so schlimm, wie das Papier mit den "gewaschenen Füßen" es erwarten liess. Ich war nur hilfsdienstpflichtig, beantwortete die Frage, ob ich melken könne, negativ und wurde dem Luftschutz der CIBA zugeteilt. Zum Dienst habe ich nie antreten müssen.

Kurz nach unserer Einbürgerung erhielt Madja, völlig unerwartet, 10'000 Franken - ein Erbschaftsanteil von einer verstorbenen holländischen Tante. Plötzlich waren wir "reich" Wir hatten uns immer ein eigenes Haus gewünscht - nun wurde es uns möglich, an eine Verwirklichung dieses Wunsches zu denken.

Wir waren befreundet mit einem jungen Architekten, der erst vor kurzem sein Architekturstudium beendet hatte. Ernst Egeler hatte noch keine Aufträge und war dabei, für sich und seine Frau ein Eigenhaus in Grenzach zu erstellen. Wir sahen die Egeler recht oft, besprachen mit ihnen Hauspläne, besichtigten ihren Bau in Grenzach und gaben schliesslich Ernst den Auftrag, ein Eigenhaus für uns zu entwerfen.

Wir wollten auf dem Lande leben und sahen uns in Baselland nach einem geeigneten Bauplatz um. Von einem Bauer, der auch Briefträger und Bürgermeister von Arlesheim war, kauften wir ein 1.600 m² grosses Stück Wiesenland, zu 6 Franken pro Meter. Der Kauf wurde mündlich abgeschlossen. Unser zukünftiger Nachbar, Herr Boulenaz, den wir noch nicht kannten, war damit sehr unzufrieden.

Er wünschte sich kein Haus auf der Wiese vor seinem Besitz und versuchte den Bauer zu überreden, das Grundstück nicht uns, sondern ihm zu verkaufen. Statt der mit uns vereinbarten sechs Franken pro m², bot er ihm neun. Der Bauer bedauerte, das Angebot zurückweisen zu müssen, da die Wiese bereits verkauft sei. Boulenaz wies darauf hin, dass noch nichts offiziell eingetragen worden sei und eine nur mündliche Vereinbarung rückgängig gemacht werden könne. Darauf erhielt er vom Bauer die stolze Antwort: "Ich habe mein Wort gegeben und es ist mehr wert, als alles Geschriebene".

Mit dem Landkauf war die ganze Erbschaft bereits vertan, doch hofften wir mit Hilfe von Hypotheken bauen zu können. Das ist uns auch gelungen. Eine erste Hypothek erhielten wir von Jacob, eine zweite von Professor Haller, der sie uns von sich aus, ohne dass wir ihn darum bitten mussten, anbot. Zinsen waren damals sehr niedrig: 4 1/4 % für die erste, 5 % für die zweite Hypothek. Schuldenmachen war ein gutes Geschäft!

Egeler gab sich beim Ausarbeiten des Bauprojektes fürs unser Haus grosse Mühe und versuchte, alle unsere Wünsche zu erfüllen. Immer wieder zeichnete er neue Pläne, bis alle Probleme zufriedenstellend gelöst wurden. Zur besseren Anschaulichkeit fertigte er zuletzt ein Modell des Hauses aus Plastilin an. Dann kam die Kosten-Berechnung und es stellte sich her-

aus, dass das ausgearbeitete Projekt mehr Mittel erfordern würde, als wir aufbringen konnten. Wir mussten sparsamer vorgehen.

Egelers Projekt sah ein Haus vor, das aus einem Wohn- und einem Schlaf-Trakt, im rechten Winkel zueinander, bestehen sollte. Wir überlegten, ob wir uns nicht mit kleineren Schlafzimmern begnügen könnten.

Kurz entschlossen schnitt Ernst ein Stück des Schlaftraktes vom Plastilin-Modell mit einem Brotmesser ab. Das war die gesuchte Lösung! Mit einem verkürzten Schlaf-Trakt sah das Modell sogar besser aus als vorher.

Bei der Projektierung des Hauses sind wir nur in einem Punkt mit Ernst uneinig gewesen. Wir haben stets darauf bestanden, dass das Dienstmädchen-Zimmer nicht wesentlich anders als die übrigen Schlafräume gestaltet werden sollte. Merkwürdigerweise war Egeler da anderer Meinung. Er meinte, dass einem Dienstmädchen auch ein kleineres Zimmer genügen sollte. Ich schreibe "merkwürdigerweise", weil er Kommunist war, oder sich wenigstens für einen solchen hielt. Doch für die Interessen des Dienstpersonals hatte er weniger übrig als wir, ehemalige "kapitalistische Blutsauger".

Wir haben unsere Wünsche in diesem Punkt durchgesetzt und mussten es nicht bereuen, denn im Mädchenzimmer hat später meine Mutter gewohnt und sich darin sehr wohl gefühlt. Meine frohe, sehr verwöhnt gewesene Mama hat sogar behauptet, nie ein so gemütliches Zimmer gehabt zu haben.

Der Bau des Hauses erfolgte in einer für uns besonders günstigen Zeit. Als die Baupläne fertiggestellt und die Handwerkerofferten eingegangen waren, wurde der Schweizerfranken um 30 %abgewertet. Alles wurde sehr bald teurer, doch wir konnten uns an die abgeschlossenen Bauverträge halten und auch die Inneneinrichtung noch zu den alten Preisen kaufen.

Arlesheim 1937-1960

Im Frühling 1937 wurde das Haus fertig. Nun siedelten wir nach Arlesheim um. In dieser Zeit kam Edmond zu uns, angeblich um beim Umzug zu helfen. In Wirklichkeit war er nur eine zusätzliche Belastung, denn von einer Hilfe seinerseits war keine Rede.

Einfach war ein Junge mehr zu verköstigen und zu behüten. Dazu noch einer, der ständig von der französischen Luftwaffe sprach, so dass Madja ihm ein Päckchen Zigaretten versprach, wenn er es fertig bringen würde, einen ganzen Tag lang französische Flieger nicht zu erwähnen. Doch das konnte er nicht und es ist ihm kein einziges Mal gelungen, sich die versprochene Belohnung zu verdienen.

Edmond verstand es, uns mit lauter Ungeschicklichkeiten zu ärgern. Einmal richtete er unsere starke Photographenlampe auf das Esszimmer von Boulenaz und rief Madja jubelnd zu: "viens vite, on voit tout ce qu'ils font" - eine schöne Einführung bei Nachbarn! Ein anderes Mal kam er triumphierend nach Hause mit einem Hut voll Kirschen. Er hatte sie auf den angrenzenden Wiesen gepflückt, in naiver Unwissenheit, dass die Kirschen nicht der Allgemeinheit, sondern Bauern gehörten.

Damals hatte der arme Junge noch beide Beine und konnte aus dem Fenster des ersten Stockes in den Garten springen, eine Heldentat, auf die er sehr stolz war. Nach Frankreich zurückgekehrt wurde Edmond zum Militärdienst eingezogen und kam sehr bald an die Front. Die von ihm so verehrten französischen Flieger hat er dort nie gesehen, wohl aber deutsche, die ihn an beiden Beinen so schwer verwundeten, dass das eine bis zum Knie amputiert werden musste.

Wir legten bei unserem Haus am Bodenweg 16 einen schönen Garten an. Längs der Strasse liessen wir eine Spalierwand aus Holzbrettern erstellen. Die ganze Familie hat viel und gern im Garten gearbeitet.

Wanjas Kaninchenzucht hat in seiner Entwicklung eine bedeutsame Rolle gespielt. Bevor wir nach Arlesheim kamen, besass er keinerlei handwerkliches Geschick und wich jeder manuellen Arbeit aus. Für seine Kaninchen war er aber bereit, alles zu machen.

Er brachte auf seinem Leiterwagen Holzplatten aus dem Migros-Abfall in Basel nach Arlesheim. Eigenhändig, ohne fremde Hilfe, baute er daraus schöne, geräumige Kaninchenställe mit einer Geschicklichkeit, die wir ihm nie zugetraut hatten. Neben den gewöhnlichen Kaninchen, die er während der Kriegszeit als Fleischspender nutzte und die ihm schöne Felle lieferten, schaffte er sich Angorakaninchen an.

Er kämmte sie und kämmte, um ihre feine, kostbare Wolle zu gewinnen, in der vergeblichen Hoffnung, viel Geld damit zu verdienen. Zwar wurden neunzig Franken pro Kilo Angora-

wolle bezahlt, doch ist ein Kilogramm der luftigen Haare eine unwahrscheinlich grosse Menge und so viel ist in der ganzen Zeit nicht zusammen gekommen.

Für seine Kaninchen hatte Wanja im Garten eine grosse Menge Topinambours angepflanzt. Die Ernte war besser als erwartet und er beschloss, die überflüssigen Knollen zu verkaufen. In der Zeitung seines Kaninchenzüchtervereins erschien eine Annonce, in der er sich anbot, jedem, der ihm eine Bestellung und einen Postsack schicken würde, zehn Kilo Topinambours zu liefern.

Unerwarteter Weise hatte diese Annonce einen derartigen Erfolg, dass der Vorrat an Knollen bald zu Ende war. Nun musste Wanja leere Säcke zurückschicken, was ihm Spesen und unliebsame Briefe einbrachte.

Auch sonst hatte er das Bestreben, seine Kaninchenzucht kommerziell auszuwerten. Er anoncierte in seiner Zeitung den Verkauf eines mit 99 Punkten bewerteten Kaninchens. Madjas Einwand, er besässe gar kein so hoch bewertetes Tier, wurde zurückgewiesen. "Du verstehst eben nichts vom Geschäft", sagte er seiner Mutter, "natürlich habe ich keinen 99-iger. Die Annonce wird aber Interessenten anlocken. Wenn sie kommen, werde ich ihnen sagen, der 99-iger wäre leider bereits verkauft, ich könnte ihnen aber einen schönen 96-iger anbieten und einen solchen habe ich in der Tat. Dann werden sie eben diesen nehmen".

Neben den Kaninchen hat Wanja auch Enten gezüchtet. Er hatte einmal zwei reizende gelbe Eintags-Entlein in seiner Hosentasche nach Hause gebracht. Sie wurden sehr bewundert und der Beifall, den die Tierchen fanden, ermunterte Wanja, weitere zehn Stück zu kaufen. Er nahm sich vor, sie zu mästen. Solange sie klein waren ging alles gut. Wir hatten einen, in der CIBA ausrangierten, viereckigen Essenbehälter im Garten eingegraben und mit Wasser gefüllt. Darin sollten die Entlein schwimmen. Doch sie dachten nicht daran und zogen es vor, im Rasen um unsern "Teich" herum zuwatscheln.

Wanja fütterte sie zweimal am Tag mit allem, was er beschaffen konnte. Mit der Zeit wurden die niedlichen Entlein immer grösser, brauchten immer mehr Nahrung und verwandelten den Rasen um den Wasserbehälter in eine schmutzige Pfütze. Schubkarrenweise schleppte Wanja Brennesseln heran, um sie einigermaßen satt zu kriegen.

Als sie gross genug geworden waren, wollte er sie verkaufen und brachte zwei davon mit seinem Velo nach Basel. Zu seinem Schreck entflatterten sie in der Freiestrasse ihrem Korb. Er musste ihnen nachlaufen und hatte die grösste Mühe, sie wieder einzufangen. Eine Tierfreundin meinte, es sei nicht statthaft, "Gänse" (!) in einem derart engen Korb zu transportieren und wollte ihn wegen Tierquälerei anzeigen. Statt ihn nach Name und Adresse zu fragen, schrieb die dumme Frau zu Wanjas Jubel die Nummer auf, die sie an seinem Fahrrad ablesen konnte - eine Jahreszahl!

Leider blieben seine Verkaufsversuche erfolglos - niemand wollte ihm seine Enten abkaufen. Die Grenze zum Elsass stand seit kurzer Zeit wieder offen und seine mageren Entlein kon-

nten gegenüber der elsässischen Konkurrenz nicht aufkommen. Dadurch ging ihm jedes Interesse an seinen Enten und am Füttern derselben verloren. Sie wurden immer magerer und schmutziger, so dass Madja sich gezwungen sah, der Sache ein Ende zu bereiten. Sie wusch und schrubbte jedes einzelne Tier, bis die durch Schmutz verklebten Federn sich lösten und es wieder wie eine Ente aussah, und brachte sie alle unserem Arlesheimer Metzger. Um seiner guten Kundin einen Gefallen zu tun, kaufte er sie ihr für wenige Franken ab. Doch später sagte er, es sei das schlechteste Geschäft seines Lebens gewesen - so mager waren die Tiere.

Mit seinen fleischspendenden Kaninchen hatte Wanja mehr Erfolg. Zweimal wurden regelrechte Schlachttage veranstaltet, an welchen von ihm ausgewählte Tiere vom Ortspolizisten erschossen und danach, unter Wanjas eifriger persönlicher Beteiligung, enthäutet, zerstückelt und in Fleischkonserven verwandelt wurden. Sich an die Weisungen einer Haushaltlehrerin haltend, wurden an einem einzigen "Schlacht-Tag" aus vier Kaninchen sechs Gläser Fleischkonserven, 800 gr Fett und daneben noch Kaninchen-Ragout und -Fricassée gewonnen.

Madja war entsetzt - ihr taten die Kaninchen leid. Wanja dagegen arbeitete beim Verwandeln seiner innig geliebten Kaninchen in Fleischkonserven mit Begeisterung und ohne jede Spur von Sentimentalität. Überall hat er selbst Hand angelegt, alles verwertet. Die Kaninchenhäute wurden getrocknet, gegerbt und später für kostbare Geschenke gebraucht.

Nach den Kaninchen hat es noch Zwerghühner gegeben, die er selbst aufgezogen hatte und die winzige Eier legten. Die Idee einer Zwerghühner-Zucht hatte ihn so begeistert, dass, noch bevor er seine Küken erhalten hatte, er einen ganzen Sack Spezialfutter kommen liess. 48 Franken musste er dafür bezahlen. Erst später stellte er fest, dass es sich um ein Konzentrat handelte, von dem nur 10 g pro Tag gebraucht werden konnten. Auf uns alle war er wütend, weil wir uns nicht damit abgeben wollten, Regenwürmer auszugraben und zu trocknen, als Nahrungsvorrat für die erwarteten Zwerghühner. Dabei war unser angehender Zwerghühner-Züchter kein Kind mehr, sondern ein Jüngling, der seine Maturprüfung bereits hinter sich hatte.

Auch für Fische hatte Wanja grosses Interesse. Er besass ein kleines Aquarium mit Filter und Wasserzirkulation, das er gewissenhaft pflegte. Die Fische kaufte er sich aus seinem Taschengeld. Als er sich einmal ausrechnete, dass er für den Wert eines Zigarettenpäckli zwei Goldfische kaufen könne, beschloss er, nie mit dem Rauchen anzufangen. Diesem Beschluss ist er sein Leben lang treu geblieben.

Alle drei Kinder sind eine Zeitlang bei den Pfadfindern gewesen, am kürzesten Wanja. Der Betrieb gefiel ihm gar nicht. Auch Karin hat sich bei den Pfadis nicht wohl gefühlt. Nur Marischa hat echt mitgemacht und ist zum Rang einer Hilfsleiterin befördert worden.

Vom Skilaufen dagegen waren alle drei begeistert. Sie sind gern und viel gelaufen, meistens in allerlei Lagern, zum Teil auch mit uns zusammen, das aber nur zu Anfang ihrer Ski-Karrieren. Bald waren sie uns in ihrem Können weit überlegen, denn sie hatten in ihren zahllosen

Skilagern Gelegenheit, viel zu lernen. Sie widmeten sich dem Skisport mit Fleiss und Geschick, so dass alle drei, im Gegensatz zu uns Alten, wirklich gute Skiläufer wurden.

Am weitesten hatte es Wanja gebracht, der den goldenen Skitest bestand. Dazu hat ihm seine Tätigkeit als "Guide" der USA-Urlauber Touren verholfen. Er hatte die Möglichkeit, unentgeltlich Skibahnen und Skilifte zu benutzen und machte von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch.

Eine Zeitlang hat er im Basler Ruderclub mitgemacht, doch blieb er nicht dabei. Später ruderte er gerne allein oder zu zweit in seinem kleinen Boot, mit dem er bedeutende Strecken bewältigt hat.

Radfahren wurde bei allen nicht als Sport, sondern lediglich als bequemes Fortbewegungsmittel angesehen und als solches auch ausgiebig betrieben. Wanja hat mehrmals grosse Touren mit dem Velo gemacht. Er ist von Basel nach Gaienhofen und mehrmals ins Tessin geradelt. In Porto Ronco waren wir alle auf das Velofahren angewiesen, bevor die allgemeine Motorisierung dem schönen Radfahren ein Ende machte.

Schwimmen war eine Selbstverständlichkeit, wurde aber ebenfalls nicht sportlich betrieben, ausgenommen einiger Bravour-Taten, wie das Schwimmen zu den Inseln im Lago Maggiore oder Madjas kilometerweites Schwimmen den Rhein hinunter in Begleitung von Munk.

Abgesehen vom Skilaufen war Wanja bestimmt kein Sportler. Dafür tanzte er gern, aber nicht in der gewöhnlichen Art, wie alle Jungens. Nein, er war ein wahrer Tanz-Künstler, dachte sich alle möglichen Tänze und Tanzkostüme aus, veranstaltete in unserem Arlesheimer Garten richtige Tanzvorführungen mit raffinierter elektrischer Beleuchtung. Besonders beliebt war die Vorführung des "Boden-Suris", die er in einer grossen, schwarzen Pelerine gekleidet tanzte. Die Vorführungen hatten grossen Publikumserfolg.

Das war aber für ihn nicht das Wichtigste - er tanzte gern auch für sich allein. Einmal wurde meine Mutter, die damals bei uns wohnte, um zwei Uhr nachts durch ungewöhnliche Geräusche geweckt. Sie stand auf, um nachzusehen, was los sei. Zu ihrem Staunen sah sie Wanja in unserem grossen Zimmer, unter Begleitung leiser Grammophon-Musik, ganz allein tanzen. Er war nur mit einem kurzen Höschen bekleidet und hatte sich lange rote Haare in die Achselhöhlen eingeklebt.

Er war seinem Tun ganz hingegeben. Damals war er etwa 15 Jahre alt. Später hat er uns mehrmals seinen "Boden-Suri", oder seine zweite Glanznummer, den "Gespaltenen Mann" vorgetanzt.

Auch an Tanzereien und öffentlichen Tanzvergnügen hat er gern und mit grossem Erfolg teilgenommen. Wenn er Marischa als Partnerin hatte, führte er besondere Tanzstückchen vor, indem er sie zum Beispiel auf ihren Absätzen gleitend, zwischen seinen Beinen durchschwingen liess. Sie tanzten gerne und gut miteinander.

Als er einmal mit seiner Mutter im Casino tanzte, lenkte er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und seine Partnerin. Durch den sichtbaren Erfolg angeregt, führte er einen besonderen "Tanz-Schritt" vor - zu Madjas nicht geringem Entsetzen hob er sie plötzlich in die Luft, drehte sie um und stellte sie auf den Kopf, dann wieder auf die Beine und tanzte weiter - in der Tat eine Glanznummer.

Während seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hat Wanja sich eine Zeitlang, zum Geldverdienen, als Eintänzer betätigt. Nach eigenen Angaben war er kein guter Eintänzer.

Nachdem er in Zürich sein eigenes Werbebüro gegründet hatte, war es mit dem Tanzen plötzlich vorbei. Auf unsere Bitten, uns noch einmal etwas von seiner Kunst vorzuführen, antwortete er sehr bestimmt und abweisend: "Ich bin jetzt aus dem Tanz-Alter heraus, habe ein eigenes Büro und kann mich nicht mehr mit solchen Dingen abgeben". Schade!

Die Geschwister kamen zeitweise sehr gut miteinander aus. Besonders wenn die beiden Schwestern "wie eine Mauer" zu einander standen und unzertrennlich waren. Leider kamen solche günstige Perioden nicht allzu oft vor. Meistens verbündete sich Wanja mit einer seiner Schwestern und dann hatte es die andere nicht leicht. Als Partnerin bevorzugte er entschieden Marischa.

Karin sonderte sich dann ab, was auch ihrer Eigenart entsprach. Sie besass die Fähigkeit, sich auf das, was sie gerade erfüllte, völlig zu konzentrieren. Mit unglaublicher Energie und Konsequenz verfolgte sie das sich gesetzte Ziel und alles Andere war ihr gleichgültig.

So schrieb sie z.B., als sie im Backfischalter war, ein langes Märchen, dessen Held, Mulingo, alle möglichen Abenteuer erlebte. Die Geschichte war von ihr ausgedacht, in Gedichtform geschrieben und farbig illustriert worden. Für die Reinschrift schien ihr ihre Handschrift nicht schön genug zu sein und sie erlernte selbst, ohne fremde Hilfe, das Maschinenschreiben.

Das ganze Märchen hat sie dann doch nicht mit der Maschine, sondern mit grossen gezeichneten Buchstaben abgeschrieben. Die ganze "Mulingo-Zeit" hindurch zeigte sie keinerlei Interesse für alles, was um sie herum geschah. Die Eigenschaft, sich völlig auf eine Sache zu konzentrieren und ganz darin aufzugehen ist ihr auch im späteren Leben eigen geblieben.

Karin hat immer gerne gezeichnet, aber ihre besondere Begabung waren Scherenschnitte. Ohne jedes Vorzeichnen schnitt sie denkbar kleine, aber sehr lebendig aussehende Tierchen aus schwarzem Papier aus und klebte sie auf. Aus dem gleichen Papier konnte sie auch eine riesige Hexe ausschneiden, mit krummer Nase und auf einem Besenstiel sitzend - auch das, ohne sie zuerst gezeichnet zu haben. Es war ein Vergnügen zuzusehen, wie sie mit der Schere in einem vor ihr liegenden Papier, sozusagen in der Luft, herumschnitt und dann plötzlich eine Figur oder eine Reihe von Figuren entfaltet wurden.

Marischa war viel "sozialer" als Karin und interessierte sich für ihre Mitschülerinnen, bei denen sie gern eine führende Rolle spielte. Das Lernen in der Schule hat ihr nie Schwierigkeiten

gemacht, sie war fleissig und ordentlich. Ihr Sinn für Ordnung nahm manchmal beängstigende Formen an. Wenn sie beschloss, "Ordnung" in ihrem Schrank zu machen, wurde buchstäblich alles ausgeräumt und auf dem Boden des Zimmers ausgebreitet. Dann musste alles, pedantisch schon geordnet, wieder im Schrank versorgt werden. Für dieses letzte Stadium reichte die Zeit meistens nicht mehr und Madja musste ihr helfen, die Sachen im Schrank wieder einzuordnen.

Marischa schrieb kein "Mulingo"-Märchen. Dafür hat sie schon in der Kleinriehenstrasse gern und viel gelesen. Besonders gut gefielen ihr die Märchen der Basler Schriftstellerin Lisa Wenger. Ohne unser Zutun und Wissen schrieb sie ihr, sie möchte sie persönlich kennen lernen.

Als Antwort kam eine freundliche Einladung zum Tee-Besuch, der sie auch völlig selbständig Folge leistete. Sie wurde reizend von der betagten Dame empfangen und mit Tee und Kuchen bewirtet. Dadurch ermutigt, schlug die kleine achtjährige Marischa der alten Schriftstellerin vor, "etwas zusammen zu schreiben".

Viele Jahre später, als sie wirklich anfang, selbst zu schreiben, hat Marischa in der Sonntagsbeilage der "Basler Nachrichten" sehr hübsch diesen "Besuch bei Lisa Wenger" beschrieben.

Ihre ersten "Kurzgeschichten" sind veröffentlicht worden, als sie noch die Basler Töchter-Schule besuchte. Ohne ein Wort von ihrem Vorhaben zuhause gesagt zu haben, war sie einfach zum Chefredaktor der "Basler Nachrichten" gegangen und hat ihm drei derselben überreicht. Zu ihrer grossen Freude und dem Stolz der ganzen Familie sind kurz darauf alle drei - "Spinnweben auf dem Weg zum Briefkasten", "Unerlaubt " und "Katzensieg" in der Zeitung erschienen.

Während des Krieges waren Obst und Gemüse in der Schweiz nicht rationiert, doch schwer und nur zu hohen Preisen erhältlich. Es hat sich reichlich gelohnt, möglichst viel selber anzubauen. Nebst Obst und viel Beeren haben wir im Arlesheimer Garten Bohnen, Karotten, Krautstiele, Gurken, Tomaten, Salat, Kartoffeln und anderes Gemüse gezogen. Vieles wurde frisch gegessen, vieles eingemacht oder per Post in das Tessiner Häuschen geschickt. Ein Gartenpaket aus Arlesheim wurde dort stets mit Freude in Empfang genommen.

Wenig Glück hatten wir mit unserem Versuch zur Ölgewinnung Raps anzubauen. Er ist gut gewachsen, doch zur Erntezeit, als der Raps bereits geschnitten auf dem Rasen lag, kam ein Gewitter und wir mussten ihn in aller Eile vor dem kommenden Regen schützen. Wir versorgten unsere, durch erste Regentropfen bereits feucht gewordene Ernte im Keller. Statt trocken zu werden, verwandelte sich das Kraut in kurzer Zeit in einen scheusslichen, von Blattläusen wimmelnden Schimmelhaufen. Wir versuchten zu retten, was zu retten war und lieferten eine kleine Menge unansehnlicher Rapssamen an die Sammelstelle ab. Wir waren erstaunt und froh, 2 1/2 kg Öl dafür zu erhalten.

Viel Freude hatten wir dagegen an unserem Obst. Saftige Schattenmorellen am Hause, herrliche Spalierbirnen an der Holzwand im Garten. Dazu verschiedene Hochstämme, die zu tragen anfangen. Die Spaliere wurden von einem alten, äusserst sympathischen Gärtner, Herrn Schonert, gepflegt und geschnitten. Unangemeldet erschien er von Zeit zu Zeit im Garten, begutachtete alles mit Liebe und Sorgfalt, schnitt an den Bäumen herum und gab uns gute Ratschläge. Blumen hatten wir immer, schöne und in Mengen.

Ausser Früchten und Gemüse war Essbares während des Krieges nur gegen Marken erhältlich. Sorgen hatten wir nicht, nur mussten wir sehr sparsam sein, um mit unseren knapp bemessenen Mitteln auszukommen. Jede Ausgabe wurde genau, wie wir es von jung auf gelernt haben, aufgeschrieben. Immer wieder wurden die Ausgaben zusammengezählt und geprüft, ob nicht noch irgendwo gespart werden konnte - eine sehr lästige Beschäftigung, die wir erst aufgegeben haben, als die Kinder nicht mehr zu Hause waren.

Als wir in Arlesheim wohnten, begab ich mich täglich zur Arbeit nach Basel mit dem Dornacher Tram. Vom Aeschenplatz ab fuhr ich in die CIBA per Velo. Mein Fahrrad hielt ich im Hofe des Restaurants Holbeinstube versteckt. So konnte ich die Kosten der Stadtstrassenbahn sparen. Es war damals alles noch ganz anders, als bei der heutigen Überflussgesellschaft; die meisten Menschen mussten stets an ihre Ausgaben denken.

Marischa hat unter diesem Sparzwang gelitten, denn ihr war es peinlich, als einzige ihrer Tochterschul-Klasse keine Seidenstrümpfe zu tragen. Der Kauf eines Buches, nur um es einmal zu lesen, kam für uns gar nicht in Frage - wir lasen nur, was wir uns ausleihen konnten. Dennoch wurden wir, aus mir unerklärlichen Gründen, stets für wohlhabend, wenn nicht für reich gehalten.

Bis die Kinder gross wurden, hat zu unserem Haushalt stets noch eine Haushilfe gehört. Nach Kanada hatten wir Hilda, ein deutsches Mädchen, mitgenommen, in Basel kam Franziska zu uns, ihr folgte Gertrud, dann die so gemütliche Maria.

Nach einigen kurzfristigen Interims-Lösungen haben wir schliesslich unsere Margarete aus dem "Polnischen Korridor" zu uns kommen lassen. Sie blieb bei uns weit über zehn Jahre, bis zu ihrer Verheiratung mit Herrn Lindauer, unserem Arlesheimer Nachbar.

Margarete war ein sehr primitives Wesen. Sie hatte nie eine Schule besucht, konnte zwar lesen und schreiben, war aber sonst völlig ahnungslos. Sie konnte es nicht verstehen, dass ihre katholischen Freundinnen sich in deutscher Sprache unterhielten, statt polnisch zu sprechen. "Sprecht doch richtig", hatte sie ihnen gesagt, "auf mich braucht ihr keine Rücksicht zu nehmen".

Unsere so ertragreichen Erdbeeren - 135 kg in einem Sommer - stammten von Setzlingen, die wir aus Schackenhof mitgebracht hatten. Da sie polnischer Herkunft waren, wurden sie von Margarethe "die katholischen Erdbeeren" genannt. Ich könnte noch viel über Margarete

erzählen, doch will ich es nicht tun, denn Marischa hat es in einem reizenden, mit "Regina" betitelten Artikel in meisterhafter und witziger Weise getan.

Bei unserem Einleben in Arlesheim ist nicht alles nach Wunsch gegangen. Die Belastung durch den Umzug und die Einrichtung von Haus und Garten, verbunden mit mancherlei Schwierigkeiten und Sorgen, hat Madja nicht verkraften können. Sie wurde ernsthaft krank und musste sich 6 Wochen in Schackenhof pflegen lassen, um sich zu erholen. Während dieser Zeit kam meine Mama zu uns und übernahm unseren Haushalt. Sie hat mit Hingabe für uns alle gekocht, ging einkaufen und hatte keine Probleme mit den Kindern, die sie sehr liebte. Nur hatte sie eine direkt krankhafte Angst vor Verantwortung und vermisste Madja sehr. Sonst aber war sie glücklich, bei uns zu sein, sich nützlich zu erweisen und an unserem Leben teilnehmen zu können. Als Madja zurück kam, war Mama sehr stolz, alle Schwierigkeiten überstanden zu haben. Es freute sie besonders, dass ihr in der kurzen Zeit der Basler Dialekt vertraut geworden ist. Unseren Schuster, Herrn Leuthart, hatte sie verstanden, als sie reparierte Schuhe bei ihm abholte. "Wo ich mich so angestrengt habe, mein bestes hochdeutsch mit Ihrer Frau Schwiegermutter zu reden", sagte dieser betroffen, als die misstrauische Madja Mamas Dialektunterhaltung mit ihm erwähnte.

Nach ihrer Erholung in Schackenhof kam Madja nach Arlesheim zurück und übernahm ihre häuslichen Pflichten. Ihre Gesundheit war immer noch nicht die beste und es wurde eine Zeit mit viel Aufregungen und Sorgen.

Im Januar 1938 musste Karin in ein Krankenhaus nach Hirschberg. Im März wurden Marischa die Mandeln herausoperiert. Dann kam Karins Aufnahmeexamen in die Töchterschule, das sie mit Erfolg bestand.

Im Sommer hatte Madja eine Bronchitis nach der anderen und im Herbst erkrankte sie ernsthaft. Es wurde ein Leberleiden bei ihr festgestellt und Dr. Jenny schickte sie zur Kur nach Montecatino. Während ihrer Abwesenheit musste Marischa einer akuten Appendizit-Operation unterworfen werden, die zum Glück gut verlaufen ist.

Ein Jahr nach unserer Übersiedlung nach Arlesheim machten wir eine wichtige Verbesserung an unserem Hause. Dasselbe war nicht richtig unterkellert. Zwischen Erdgeschoss-Fussboden und der darunter liegenden Erde war nur ein etwa meterhoher Leer-Raum vorhanden, den wir "Kriech-Keller" nannten. Um ihn zugänglich zu machen, liessen wir in seiner Mitte, der ganzen Länge nach, einen eineinhalb Meter tiefen Graben ausheben. Nun hatten wir einen begehbaren Keller, in dem man aufrecht stehen konnte. Der Abstellraum auf beiden Seiten des Grabens hatten wir bei unserer "Landwirtschaft" bitter nötig.

Ich hatte wenig Zeit und Energie für etwas anderes als für meine intensive Arbeit im Fabrik-Laboratorium mit den ständigen Zweifeln am Erfolg meiner Versuche. Madja dagegen, obwohl durch Haushalt, Kinder und Kleidernähen stark in Anspruch genommen, versuchte durch Flirts die Eintönigkeit des täglichen Daseins zu überbrücken. Ihren geistigen

Ansprüchen genügte es indessen nicht. Sie fühlte ein Bedürfnis, das Leben sinnvoller zu gestalten, ihm einen Inhalt zu geben.

Tante Ida Rüdhardt hatte sich ganz der Anthroposophie verschrieben und spielte in dem benachbarten Dornach eine wichtige Rolle. Sie besuchte uns, machte Madja mit den Grundlagen der Lehre bekannt, versah sie mit den einschlägigen Büchern und hatte innige Aussprachen mit ihr.

Madja war sichtlich beeindruckt, fand vieles richtig und ihrer eigenen Auffassung entsprechend. Wir hörten uns einen Vortrag von Steiner selbst an (waren enttäuscht), setzten uns mit der Materie auseinander und belegten eine Vorlesungsreihe.

Leider reagierten wir nicht in gleicher Weise auf das uns Vorgetragene. Nach jeder Vorlesung kam es zu recht heftigen Diskussionen, so dass wir keine Freude mehr hatten, sie weiter zu besuchen. Schon die Bezeichnung "Geisteswissenschaft" stiess bei mir auf Ablehnung. Warum "Wissenschaft" nennen, was eindeutig ein "Glaube" ist?

Ich war durchaus bereit, manche Ideen und Bestrebungen Steiners, z.B. auf dem Gebiete der Erziehung, anzuerkennen. Wir haben sogar eine Zeitlang ernsthaft erwogen, Wanja in eine anthroposophische Schule gehen zu lassen. Doch konnte ich nicht alles und auf allen Gebieten kritiklos hinnehmen, nur weil es von Steiner stammte und deshalb geglaubt werden musste. Meine naturwissenschaftliche Ausbildung und Denkweise standen dem im Wege.

Freunde gaben mir auf naturwissenschaftlichen Gebieten von Anthroposophen durchgeführte Arbeiten zu lesen, erreichten aber damit genau das Gegenteil von dem, was sie anstrebten. Der Bericht über unendliche, mit viel Fleiss aber ohne jeden Verstand durchgeführten biologische Versuche der Koliska, einer anthroposophischen Forscherin, enthielt so viel Unsinn, dass ich ein für alle Male davon abgehalten wurde, mich weiter mit dem "wissenschaftlichen" Aspekt der Lehre zu beschäftigen. Auch Madja war nicht völlig überzeugt und aus ihr ist, zur grossen Enttäuschung von Tante Ida, keine Anthroposophin geworden.

Bald unterlagen wir ganz anderen Einflüssen - die Oxford-Gruppe trat in unser Leben. Es handelte sich um eine christliche Erneuerungsbewegung, ein Zurück zum Geist und den Geboten des Christentums in seiner ursprünglichen Form. Alles, was in den Jahrhunderten seit Christi Geburt den Glauben überwuchert hatte, war unwesentlich und sollte abgelehnt werden. Wichtig wäre nur: Glaube und absolute Ehrlichkeit sich selber und den anderen gegenüber. Sünde sei alles, was die Menschen voreinander oder von Gott trennt.

Zur Selbstbesinnung musste eine "stille Zeit" eingehalten werden, in der auf die innere Stimme des Gewissens gehört werden sollte. Danach musste man sein ganzes Verhalten richten. Gruppenzusammenkünfte mit offenen Aussprachen und einer Art öffentlicher Beichte wurden durchgeführte. Alles sollte im Zeichen absoluter Ehrlichkeit vor sich gehen.

Ursprünglich war die Bewegung in Oxford entstanden - daher ihr Name. Grössere "Teams" , meist junge Oxford-Studenten, kamen aus England, organisierten Gruppenveranstaltungen und hatten riesigen Zulauf. Anthroposophen lehnten das Ganze als viel zu primitiv ab, kirchliche Kreise wollten ebenfalls nichts davon wissen.

Doch hatte die Oxford-Bewegung grosse Erfolge zu verzeichnen und verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Auch uns beide hat sie für eine gewisse Zeit in ihren Bann gezogen.

Von Ende 1935 bis Anfang 1937 haben wir versucht, uns an die Grundsätze der Bewegung zu halten und unser Leben danach auszurichten. Eine "stille Zeit" am Morgen bestimmte unser Verhalten am Tage. Wir lasen "Oxford"-Broschüren, kamen in Kontakt mit vielen Sympathisanten der Bewegung, hatten Aussprachen mit ihnen und nahmen an den grösseren Veranstaltungen des "Oxford-Teams" in Basel, Rheinfelden und Luzern teil. Mir hat die "stille Zeit" und das Verhalten im Sinne der Oxford-Gruppe in mancher Beziehung geholfen, doch hatte ich Schwierigkeiten, mich mit der Bewegung völlig zu identifizieren, denn alles basierte auf einem Glauben, den ich nicht besass.

Da wohl viele wissenschaftlich ausgebildete und Kritik gewohnte Menschen vor ähnlichen Problemen standen, organisierte das "Oxford-Team" speziell für Akademiker eine grosse Gruppenszusammenkunft in Luzern. Ich erfuhr dort, dass der erste Schritt zum Glauben ein Willensakt sei. Man müsse einfach glauben wollen und, um glauben zu können, sich der Kritik enthalten.

Das konnte ich nicht akzeptieren. Auch Madja hatte Schwierigkeiten. Die Aufdringlichkeit und das dumme Verhalten fanatischer Oxforders hatten sie peinlich berührt und sie hatte wenig Lust, weiter mitzumachen.

Ich fühlte mich in meinen ziemlich aussichtslosen Versuchen, meine Glaubens-Schwierigkeiten zu überwinden, allein gelassen - Madja wollte oder konnte mir nicht dabei helfen. Dadurch entstanden gewisse Spannungen zwischen uns, die mich mit Sorge erfüllten. Volle Übereinstimmung mit Madja war mir wichtiger als alles Andere und durfte nicht in Frage gestellt werden. Wenn Madja nicht mehr bereit war, der Oxfordgruppe zu folgen, so war es auch für mich kein gangbarer Weg. So gab ich ihr, ihrem Beispiele folgend, ebenfalls auf. Es ist mir nicht schmerzlich gefallen, denn ich sah für mich kaum eine Möglichkeit, zum Glauben zu kommen.

Während der kurzen Zeit meiner deutschen Staatsangehörigkeit habe ich einmal Gelegenheit gehabt, meine Stimme gegen Hitler abzugeben. Ein missmutiger deutscher Konsularbeamter sagte mir: "Sie gehören wohl zu denen, die ..." und hatte damit durchaus recht - meiner Gesinnung nach war ich bestimmt kein Nazifreund!

Zum Glück war der Spuk für mich bald vorbei - wir wurden Schweizer. Als solcher konnte ich mir ein Andersdenken leisten. Doch wenn wir mit unseren Kindern im Schwarzwald zum Skilaufen weilten, schien uns Zurückhaltung geboten. Wir schärfen ihnen ein, in Deutsch-

land nichts Nachteiliges über den Führer zu sagen. Die Deutschen hätten ihren Hitler gern und man solle sie nicht beleidigen.

Das hatte zur Folge, dass, als wir in einer Beiz im Schwarzwald sassen, Karin plötzlich, mit dem Finger auf ein riesengrosses Porträt des Führers weisend, laut und vernehmlich sagte: "Mama, der da, von dem man nicht reden darf, der guckt mich immer an". Grosse Verlegenheit bei uns und allgemeine Heiterkeit im Saale.

Im Kinderheim Hirschberg wurde Karin als Ausländerin vor die Frage gestellt, ob sie mit andern Kindern Hitlers Rede anhören wolle, oder lieber rodeln mochte? Sie zog es vor, zu rodeln und das Brüllen des Führers blieb ihr erspart.

In der unruhigen Zeit war es ein grosses Glück, abgesichert von dem uns umgebenden Irrsinn in der Schweiz leben zu dürfen. Ich war froh, Madjas Drängen zufolge das Schweizer Bürgerrecht erworben zu haben. In politischer Hinsicht waren wir Schweizer. Demgegenüber hatten sich unsere Lieben in Schackenhof zu echten "Volksdeutschen" entwickelt, die ihre Hoffnungen auf den Führer setzten.

Papa Wanja, Madjas Stiefvater, hatte im polnischen Teil des Gutes mit unüberwindlichen, finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen und meinte, dass es nur den Nazis gelingen konnte, den widersinnigen "Polnischen Korridor " zu beseitigen und normale Zustände herbeizuführen. In seiner Verblendung war er, bis auf die Judenfrage, die er für "nicht ernst gemeint" hielt, mit Hitlers Vorgehen weitgehend einverstanden und erwartete von mir eine ähnliche Einstellung.

Um Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen, vermied ich nach Möglichkeit, mich in politische Gespräche mit ihm einzulassen. Jura, Madjas Bruder, wollte ich die Augen über das tatsächliche Geschehen öffnen, hatte aber damit keinen Erfolg. Politische Gespräche waren nicht sein Gebiet. Das Einzige, was ich von ihm zu hören bekam, war: "sprich doch darüber mit Papa".

Man hielt uns in Schackenhof fürs "jüdisch kapitalistisch angehaucht" und wir mussten mit unseren Äusserungen vorsichtig sein. Es konnte leicht zu unliebsamen Zusammenstössen kommen und wir wollten die Beziehungen zu unseren liebsten Verwandten nicht unsinnigerweise aufs Spiel setzen.

Im Jahre 1939 sind wir aus diesem Grunde nicht, wie üblich, in den Sommerferien zu den Eltern gefahren; Madja begab sich mit den Mädchen nach Gaienhofen, wohin auch Wanja per Velo kam. Schackenhof haben wir nicht mehr wiedergesehen, auch nicht, als Lisas Hochzeit mit Stach, ihrem ersten Mann, dort gefeiert wurde.

Bei Madjas letztem Zusammensein mit ihrer Familie hat Papa Wanja ihr das Versprechen abgenommen, zu ihm zu kommen, falls er sterben müsse. Er wünschte sich, ihre Hand in der seinen im Augenblick des Todes zu fühlen. Sie hat ihr Versprechen nicht einhalten können.

Die Nachricht von seinem nahenden Ableben haben wir unmittelbar vor dem Anfang der Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Polen erhalten, als die Verbindungen zwischen beiden Ländern noch nicht unterbrochen waren. Doch wäre damals eine Fahrt nach Westpreussen direkt Wahnsinn gewesen und ich habe mich geweigert, Madja reisen zu lassen. Dass sie ihr Versprechen nicht einhalten konnte, hat sie furchtbar gequält.

Auch Lisa war beim Tode von Papa Wanja nicht in Schackenhof, sondern bei der Familie ihres Mannes in Lemberg. Wie man später erfahren hat, ist dieser gleich bei den ersten Kämpfen der polnischen Ulanen gegen die vorrückenden deutschen Panzer gefallen.

Die arme Lisa wollte lange nicht daran glauben und gab die Hoffnung nicht auf, ihn wiederzusehen. Sie blieb mit ihrem eben geborenen Baby bei der Familie ihrer Schwiegereltern in Lemberg und weigerte sich, nach Schackenhof zurückzukehren. Da Lisa "Volksdeutsche" war, wäre eine Rückkehr nach Schackenhof möglich und, angesichts der heranrückenden Russen, auch ratsam gewesen.

Uns war ihr Verhalten verständlich, ihren Familienangehörigen in Schackenhof jedoch nicht. Sie taten alles, um sie zur Rückkehr zu bewegen, jedoch ohne Erfolg. Als die Russen nach Lemberg kamen, haben sie den gesamten Teil der Bevölkerung, der nicht zum Proletariat gehörte, insgesamt 75'000 Menschen, in entlegene Gebiete ihres Reiches, nach Kasachstan, abtransportiert. Augenzeugen behaupteten, Lisa sei auf einem Militär-Lastwagen ohne ihr Kind gesehen worden. Es stellte sich später heraus, dass sie das Baby der Kälte wegen unter ihrem Mantel versteckt hielt.

Die längste Zeit hat man über ihr weiteres Schicksal nichts erfahren können. Endlich gelang es, sie durch das Rote Kreuz zu finden. Dank der Vermittlung meines Vetters, Hans Ruperti, der in der deutschen Botschaft in Moskau tätig war, gelang es, eine sporadische Verbindung mit ihr herzustellen. Ihre Mutter konnte nach Kasachstan einige Päckchen mit geeigneten Tauschobjekten schicken, die ihr geholfen haben, zu überleben.

In den nun folgenden Kriegsjahren kamen immer wieder Schreckensnachrichten über das Schicksal unserer Angehörigen im Ausland, während wir, in der neutralen Schweiz, mit unseren kleinen Freuden und Sorgen ruhig weiterleben durften. Das Gefühl, als beobachte man unbeteiligt und ungeschoren das grässliche Weltescghehen, war nicht immer leicht zu ertragen. Madja litt sehr darunter, was in ihren Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit immer wieder zum Ausdruck kommt. Man lebte sozusagen in zwei grundverschiedenen Welten.

Bei uns machte sich der Krieg nur durch vorsorgliche Massnahmen bemerkbar, wie Mobilmachung, Tanksperrern, Verdunkelung, Rationierung, Errichtung van Ortswehren, Verteilung individueller Metallkennzeichen für den Fall einer notwendig werdenden Evakuierung. Man wusste nicht, was kommen könnte und ob wir nicht plötzlich, Hals über Kopf, unseren

Wohnsitz verlassen müssten, um in die Innerschweiz zu flüchten. Für alle Fälle hatten wir unser noch aus Russland stammendes Silberbesteck in einem Tonkrug im Garten vergraben.

Madja schrieb in ihrem Notizheft vom Jahre 1945: "Der ewige Kriegslärm kommt immer näher und näher. Kämpfe von Partisanen und Deutschen um den See herum im Tessin und hier eine wilde Schiesserei. Eine für uns ungemütliche Lage. Man fürchtet einen Durchbruch bei der Burgunderpforte. Eine solche Schiesserei, dass das Haus zittert. Der Durchbruch ging glücklich der Grenze entlang vorbei. Den ganzen Spätherbst lebten wir unter dem Eindruck des Kriegsgeschehens - von Basel aus konnte man Kriegshandlungen beobachten. Der Krieg wickelt sich wie auf einer Theaterbühne ab, während bei uns das Leben seinen ruhigen, normalen Lauf nimmt. In der Stadt Weihnachts-Vorbereitungen, Überfüllte Läden und grosse Hast. Nur unendlich viele Flüchtlinge in der Mustermesse.

Mama ist nach Schackenhof zurückgekehrt und hat alle ihre Habseligkeiten eingepackt, geordnet und sich von allem verabschiedet. In der Panik der Abreise hat sie alle Tausende meiner Briefe und Notizen samt der Zeichnungen der Kinder verbrannt. Alles, was ich bei ihr für die Kinder aufbewahrt hatte. Eine Dokumentation und Tagebuch unseres ganzen Lebens! Meines eigenen, angefangen mit Haubinda (15-jährig) - alles, alles - Gaienhofen, Dresden, meine Heirat, Kanada, die Ankunft in der Schweiz und unser langes Leben hier. Es macht mich sehr traurig.

Auf dem CIBA-Areal in Basel wurden Maschinengewehre aufgestellt. Täglich wurden für die Nacht wichtige Akten nach Arlesheim gebracht, etwas weiter von der Grenze. Die Preise stiegen, vieles war nicht mehr oder nur schwer erhältlich. Um Kohle zu sparen, wurde an Samstagen in der Fabrik nicht gearbeitet, im Privathaushalt nur wenig geheizt. Von Zeit zu Zeit konnten kleine Gefechtsszenen in unmittelbarer Nähe der Grenze beobachtet werden, einmal sind Fliegerbomben auf Schweizer Territorium gefallen.

Nur die durch Zeitungen und Radio verbreiteten Nachrichten über das grässliche Weltgeschehen liessen uns daran teilnehmen. Wenn gerade keine Briefe mit Hiobsbotschaften eingetroffen waren, ging unser Leben ungestört weiter, mit seinen Freuden am Zusammensein, am Wintersport und am Arbeiten im Garten, mit den Sorgen um Gesundheit, Beruf und Schule und mit den ewigen, so lästigen Streitereien der Kinder, die im Grunde genommen harmlos waren.

Erfreulicherweise trat eine gewisse Besserung in ihrem Verhältnis zur Schule ein. Sie konnten feststellen, dass letztere nicht nur dazu diene, um sie in ständiger Angst vor "Giftigen" und vom Nicht-Versetzt-werden zu halten, sondern auch Angenehmes zu bieten hatte. Dazu gehörten das gemeinsame Skilaufen der Schulklassen in den Bergen und, in noch höherem Masse, eigene Theateraufführungen.

In Wanjas Klasse wurde "Der Revisor" von Gogol inszeniert, mit ihm und Marischa in den Hauptrollen. Wanja war begeistert und zeigte viel Verständnis für das Stück und die ihm

zugewiesene, humorvolle Rolle. Es schmerzte Karin, nicht auch mitmachen zu dürfen und sie hat auch etwas darüber geweint, aber sie war dazu noch wirklich zu klein.

Nach vielen Vorbereitungen, Proben und Aufregungen - sowohl Wanja wie Marischa waren erkältet und mussten, wenige Tage vor der "Première" das Bett hüten - wurde "Der Revisor" im Februar 1942 erstaufgeführt. Wanja, in seinem grünen Frack, mit kleinem Schnurrbart, onduliertem Haar und einer roten Nelke im Knopfloch, sah richtig elegant aus.

Marischa hatte ein violettes Kleid an, ihre Haare waren unter einer Locken-Perücke versteckt. Trotz Perücke sah sie, mit ihren dünnen Ärmchen, für die Rolle einer Mutter -Anna Andreevna - viel zu jung aus, war aber ganz entzückend.

Die Aufführung hatte bei Lehrerschaft und Publikum grossen Erfolg und wurde einige Tage später sogar wiederholt. Marischa war sehr erfreut und stolz darüber, dass Herr Gruner, Wanjas Klassenlehrer, ihr einen Strauss roter Nelken überreichte, während Helen Abt "nur gelbe Narzissen erhalten hat".

Zur Zeit, als unsere Kinder mit den Vorbereitungen für ihre Revisor-Aufführung beschäftigt waren, erreichte uns die schreckliche Nachricht vom Tode von Peter Wittich - er war bei Moskau gefallen. Kurz darauf kam ein Telegramm von Lisa aus Teheran: "send money" mit ihrer Adresse. Also war sie am Leben, befand sich ausserhalb der Sowjetunion und brauchte Geld. Wir schickten 500 Franken, viel zu wenig für eine Frau, die sich mit einem Kleinkind in einem fremden Land durchschlagen musste, doch für mehr konnten wir uns nicht entschliessen.

Ausser unserem stark belasteten Haus und einer kleinen Landparzelle im Tessin, die wir vor Jahresfrist für 1'000 Franken erworben hatten, bestanden unsere finanziellen Mittel aus einer einzigen Tausend-Dollar Canadian Pacific Aktie, die Madja von einer holländischen Tante geerbt hatte. Jedes Jahr musste dieses Wertpapier, vor Erhalt meiner Gratifikation bei der Bank verpfändet werden, um über die Runde zu kommen.

Die Abzweigung von 500 Franken von meinem Monatsgehalt wurde durch Verzicht auf einige nicht unbedingt nötige Anschaffungen ermöglicht. Mehr glaubten wir, uns nicht leisten zu können. Dennoch hatten wir ein schlechtes Gewissen. Gross war unsere Freude und Erleichterung, als Lisa ihrer Mutter einen glücklichen Brief sandte, in dem von herrlichen tropischen Mondnächten die Rede war, die sie mit einem lieben Menschen verbrachte - sie hatte einen Offizier des polnischen Ulanen-Regimentes ihres gefallenen Mannes geheiratet, war nicht mehr allein und war glücklich. Mirek, ihr zweiter Mann, musste wieder in den Krieg nach Italien, doch wurde nun für sie gesorgt.

Nach Papa Wanjas Tod und dem Einmarsch der Deutschen hatte Schackenhof seine Anziehungskraft für uns verloren. Es herrschte dort eine uns völlig fremde deutsche Gesinnung. Schon lange bevor das Gut von den Russen besetzt wurde, existierte für uns Schackenhof nur noch als schöne Erinnerung an früher dort verlebte glückliche Tage.

Der von mir erwähnte Kauf einer Landparzelle im Tessin war der erste Schritt in unserem Streben, uns einen Ersatz für Schackenhof zu schaffen, einen Ferien - und Entspannungsort für Familie und Freunde. Doch darüber später; jetzt der Bericht über unser Leben in Arlesheim und Basel.

1939 wurde Wanja konfirmiert. Den Religionsunterricht hatte er von Pastor Wagner in Zürich erhalten. Er wohnte bei der Familie Campiche, Moskauer Bekannte meiner Eltern.

Marischa wurde drei Jahre später, nach einem Unterricht durch Pastor Noll in Arlesheim konfirmiert. Sie nahm die Sache sehr ernst und das Fehlen einer inneren Beteiligung unsererseits tat ihr weh. Madja nähte ihr ein schönes Kleid und sorgte für einen feierlichen Ablauf des Konfirmationstages. Von uns erhielt sie als Hauptgeschenk eine Gitarre mit den entsprechenden Musikstunden.

Zu Karins Konfirmation hatte Marischa ein rührendes Geschenk vorgesehen. Sie hatte in der Töchterschule, beim Sezieren einer Schnecke im Biologieunterricht, eine Perle in ihr gefunden. Ein Glücksfall, denn Perlenbildung in Schnecken ist ein seltenes Ereignis. Sie war begeistert und brachte ihren Fund einem Juwelier zur Anfertigung eines Schmuckstückes für ihre Schwester. Leider wurde sie bitter enttäuscht - der Fachmann hielt die Perle für wertlos und konnte nichts damit anfangen.

Ich bekam eine Mittelohr-Entzündung, die Madja einen grossen Schreck einjagte. In meiner Kindheit hatte ich eine Trommelfell-Perforation erlitten und konnte seitdem nur mit einem Ohr hören. Nun befürchtete sie, ich würde gänzlich gehörlos werden. In ihrer Angst gelobte sie, ein Jahr lang keine Schokolade mehr zu essen, sollte die Sache ohne schlimme Folgen enden. Die Entzündung ging vorbei und Madja war fest entschlossen, ihr kindliches Gelübde einzuhalten. Das ist ihr sehr schwer gefallen, denn Schokolade schmeckte ihr so gut!

Wir waren befreundet mit Fräulein Maler, Professorin fürs russische Sprache an der Basler Universität und ihrer Freundin, Vera Michailowna. Beide, und dazu auch ihre Haushilfe, haben bei uns gewohnt, als Madja zur Erholung in Schackenhof lebte. Sie wollten in unserem Haushalt helfen und die Kinder beaufsichtigen. Doch diese zogen es bei weitem vor, ohne Bevormundung allein zu leben.

Nach Stalingrad und dem Beginn des deutschen Rückzuges wurde in der Schweiz die Begeisterung für die Russen und alles russische mit jedem Tag grösser. Fräulein Maler konnte es an der wachsenden Zahl ihrer Zuhörer leicht feststellen - alle in Basel wollten russisch lernen. Am meisten begeistert war Fräulein Maler selbst. Leider machte sie keinen Unterschied zwischen "russisch und "bolschewistisch" und war der Sowjetpropaganda restlos verfallen. Nach Stalingrad musste man sich hüten, etwas abfälliges über die Sowjets in ihrer Gegenwart zu sagen. Sie wurden von ihr für die alleinigen Retter Europas gehalten. Was man über sie erzählte, sei nur böswillige Verleumdung.

Im Verlaufe des Krieges sind zahlreiche Russen, Deportierte und Kriegsgefangene in die Schweiz aus Deutschland geflüchtet. Russischen Mädchen wurde erlaubt, als Haushilfen zu arbeiten. Fräulein Maler hatte ein solches Mädchen zu sich genommen.

Elsa Eduardowna arbeitete an einem Buch über russisches Hochzeit-Brauchtum und war glücklich, alles sie interessierende aus erster Quelle erfahren zu können. Ihre neue Haushilfe hatte vor wenigen Monaten in Russland geheiratet und war in der Lage, sie über alle Einzelheiten der selbst erlebten Hochzeitsfeier bestens zu unterrichten. Tragisch war, dass die Neuvermählten gleich nach der Hochzeit auseinander gerissen wurden - ihr Wanjka war zum Kriegsdienst eingezogen worden. Umso lebhafter war die Erinnerung des Mädchens an das vergangene Glück und die herrliche Feier, die ganze drei Tage gedauert haben soll.

Auch wir hatten geflüchtete Russen kennengelernt. In Sammellagern internierte russische Soldaten erhielten leicht Besuchsurlaub. Da wir russisch sprachen, kamen sie gerne zu uns. In der Mehrzahl waren es primitive, aber sehr anhängliche Menschen. Einer von ihnen, der bärenstarke Rodion, hatte uns besonders in sein kindliches Herz geschlossen. Immer wieder erhielten wir von ihm verfasste sentimentale Gedichte zugeschickt. Von Orthographie keine Rede, dafür aber Verzierungen mit Buntstiftzeichnungen von Blumen, Tauben oder auch von zwei sich haltenden Händen, als Zeichen unserer Verbundenheit. Die Hände natürlich mit der obligaten Armbanduhr dargestellt.

Ich machte kein Geheimnis daraus, dass ich ein "weisser" Offizier gewesen bin, der gegen die Kommunisten gekämpft hat. Keinen hat es gestört. Die neuen Freunde wunderten sich nur und waren neugierig zu erfahren, wie es dazu kommen konnte, dass Russen wie wir im Ausland Zuflucht nehmen mussten.

Über den Zivilkrieg waren sie völlig ahnungslos, glaubten aber genau zu wissen, wie es war, als die "Finnen Sowjetrussland überfielen". Gegen meine Zweifel an der Version eines Überfalls durch die Finnen glaubten sie ein unumstössliches Argument zu besitzen - so hatte es in der Zeitung "Prawda" (Wahrheit) gestanden.

Einmal veranstalteten wir in unserem Arlesheimer Haus ein grosses russisches Fest. Unsere Freunde aus dem Gefangenenlager und eine gleiche Anzahl russischer Mädchen wurden zu uns geladen. Auch die Haushilfe von Fräulein Maler war unter den Gästen. Die zudringliche Art, wie einer der Soldaten ihr den Hof machte, war uns unangenehm aufgefallen. Nachdem er sie heimbegleitet hatte, stellten wir ihn zur Rede. Wir verurteilten den Mangel an Rücksichtnahme auf die Gefühle einer jung verheirateten Frau, deren Mann in den Krieg ziehen musste. Wo blieb da die Kameradschaft?

Wir wurden ausgelacht. "Sie und verheiratet? Das ist doch alles Unsinn! Weder Bräutigam, noch Hochzeit hat es je gegeben. Alle diese ausgedachten Geschichten über Hochzeits-Feierlichkeiten und dergleichen wurden ja nur erzählt, um Elsa Eduardowna zu erfreuen". Wir lachten alle darüber. Und so war es auch. Es ist kaum zu glauben, was diese Sowjet-Russen

alles zusammengelogen haben - das Lügen wurde zur wirklichen Kunst erhoben. Ich hoffe nur, dass das Mädchen in ihrer Beschreibung der nie stattgefundenen Hochzeits-Feierlichkeiten sich nicht ausschliesslich von ihrer Phantasie leiten liess - es wäre schade um Prof. Mahlers Arbeit über russische Hochzeitsbräuche!

Ein weiteres Erlebnis mit einem Russen halte ich für erwähnenswert. Eines Abends klingelte in Arlesheim das Telefon und ein uns unbekannter Mann bat in russischer Sprache um Erlaubnis, uns besuchen zu dürfen. Freunde hätten ihm gesagt, dass bei uns russisch gesprochen würde. Wir hatten nichts gegen seinen Besuch einzuwenden, doch natürlich nicht zu so später Stunde. Dessen ungeachtet stand er um elf Uhr abends vor unserer Haustüre.

Er verstand es, uns zu überreden, ihn für die Nacht zu behalten. Doch gefiel es ihm bei uns anscheinend so gut, dass er in den folgenden drei Tagen keinerlei Anstalten traf, um sich eine andere Bleibe zu suchen. Sein Verhalten behagte Madja in mancher Hinsicht nicht. Sie wurde misstrauisch. Besonders der Umstand, dass er weder eine Lebensmittelkarte noch Mahlzeiten-Coupons besass, war ungewöhnlich, denn sie wurden in der Schweiz jeder ordentlich angemeldeten Person ausgehändigt.

Von Madja energisch zur Rede gestellt, entschloss sich unser Gast endlich, ihr klaren Wein einzuschenken. Wir erfuhren, dass er vor drei Monaten mit Hilfe von Schweizer Kommunisten aus einem Interniertenlager, unter gewaltsamer Entwaffnung eines Militär-Postens, ausgebrochen war. Die Kommunisten hatten ihn drei Monate lang versorgt und versteckt gehalten.

Als er sich weigerte, einen geforderten Gegendienst zu leisten, hatten sie ihm jede weitere Hilfe verweigert. Deshalb hatte er sich bei uns verstecken müssen. Schöne Geschichte! Ahnungslos hatten wir einem von der Militär-Polizei gesuchten Ausbrecher Obdach gewährt. Und das in Kriegszeiten!

Vom Kommunismus wollte unser Schützling nichts mehr wissen. Er hatte auch nicht die Absicht, nach Kriegsende in das Sowjetreich zurückzukehren. Er hatte uns erzählt, dort ein mit der Verbrecherjagd vertrauter Polizist gewesen zu sein. Deshalb kenne er alle Tricks der Taschendiebe.

Vielleicht tue ich ihm Unrecht, aber ich neige zur Annahme, dass er seine Branchen-Kenntnisse nicht bei der Polizei erworben hat, sondern selbst Taschendieb gewesen ist. Sicher aber war er ein intelligenter und aufgeweckter Bursche, der sich zu helfen wusste.

Wir waren in einer heiklen Lage. Wer er auch gewesen sein mag, konnten wir einen Menschen, der bei uns Schutz gesucht hatte, nicht einfach der Polizei übergeben. Doch mussten wir ihn fortschicken und zwar sofort. Das hat er auch eingesehen. Es gab einen freundlichen Abschied und er verliess uns. Ich gab ihm etwas Geld und den Rat zu versuchen, über die Grenze nach Frankreich zu gelangen.

Und nun kommt das Merkwürdige: ein halbes Jahr später erhielt ich von ihm einen, mit einer Schweizermarke frankierten Brief. Es war ihm gelungen, nach Frankreich zu entkommen, doch war er zurückgekehrt, hatte sich freiwillig den Schweizer Behörden gestellt, vermutlich, um sich einer zwangsweisen Repatriierung in die Sowjetunion zu entziehen. Die Hälfte des ihm bei unserer Trennung "geliehenen" Betrages hatte er dem Brief beigelegt. Er bat um Entschuldigung, dass er nicht die volle Summe zurückgeschickt hatte.

Wir waren sehr beeindruckt, umso mehr, als unsere übrigen russischen Schützlinge sich völlig anders verhalten hatten. Kaum war in Paris, nach Verjagung der Deutschen, eine Sowjet-Botschaft installiert worden, als unsere Beziehungen zu den Insassen des Interniertenlagers ein Jahres Ende fanden. Die Russen hatten den Befehl erhalten, sofort jede Verbindung mit bürgerlichen Kreisen abubrechen. Diese Anordnung wurde so strikte befolgt, dass kein einziger unserer russischen Freunde es wagte, uns wenigstens ein Abschiedswörtchen zu schicken. Nicht einmal der so schreiblustige Rodion hat den Mut dazu gehabt. Einzig der vermutliche Taschendieb, der sich dem kommunistischen Zwang entzogen hatte, durfte als anständiger Mensch handeln.

Nach dem Tode von Papa Wanja war Schackenhof von Jura übernommen worden. Erna, seine Frau, half ihm und vertrat ihn, wenn er abwesend war. Bald lag auch das ganze Gewicht der Verantwortung für das Gut auf ihr, denn Jura musste zum Militär.

Eine SS-Mütze wurde ihm nach Schackenhof zugestellt ein deutlicher Wink mit dem Zapfenpfahl. Meine Schwiegermutter ergriff die Mütze und warf sie in einen brennenden Ofen - eine in der damaligen Zeit wahrhaftig leichtsinnige und provokative Geste, über die alle Hausangehörigen entsetzt waren.

Um sich dem SS-Dienst zu entziehen, meldete sich der perfekt russisch sprechende Jura als Dolmetscher zum Militärdienst. Er wurde einer Kosaken-Einheit der Wlassow-Armee zugeteilt. Leicht verwundet, blieb er bei seiner Einheit und wurde Kriegsgefangener, als diese sich bei Kriegsende den Engländern in Österreich ergab. Es schien alles gut zu gehen, denn die Engländer belassen den deutschen Offizieren sogar ihre Waffen. Sie sollten für die Ordnung bei den Kosaken die Verantwortung tragen.

Doch plötzlich wurden sie auf höheren Befehl entwaffnet und den Sowjets ausgeliefert. Nach Sibirien verfrachtet verlor Jura jede Hoffnung, war verzweifelt und warf, bei der Überquerung eines Flusses seine Uhr und seinen Ehering ins Wasser. Als aus dem sibirischen Lager mehrere deutsche Gefangene, in Begleitung eines einzigen bewaffneten Russen in den Wald zur Holzbeschaffung geschickt wurden, unternahm er einen Fluchtversuch. Die Wache wurde überwältigt, entwaffnet und entkleidet. Jura zog die russische Uniform an, nahm das Gewehr und begab sich mit seinen Kameraden auf einen Fußmarsch durch den Wald, Richtung China.

Zwei Wochen hat die Wanderung gedauert, bis sie ihr Ende fand, als die Flüchtenden auf einen russischen Polizeiposten stiessen. In der verzweifelten Lage schoss Jura sein Gewehr leer und wurde selbst von den Russen erschossen. Seine Gefährten wurden gefangen genommen und ins Lager zurückgebracht. Lange nach Kriegsende kehrte ein Lagerinsasse, der Juras Fluchtversuch nicht mitgemacht hatte, nach Deutschland zurück. Er hat Erna in Bremen aufgesucht und ihr berichtet, was er über das Ende ihres Mannes wusste.

Ohne Jura hat sich Erna allein um die Wirtschaft in Schackenhof kümmern müssen. Sie war es, die den "Treck" organisierte und anführte, als das Gut verlassen werden musste. Eine ansehnliche Anzahl von Pferdegespannen nahm den Weg nach Deutschland. Kapsa und ihre Schwester fuhren mit. Der "Treck" hat nahezu einen Monat gedauert und sein Ende in einem Bauernhof in der Lüneburger Heide gefunden.

Dort haben Erna und die Robesneck Schwestern ca. zwei Jahre verbracht und vom Vermieten der Pferde für Landarbeiten gelebt. Als Erna eine Sekretärinnen-Stelle in Bremen bekam, nahm sie Kapsa und ihre Schwester zu sich. Dank ihrem Gehalt, dem Verkauf der Pferde und der geringen Altersrente der Schwestern konnten die drei in Bremen zusammenleben. Sie brachten es sogar fertig, einen dreijährigen Buben anzunehmen und ihn als gemeinsamen Adoptivsohn grosszuziehen. Mit der Zeit ist aus ihm ein tüchtiger Mann und Familienvater geworden.

Grossmama Rüchardt, ihre Tochter Ida und Madjas Mutter hatten Schackenhof bereits vor Erna verlassen. Sie fuhren nach Dresden, wo meine Mutter und Vera mit Mann und Tochter wohnten. Sie alle wurden beim schrecklichen Luftangriff auf die Stadt am 13. 2. 1945 ausgebombt. Sie mussten Hals über Kopf das Haus verlassen und durch die in Flammen stehende Strasse fliehen.

Als wir von dem furchtbaren Luftangriff hörten, waren wir über sie alle in grösster Sorge. Erst nach vielen banger Tagen der Ungewissheit kam die Nachricht, dass unsere Angehörigen zwar alles verloren, aber ihr Leben gerettet hatten. Nur Fräulein Andersen, mit der so viele Erinnerungen aus der Zeit unserer Kindheit in Moskau verbunden sind, hatte in Dresden den Flammentod gefunden.

Als der Angriff vorbei war, gelang es Erwin, Veras Mann, ein Auto mit etwas Benzin, "zu organisieren". Zusammen mit meiner Mutter setzten sich Spiesens im Strom der Flüchtenden nach dem Süden ab. Nach vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen gelangten sie schliesslich nach Bayern, in die Ramsau. Hier haben sie in der Berghütte von Onkel Edja Rüchardt gewohnt und die erste Zeit der Besatzung durch die Amerikaner überlebt.

Nach Kriegsende fuhren meine Schwiegermutter und ihre Schwester, Tante Lily, in einem französischen Repatriierungs-Zug nach Frankreich. Tante Lily besass einen französischen Pass, ihre Schwester konnte als gebürtige Französin mitkommen. Der Zug ging durch Basel, doch durfte niemand ihn auf Schweizer Territorium verlassen. Es kam nur zu einem kurzen

Treffen auf dem Bahnsteig. Madjas Mama musste weiter nach Frankreich, in ein Aufanglager zur "Entlassung".

Wir wussten aber wenigstens, dass wir sie bald bei uns würden aufnehmen können und haben sie mit grosser Freude erwartet. Besonders die Kinder waren voll Ungeduld über das bevorstehende Zusammenleben mit ihrer Grossmutter. Es wurden allerlei Vorbereitungen für ihre Ankunft getroffen. Unter anderem wurde eine alte bäurische Kommode unter eifriger Beteiligung der Töchter frisch restauriert und bunt bemalt. Sie konnten es nicht erwarten, von ihr Klavierunterricht zu bekommen und französisch zu lernen. Sie wurden enttäuscht.

Madjas Mutter erhielt ihre Zuzugsgenehmigung und kam zu uns wohnen, doch am Leben unserer Familie hat sie kaum teilgenommen. Sie zog es vor, in Dornach oder Arlesheim Pakete für ein Hilfswerk zu packen, was ihr das Gefühl gab, etwas wirklich Nützliches zu tun.

Auch meine Mama wurde bei uns erwartet. Nach dem Bombenangriff auf Dresden war sie mit Vera, Erwin und ihrer Tochter Margit nach Berchtesgaden in das Edja Rüchardt gehörende kleine Berg-Häuschen geflüchtet. Dort wohnten sie unter recht schwierigen Lebensumständen. Es fehlte an allem und die Schweiz erschien ihnen als ein paradiesisches Traumland. Doch war es nicht leicht, jemanden aus dem besetzten Deutschland in die Schweiz zu bringen. Ausser der Zuzugsgenehmigung der Schweizer Behörden war auch noch eine Ausreisebewilligung aus Deutschland erforderlich. Die entsprechenden Papiere hatten nur eine beschränkte Gültigkeitsdauer und, als Mamas Ausreisebewilligung endlich eintraf, war die Gültigkeitsfrist der Zuzugsgenehmigung bereits abgelaufen. Nur dank der freundlichen Hilfe eines CIBA-Direktors, der sich für Mama voll einsetzte, gelang es, den Papierkrieg zu gewinnen und sie durfte in die Schweiz kommen.

Nach einer abenteuerlichen Reise kam sie nach St. Margarethen, der schweizerischen Grenzstation. Sie besass keinerlei Geldmittel, hatte aber das Glück, einen überaus freundlichen Bahnbeamten zu treffen, der sich ihr in dankenswerter Weise annahm. Er bestellte ihr ein Café complet, setzte sich mit mir telefonisch in Verbindung und streckte ihr das für die Weiterreise nötige Geld vor. Uns hatte er die Ankunftszeit ihres Zuges in Basel angegeben und voller Ungeduld erwarteten wir sie auf dem Bahnsteig.

Der Zug kam, aber ohne Mama. Sie war in Baden ausgestiegen, als der Schaffner "Baden" ausgerufen und sie "Basel" verstanden hatte. Dem nächsten Zug aus Zürich ist dann eine aufgeregte, beschämte, abgemagerte, aber überaus glückliche Mama entstiegen.

Nun wohnten beide Grossmütter bei uns, was manche Probleme mit sich zog. Meine Mutter, von den Kindern die "weisse" Babuschka benannt, zum Unterschied von meiner Schwiegermutter, welche die "blaue" hiess, versuchte nach Kräften, im Haushalt mitzuhelfen. Sie übernahm das Kochen für die ganze Familie und ging meist auch einkaufen. Den grössten Teil des Tages verbrachte sie in der Küche.

Nach dem Mittagessen krümmte sie sich auf dem Miniatur-Sofa ihres Zimmers zusammen und fühlte sich äusserst wohl. Sie behauptete, sich noch nie im Leben so gemütlich gefühlt zu haben, wie in diesem kleinen Dienstmädchen-Zimmer.

Die blaue Babuschka dagegen hat es nicht verstanden, sich unserem Leben anzupassen und unsere Interessen zu teilen. Stets wurde sie nach auswärts hingezogen, nahm Kontakt mit Anthroposophen und hielt sich bei ihnen öfter auf, als bei uns. Ihre Betätigung zu Hause bestand meistens aus "Scheinhilfe", wie z.B. Hineintragen des von meiner Mutter bereiteten Mittagessens, nachdem die Mädchen den Tisch bereits gedeckt hatten, so, als hätte sie sich am Kochen beteiligt.

Dieses Verhalten hat manchmal meine Mama sehr irritiert. Temperamentvoll wie sie war, wurde sie einmal sogar handgreiflich: ein Klaps ins Gesicht! Darüber war sie selbst so erschüttert, dass sie vor Scham vergehen wollte. Zum Glück hat ihr die blaue Grossmutter diese Entgleisung nicht übel genommen. Sie hatten sich gegenseitig gern und sind sonst gut miteinander ausgekommen. Schwieriger hatten war es mit den Kindern, die sich nicht damit abfinden wollten, dass sie sich nicht mehr mit uns bei Tisch über die kleinen Begebenheiten des Tages unterhalten konnten. Sie mussten schweigen, denn meine Schwiegermutter erzählte ununterbrochen vom Verlauf ihrer Flucht, von Neukiritsch und ihnen sonst unbekanntem Orten und Personen, zu denen wir keinerlei Beziehungen hatten, so dass die Kinder überhaupt nicht zu Wort kommen konnten.

Einmal wurde ihr Redefluss ostentativ von Karin unterbrochen, die sich an Madja mit der Frage wendete: "Mama, kennst du überhaupt jemanden von den Menschen, über die Grossmama immer spricht?" Unser so enger und inniger Zusammenhang mit den Kindern litt darunter und das bedrückte uns.

Im Frühling 1943 bestand Wanja seine Matur. Nun musste er sich für einen Beruf entscheiden. Die Berufswahl ist für ihn ein grosses Problem gewesen. Er konnte sich keinerlei Vorstellungen über seine Zukunft machen, wollte nur ein "interessantes Leben" haben und sich ja nicht "zu billig verkaufen". Einmal sprach er davon, Chemiker zu werden, nur weil ich Chemiker war. Das konnte ich ihm leicht ausreden.

Auch der Architektenberuf wurde in Betracht gezogen. Dagegen sprach nur die Notwendigkeit, sich den Wünschen und dem Geschmack der Kunden anpassen zu müssen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass ein junger Architekt keine allzu grosse Freiheit und Selbständigkeit zu erwarten hatte.

Voll Zweifel nahm sich Wanja vor, erst eine Anzahl Vorlesungen an der Uni zu belegen, bevor er sich definitiv für ein bestimmtes Studium entscheiden würde. Schliesslich wählte er Nationalökonomie und wurde Schüler von Professor Salin.

Im Juli 1944 ist Wanja eingezogen und einer Flabbatterie einverleibt worden. Die Angst vor dem bevorstehenden Militärdienst bedrückte ihn sehr. Einen kleinen Vorgeschmack hatte er

bereits bei der Ortswehr in Arlesheim bekommen und den Dienst als durchaus "blöd" empfunden. Ein guter Soldat ist auch später aus ihm nicht geworden.

Er war direkt ein Künstler in der Art, sich auf jede Weise vom Dienst zu drücken, hat es aber immer verstanden, ohne Unannehmlichkeiten durchzukommen. Sowohl mit den Kameraden wie mit den Vorgesetzten kam er gut aus. Der Militärdienst war langweilig, aber lange nicht so schlimm, wie er es befürchtet hatte.

Auch die Mädchen wurden, während ihrer Sommerferien, einberufen. Sie mussten in den Landdienst zur Bauernhilfe. Marischa wurde eine Zeitlang aufgrund eines medizinischen Zeugnisses vom Dienst dispensiert. Ihre Gesundheit liess zu wünschen übrig - sie hatte stets etwas erhöhte Temperatur. Später konnte sie doch noch "einrücken" Beide Mädchen haben es bei den Bauern gut getroffen. Sie wurden nett, ja herzlich behandelt und das Essen war reichlicher als zuhause, was sie sehr zu schätzen wussten. Die ungewohnte Arbeit war natürlich recht ermüdend, aber es war zum Aushalten. Marischa hat in Hasle-Ruegsau und in Niederbipp gearbeitet, Karin in Arisdorf.

Mirek, Lisas Mann, hatte in Italien an den schweren Kämpfen um Monte-Cassino teilgenommen. Es ist einer der wenigen polnischen Offiziere, die diese Hölle überlebt haben. Nach Kriegsende wurde seine Militäreinheit der alliierten Besatzungstruppe zugeordnet. Er durfte Lisa und die zwei kleinen Kinder aus Ägypten nach Italien kommen lassen. Endlich war die Familie beisammen!

Vollzählig ist sie in einem Militärwagen der Besatzungsmacht zu uns nach Arlesheim auf Besuch gekommen. Unser Haus war bereits vollbesetzt und wir konnten nur noch die Kinder bei uns aufnehmen. Lisa und Mirek mussten wir im Gasthof "Ochsen" unterbringen, doch nur für kurze Zeit. Wir wollten unser Zusammensein feiern und ein Fest daraus machen.

Die Kleinen der Obhut der Grossmütter überlassend, unternahmen Madja, Lisa, Mirek und ich in Mireks Militärauto eine mehrtägige Vergnügungsreise durch die Schweiz. Wir besichtigten das Schloss Chillon und andere Sehenswürdigkeiten und hatten viel Freude an der Fahrt, am schönen Beisammensein und an der Möglichkeit, einige Tage sorgenfrei verbringen zu können.

Der kleine Marek war mit seinem Schwesterlein zuhause geblieben. Neben polnisch konnte er einige Brocken arabisch, englisch und italienisch und nun wurde um ihn herum deutsch und russisch gesprochen! Immer wieder wollte er wissen, in welches Land wir umziehen würden. Ein dauerhaftes Verweilen an gleicher Stelle war ihm unbegreiflich.

Nach seinem Militärdienst hatte es Wanja nicht leicht. Geldfragen bedrückten ihn. Er wollte auf irgendeine Weise wenigstens etwas selbst verdienen, um aus unseren engen finanziellen Verhältnissen herauszukommen. Das erschien ihm wichtiger als sein Studium. Stundenlang sass er an seiner Schreibmaschine, an einer Übersetzung der Arbeit eines russischen Profes-

sors tippend. Er hoffte dafür 2-3 Franken pro Stunde zu erhalten und fühlte sich als Geldverdiener ungemein wichtig.

Äusserst unzufrieden, seine Arbeit statt im früheren eigenen Zimmer im "unbequemen, scheusslichen, ekelhaften" Arbeitszimmer verrichten zu müssen, liess er seinen Unmut an seinen Schwestern aus. Er tyrannisierte sie dermassen, dass sie eine gemeinsame Abwehrfront gegen ihn bildeten. Das war ganz aussergewöhnlich, denn bislang hatte er es immer verstanden, eine von ihnen als Verbündete gegen die andere auszuspielen.

Als Wanja erfuhr, dass Studenten zum Führen von Urlaubsgruppen amerikanischer Soldaten gesucht wurden, meldete er sich sofort. Die Erfolgsaussichten waren gering, denn es waren bereits sehr zahlreiche Anmeldungen eingegangen. Doch wurde er engagiert, wahrscheinlich dank eines kleinen Schwindels, den er sich geleistet hatte. Beim Ausfüllen des Fragebogens hatte er "perfekte Englisch-Kenntnisse", ein Jahr Kanada geschrieben und verschwiegen, dass er damals, in Kanada, vier Jahre alt gewesen ist!

Nun fing für ihn ein neues, abwechslungsreiches und interessantes Leben an, das ihm zusagte. Immer wieder auf Reisen, konnte er viel sehen, den Luxus erstklassiger Hotels geniessen, viele Menschen kennenlernen und sich beim Skilaufen in den Alpen richtig austoben.

Leider unterlag er der Versuchung, seinen Verdienst durch Nebeneinnahmen zu verbessern. Die Versuchung war aber auch gross! Während in der Schweiz noch alles recht karg war, schwammen die amerikanischen Urlauber direkt im materiellen Überfluss. Davon gaben sie gerne für wenig Geld auch etwas ab und warum sollte man ihnen nicht eine überschüssige Tagesration, ein paar Stück Seifen oder sonst etwas, was sie nicht brauchten, abkaufen?

Den "Guides" war es aber nicht gestattet, irgendwelche Geschäfte mit den Urlaubern zu tätigen. Auch durften sie nicht ihre Schutzbefohlenen in Souvenir- und Uhren Geschäfte führen, um dann bei einem zustande gekommenen Kauf eine Provision vom Geschäfts-Inhaber zu kassieren.

Für Eugene Gschwind, mit dem sich Wanja angefreundet hatte, galt dieses Verbot nicht, da er kein "Guide" war. Ich glaube, dass er es war, der Wanjas Interesse an kommerzieller Betätigung weckte. Zuerst waren es nur ein paar Militärrationen, deren Inhalt dazu bestimmt war, uns zu erfreuen, die Wanja kaufte oder eintauschte. Dann öffneten sich ihm verschiedene kleine Nebenverdienstquellen und schliesslich kam es zu wirklich zweifelhaften Geschäften.

Bei einer Penicillin-Transaktion wurde er von der U.S.-Militärpolizei erwischt und kam in Mülhausen ins Gefängnis. Damals war Penicillin ausserhalb der U.S.-Armee noch nirgends erhältlich und der Handel damit war kein geringes Vergehen. Die Nachricht von Wanjas Verhaftung erhielten wir von Eugene, der sich sehr kameradschaftlich verhielt und sich voll für ihn einsetzte.

Wir mussten nach Mülhausen zu Wanjas Rettung. Dazu benötigte ich einen Urlaub von der CIBA. Die peinliche Geschichte, in die Wanja geraten war, liess sich kaum verheimlichen und ich hielt es für angebracht, selbst die Leitung der CIBA über das Vorgefallene zu informieren.

Ich meldete mich bei meinem höchsten Vorgesetzten, dem Leiter der Farbenabteilung, Direktor Dr. Tobler. Ich liess ihm sagen, dass ich ihn in einer persönlichen Sache dringend sprechen müsse. Ich wurde sofort vorgelassen, während zwei vor mir gekommene Direktoren warten mussten. "Persönliches hat Vorrang" sagte Dr. Tobler "was haben Sie auf dem Herzen?" Als ich ihm meine Sorgen mitteilte, bagatellierte er sie in sehr herzlicher und verständnisvoller Weise. Er nannte Wanjas Verfehlung einen Jugendstreich, der nicht allzu ernst genommen werden sollte. Er selbst hatte einmal, in seiner Studentenzeit, einen der Uni gehörenden Platin-Tiegel zu Geld gemacht. Deswegen sei aus ihm noch lange kein Verbrecher geworden! Dr. Toblers Verhalten hat mir sehr geholfen und ich bin ihm für sein Vertrauen und Verständnis zeitlebens dankbar geblieben.

Wir fanden in Mülhausen einen ausgezeichneten und vor allem sehr menschlich denkenden, französischen Advokaten, Maitre Cahein. Er hat uns moralisch und Wanja sachlich sehr geholfen. Dank seinem erstklassigen Plädoyer wurde unser Sohn in Freiheit gesetzt. Während der Verhandlung musste ich in Basel bleiben, nur Madja hat sie miterlebt. Man kann sich ihre Gefühle vorstellen, als Wanja mit Handschellen, wie ein Schwerverbrecher, zwischen zwei Soldaten in den Verhandlungssaal hineingeführt wurde! Eugene Gschwind stand ihr zur Seite und hat sich sehr bemüht, ihr Mut zu machen.

Bald nach der unglückseligen Mülhauser Geschichte fuhr Wanja nach Paris, um sein Studium fortzusetzen. Er wohnte in der Cité Universitaire, hatte Gelegenheit, viel für ihn Interessantes zu sehen, beschaffte sich ein kleines Motorrad, das er "Pfuff" nannte und war zufrieden.

Im Mai 1946 erhielten wir von ihm einen Brief, in dem er zum ersten Mal, in einer etwas ironischen Beschreibung, Xenia Malkow erwähnte und dabei bemerkte: "Natürlich bin ich in sie verliebt". Im Frühling fuhr er mit Ebi Kornfeld nach Holland, im Sommer besuchte ihn Madja in Paris.

1947 war Madja wieder in Paris, wo sie Xenia zu sehen bekam. Dieses Mal malte sie eifrig in den Pariser Strassen. Angesichts des Metro-Streiks war sie auf Edmonds Motorrad angewiesen. Der einbeinige Edmond brachte es fertig, nicht nur mit ihr durch die Stadt zu sausen, sondern gleichzeitig noch einen Korb voll Porzellan zu transportieren.

Bereits im gleichen Jahr fand Wanjas Vermählung mit Xenia statt, erst in einer russischen Kirche in Paris, dann im Standesamt in Basel. Das junge Paar zog zu uns nach Arlesheim und wohnte eine Zeitlang in Wanjas früherem Zimmer. Oft benahmen sich die beiden wie Kinder, indem sie sich z.B. in Schränken versteckten, um einander zu erschrecken. Xenia wurde leicht masslos eifersüchtig, besonders auf Madja und die Mädchen. Wenn es Streit und Szenen

gab, versuchten wir unbeteiligt zu bleiben. Nicht so meine Schwiegermutter. Sie war nicht davon abzuhalten, die Rolle eines gütigen Friedensengels zu spielen, womit sie alles noch viel schlimmer machte. Es waren bewegte Zeiten!

Wanja war auf dem besten Wege, ein besorgter Vater zu werden. Noch bevor das Baby zur Welt kam, hatte er extra gute Windeln amerikanischer Herkunft bestellt und war voll Sorge für den erwarteten Familienzuwachs. Das Töchterchen, Anoulja, kam 1947 in Basel zur Welt.

Wir lernten Xenias Eltern kennen. Sie hatten ein bewegtes Emigrantenschicksal gehabt. Bereits im alten Russland verheiratet, waren sie getrennt aus ihrer Heimat geflohen und jeder hielt seinen Ehepartner für tot. Xenias Mutter hatte in Serbien wieder geheiratet, nicht ahnend, dass ihr erster Mann noch lebte.

Als Offizier der "weissen", antibolschewistischen Armee nach Konstantinopel evakuiert, war er in die Reihen der Fremdenlegion getreten. Erst nach einigen Jahren hatten sich die früheren Ehegatten wiedergefunden. Die zweite Ehe von Xenias Mutter wurde für ungültig erklärt und das Glück der Wiedervereinigung durch die Geburt der einzigen Tochter, Xenia, gekrönt.

Boris Malkow hatte es verstanden, sich während seiner Legionärzeit durch Fernunterricht juristisch auszubilden. Nach Verlassen der Fremdenlegion hat er im Finanzdepartement der französischen Verwaltung gearbeitet. Als wir ihn kennen lernten, war er bis zur Stelle eines marokkanischen Vizeministers aufgestiegen.

Wanja bekam eine Anstellung im amerikanischen Konsulat in Basel, eine Arbeit, die er mit seinem Studium an der Uni vereinbaren konnte. Auch Xenia studierte weiter, nicht mehr in Paris, sondern in Strassburg. Es war nicht einfach, das Studium in Frankreich mit ihrem Eheleben in Basel zu verbinden. Sie konnte bei uns nur sporadisch wohnen und zag es vor, sich definitiv in Strassburg niederzulassen. Wanja musste nach Frankreich fahren, um das Wochenende mit seiner Frau zu verbringen, keine sehr günstige Voraussetzung für eine junge Ehe.

Nach ihrer Matur hat auch Marischa in Basel gearbeitet. Sie hat, nur kurz, die Stelle einer Sekretärin bei Geigy bekleidet. Bereits zur Zeit, als sie noch in die Töcherschule ging, war aus ihr ein sehr attraktives junges Mädchen geworden, das gern flirtete und nicht sehr wählerisch war. Ihr hübsches Aussehen und einladendes Verhalten wirkte auf Jünglinge, wie Honig auf Bienen.

Immer wieder tauchten neue Verehrer auf. Ausser Heini Seibert, Hans Noll, Jürg Spahr und Werner Wollenberger waren es meistens Soldaten fremder Nationen, die ihr Interesse erweckten - ein Neuseeländer, ein Inder, ein englischer Bergarbeiter. Sie war leicht entflammt, nur von Hans Noll wollte sie nichts wissen und bat uns, ihr zu helfen, ihn irgendwie abzuwimmeln.

Als der etwas ältere Schachenmann ihr einen Heiratsantrag machte, wies sie ihn zurück, obwohl er ihr gut gefiel. Sonst blieb es bei wenigen, flüchtigen Begegnungen, Gedankenaustausch, Tanzereien und Briefwechsel. Damit wir uns keine Sorgen machen, informierte uns Marischa über ihre Gefühle und Verhalten in direkt rührender, heutzutage kaum vorstellbarer Weise.

Ebenso rührend war es, wie sie sich bemühte, die Gefühle ihrer Verehrer zu schonen, wenn sie glaubte, dem jeweiligen Flirt ein Ende machen zu müssen. Sie war tief gekränkt, wenn wir von einer ihrer letzten Eroberungen nicht von ihr selbst, sondern von anderen hörten. In der Meinung, wir hätten Wanja oder Margarete beauftragt, ihr "nachzuspionieren" warf sie uns Mangel an Vertrauen vor.

In Wahrheit fing ich erstmals an, mir Sorgen über sie zu machen, als ein eleganter, südländischer Jüngling auftauchte, der sie anscheinend interessierte, mir aber kein Vertrauen einflösste. Umso glücklicher war ich, als sie mir einen Spaziergang vorschlug, von Lukas sprach und ihn als Mann ihrer Wahl bezeichnete. Er sei stets treu zu ihr gestanden und hatte sie immer beschützt. Im Gegensatz zu allen anderen hatte er sich nie vorgedrängt und sie damit gewonnen.

Von Lukas wusste ich wenig, aber nur positives - ein sympathischer, kluger, ernster junger Mann, aus guter Familie, der Musik liebte und gute Freunde hatte. Er besass ein uraltes Auto und war besonders auf den Baumpilz stolz, der auf der Auto-Tür wuchs -fürwahr, kein alltägliches Zubehör.

Nun ging alles glatt und zur allgemeinen Freude vonstatten, einschliesslich der Hochzeit, die im Dezember 1948 in der St. Jakobskirche in Basel stattfand. Bei der kirchlichen Trauung gab es einen peinlichen Vorfall. Die Gästebesammlung vor der gemeinsamen Autofahrt nach Basel hatte in unserem Hause in Arlesheim stattgefunden.

Erst als wir in der Kirche waren, wurde das Fehlen von Edmond und Silvia festgestellt, beide waren extra zur Hochzeitsfeier angereist und nun hatte man sie in Arlesheim "vergessen"! Zum Glück haben sie die Sache nicht tragisch genommen-als wir aus Basel nachhause kamen, trafen wir den einbeinigen Edmond bei Grammophonmusik mit Marischas Freundin tanzend!

Ein Jahr nach Marischa bestand auch Karin ihre Maturitätsprüfung. Sie trat in die Gewerbeschule ein, wo sie gern und gut gearbeitet hat. Nach dem ersten Jahr in der allgemeinen Abteilung machte sie, und das bei über 100 Bewerbern, die beste Prüfung zur Aufnahme in die Spezialausbildungs-Klasse. Im Gegensatz zu Marischa hatte sie kein vielseitiges Gefühlsleben und auch kein Bedürfnis, sich darüber auszusprechen. Nur einmal, nach einer Tanzerei, ging sie mehrere Tage halblaut vor sich herträllernd: "Hans oder Heinz?", "Hans oder Heinz?"

Den Heinz kenne ich nicht, denn Hans hat das Rennen gemacht! Mehrmals stand ein Auto mit Genfer Nummer vor unserem Garten. Dies war kein Wagen mit Holzpilz, sondern ein eleganter, offener M.G. mit vornehmen Handschuhen und einem in Leder passender Farbe gebundenen Buch auf dem Führersitz.

Ich wurde mit der Zeit auf den welschen Besitzer des Fahrzeugs neugierig und erfuhr, dass es kein Genfer, aber ein Basler war, Sohn des Reklamechefs der CIBA. Anfänglich ist nicht alles so leicht wie bei Marischa gewesen und wir hielten für Karin eine Besinnungspause, weg von zuhause und von Hans, für geboten.

Gestützt auf unsere Elternrechte - Karin war noch nicht volljährig - schickten wir sie nach Norwegen, zu unseren Freunden Dahls. Zum Glück haben sowohl Karin wie Hans unserem strengen Verhalten gegenüber eine reife und konziliante Haltung eingenommen. Wir erhielten aus Oslo von unserer Tochter liebevolle und vergnügte Briefe und sie kam gut erholt und in glücklicher Stimmung zu uns zurück.

Sie hatte auch Grund, glücklich zu sein, denn am Tage ihrer Volljährigkeit fand in Basel die standesamtliche Trauung mit Hans statt. Sie hatte ihr Schicksal in die eigenen Hände genommen und musste es nie bereuen. Wir aber hatten das grosse Glück, dass unsere anfänglich zurückhaltende Haltung Hans gegenüber mit der Zeit vergessen und uns nicht nachgetragen wurde. Das liebe- und verständnisvolle Verhalten des jungen Paares hat uns bald ermöglicht, von Herzen an seinem Glück teilzunehmen.

Nun zurück zu meiner mehr oder weniger chronologischen Erzählung, von der ich durch den Bericht über die Ehen der Kinder abgekommen bin.

Zu den vielen Aufregungen im Zusammenhang mit dem Schicksal der beiden Grossmütter, den Schwierigkeiten mit Wanja und andern privaten Sorgen, kamen noch Enttäuschungen im Berufsleben hinzu. Ich war mit meinen Nerven völlig am Ende. So konnte es nicht weitergehen. Ich war gezwungen, die CIBA um einen Erholungsurlaub aus Gesundheits-Gründen zu bitten, der mir auch sofort gewährt wurde. Haushalt und Kinder der Sorge der Grossmutter überlassend, fuhren Madja und ich im Sommer 1947 nach Italien.

Die Reise ging erst nach Florenz. Überall machten sich noch Zeichen der Besetzung durch die Alliierten bemerkbar. Es fehlte das Gefühl der richtigen "Italianita". Madja malte einige Landschaftsbilder in Fiesole, doch die eigentliche Stadt blieb uns, trotz aller ihrer Schätze, fremd. Ohne Bedauern verliessen wir nach wenigen Tagen Florenz, um uns nach Venedig zu begeben.

Auf unserem Reiseprogramm waren für Venedig drei Tage vorgesehen. Als wir aber in diese herrliche Stadt kamen, verfielen wir völlig ihrem Charme und konnten uns nicht mehr von ihr trennen. Immer wieder mussten wir die Verlängerung unseres Aufenthaltes bei der Polizei melden und blieben schliesslich so lange, bis mein Erholungsurlaub zu Ende war. Wir hatten es auch besonders gut getroffen.

Das Wetter war herrlich, von den überstandenen Kriegszeiten war kaum noch etwas zu merken, abgesehen vom auffallenden Touristenmangel. Ausser uns unternahmen damals nur Wenige eine Italienreise. Das war ein grosser Vorteil, denn die Hotels waren fast leer und unglaublich billig. Wir wohnten im erstklassigen Hotel Gabrielli und zahlten für unser schönes Doppelzimmern einen lächerlich niedrigen Preis, der etwa neun Schweizerfranken pro Tag entsprach.

Wir hatten auch das Glück, den Venedig-Fanatiker Peter Hiss zu treffen, den wir van Basel her nur flüchtig kannten. In Venedig umsorgte er uns, als wären wir seine besten Freunde. Er zeigte uns alles was sehenswert war und wir lernten durch ihn viele verborgene Reize dieser Märchenstadt kennen.

Nach dem langen und schönen Italienurlaub kehrten wir erfrischt nach Arlesheim zurück. Wir waren nun wieder imstande, mit den häuslichen Umtrieben fertig zu werden. Reibereien gab es eigentlich nur mit Madjas Mutter. Meine Mama verursachte keinerlei Schwierigkeiten und war von allen geliebt. Sie besass ein wunderbares Anpassungs-Vermögen, nahm an unserem Leben regen Anteil und fühlte sich bei uns wohl.

Dagegen konnte Madjas Mutter sich gar nicht einleben. Sie fühlte sich verkannt und war unglücklich. Lisa hielt Madja für die Hauptschuldige an den gespannten Verhältnissen und wollte ihre Mama sobald als möglich zu sich nehmen. Als die polnische Armee aus Italien nach England abgezogen wurde, landete Mirek mit seiner Familie in London und Lisa liess die "blaue Babuschka" nach England kommen.

Den polnischen Offizieren wurde es ermöglicht nach Chile, Kanada oder Australien auszuwandern. Die englischen Behörden erklärten sich bereit, sie und ihre Angehörigen nach dem Land ihrer Wahl ziehen zu lassen und die Kosten für eine Erstklassreise zu übernehmen.

Dziekonskis entschlossen sich für Chile, weil ein Vetter von Lisa Direktor einer Philips-Filiale in Santiago war und sie eine Hilfe von ihm erwarteten. Es waren reine Wunschträume und Mirek musste allein auf sich selbst gestellt in dem fremden Land eine neue Existenz für sich und seine Familie aufbauen.

Madjas Mutter war mitgefahren, um ihrer Tochter bei der Betreuung der Kleinkinder zu helfen. Auch das erwies sich als eine Illusion. Lisa wurde sich dessen bereits während der Überfahrt bewusst. Sie schrieb Madja einen langen Brief, in dem sie es bereute, die Situation in Arlesheim, als sie bei uns war, völlig falsch beurteilt zu haben. Nun kenne sie die Schwierigkeiten eines Zusammenlebens mit ihrer Mutter.

Um Lisa wenigstens materiell zu helfen, haben wir monatlich an Mama einen Betrag überwiesen, der für ihren Unterhalt genügen sollte. Leider hat sie unsere Zuwendung nicht Lisa übergeben oder für den gemeinsamen Haushalt gebraucht, sondern "gespart" und für den spekulativen Kauf einer Landparzelle in Chile verwendet!

Nicht lange hat es die Arme im fernen Land ausgehalten. Wie bei uns fühlte sie sich ungenügend verstanden, beachtet und geliebt und sehnte sich nach Europa zurück. Wir waren bereit, materiell fürs sie aufzukommen, sie auch für längere Besuche bei uns aufzunehmen, nicht aber dauernd mit ihr zusammen zu leben. Es war eine harte Stellungnahme und meine Schwiegermutter hat sich nie damit abfinden können, dass wir es ablehnten, sie bei uns aufzunehmen. Madja wurde deswegen oft vom schlechten Gewissen geplagt, doch das war eine Sache, über die ich nicht mit mir reden liess. Ich wusste genau, dass ein Zusammenleben mit ihrer Mutter unerträglich gewesen wäre und dass einzig ein Altersheim für sie in Frage käme.

Es gelang uns, meine Schwiegermutter in der Gegend von München, in Marquardtstein, unterzubringen, wo sie mehrere Jahre verbracht hat. Wir haben sie dort mehrmals besucht und auch sie ist wiederholt, besuchsweise, zu uns gekommen, sowohl nach Arlesheim wie in den Tessin. Sie hat es in Marquardtstein gut gehabt, doch war sie mit dieser Lösung nicht zufrieden, so dass grosse Schwierigkeiten heraufbeschworen wurden und wir sie später nach Freiburg i/Br übersiedeln liessen. Dort war sie nicht mehr so weit von uns entfernt und wir konnten sie leichter und öfter besuchen.

Viel Unfreundliches haben wir durch Madjas Mutter erlebt und ich könnte über manche lächerlichen Situationen, die von ihr verursacht wurden, berichten. Doch sollte ich kein böses Wort über sie sagen, denn ich habe jeden Grund, ihr ewig dankbar zu sein. Die Idee, Madja mit mir zusammenzubringen, war ihr liebster Gedanke gewesen, noch bevor wir uns in Bansin getroffen hatten und sie hat viel dazu beigetragen, um unser Schicksal in die richtige Bahn zu leiten. Madja wurde für ihre Maturklasse nach Dresden dirigiert, ich für die Weihnachtsferien nach Schackenhof eingeladen - wenn das keine klugen Züge der weiblichen Feldherrin gewesen sind.

Die Verlobung in Schackenhof wäre allerdings ohne fremde Einmischung harmonischer gewesen und da brauchte das Schicksal keine Nachhilfe mehr, denn auch ohne dass wir unsere Zukunft besprochen hatten, waren wir uns bereits einig. Madja gegenüber durfte ich die Einwirkung ihrer Mutter auf unser Schicksal nie erwähnen -sie wurde böse. Wir sind "für einander bestimmt gewesen" und damit basta.

Doch ist mein Verhältnis zu meiner Schwiegermutter eine merkwürdige Mischung aus Dankbarkeit, Mitleid und zugleich massloser Irritierung gewesen, wobei Letzteres stets die Oberhand gewann, wenn wir zusammen lebten.

Als der Krieg seinem Ende zuzuging und jede Gefahr für die Schweiz vorüber war, hatte das Verstecken unseres Silbers seinen Sinn verloren. Wir wollten unseren Schatz wieder ausgraben, doch wollten wir es mit einem Scherz verbinden. Damals wohnte der junge Campiche bei uns, dessen Eltern Wanja während seines Konfirmationsunterrichtes in Zürich

bei sich aufgenommen hatten. Ein netter, harmloser, bescheidener Jüngling. Wir wollten ihn verulken.

Eines Morgens erzählte Madja beim Frühstück, sie hätte von einem in unserem Garten verborgenen Schatz geträumt. Am nächsten Tag "träumte" sie wieder und konnte sogar den genauen Platz im Garten angeben, wo der Schatz sich befinden sollte.

Campiche wollte dem merkwürdigen Traum nachgehen und nach dem Schatz suchen, was aber von uns als lächerlich bezeichnet wurde. Doch als der gleiche Traum sich auch am dritten Tag wiederholte und Madja die Stelle, wo sich der Schatz befinden sollte, ganz genau beschrieb, war Campiche nicht mehr zu halten.

Er ergriff eine Schaufel und fing an der vom Traum offenbarten Stelle eifrig zu graben. Wir standen daneben und machten skeptische Bemerkungen zu seinem Tun. Da stiess plötzlich seine Schaufel auf den Tonkrug. Ausser sich vor Freude schrie er: "Der Schatz, der Schatz, der ist da!" Als der Tonkrug gänzlich zum Vorschein kam, kannte seine Begeisterung keine Grenzen.

Erst die illustrierten Zeitungen, die als Abdeckung des Silbers im Tonkrug lagen, liessen ihn den wahren Sachverhalt durchschauen. Er war kein erfolgreicher Schatzgräber, sondern das Opfer eines Scherzes! Nachträglich tat es uns leid, ihn derart genarrt zu haben. Wir waren froh, dass er den Streich auf seine Kosten uns nicht übelgenommen hat, wie es fast jeder an seiner Stelle getan hätte. Damit bewies er die Ausgeglichenheit seines Wesens und stieg sehr in unserer Achtung.

Nach Kriegsende waren die Grenzen wieder offen und wir bekamen reichlich Besuch von Verwandten und Bekannten aus dem Ausland. Sie blieben bei uns jeweils mehrere Tage, viele auch einige Wochen. Meine Mama kam immer wieder für längere Zeit, da sie gerne bei uns wohnte. Auch Madjas Mutter kam zu uns nach ihrer Rückkehr aus Chile. Mehrmals besuchten uns Manja, Edmond, Anjuta, Dahls, Stepuns. Professor Stepuns Besuche waren sehr anregend. Einmal hielt er eine seiner Vorlesungen vor 40 geladenen Gästen in unserem Hause.

Die Aufnahme von Dauergästen wurde dadurch sehr erleichtert, dass Margarete nicht mehr bei uns wohnte, sondern beim Nachbarn, den sie geheiratet hatte. Sie kam zu uns nur tagsüber, eine ideale Lösung. Die tüchtige und gewissenhafte Arbeit unseres "Hausgeistes" blieb uns erhalten, ihre Launen und hysterischen Anwandlungen, unter denen Madja, besonders aber die Kinder oft zu leiden hatten, konnte sie zuhause bei ihrem angetrauten Witwer abregieren. Und dazu hatten wir noch ihr nettes Zimmer für unsere Gäste zur Verfügung, in dem meine Mama besonders gerne gelebt hat.

Natürlich hat es auch viele Besuche ohne Übernachtungen gegeben. Für grössere Feste war die Entfernung von Basel ein Nachteil. Die Wenigsten besaßen damals einen Wagen und man war auf das letzte Tram angewiesen, wollte man nicht zu später Nachtstunde die Strecke Arlesheim-Basel zu Fuss bewältigen.

Als wir erfuhren, dass ein Extrakurs zu beliebiger Zeit privat bestellt werden konnte, veranstalteten wir ein grosses Fest und liessen unsere Gäste um vier Uhr morgens von einem Extratram abholen. Der Spass kostete 60 Franken eine gute Lösung des Transport-Problems!

Ein weiteres grosses Fest fand bei uns statt, als Helen Burckhardt Europa verliess, um nach den U.S.A. zu reisen. Sie wusste, dass unser Haus nur von mir allein bewohnt war, da Madja zur Kur in Schinznach weilte, und bat mich, es ihr für ein Abschiedsfest zu überlassen. Madja hatte nichts einzuwenden und ich war gerne bereit, ihren Wunsch zu erfüllen. So füllten sich Haus und Garten mit mir völlig fremden Menschen, von denen ich dann einige kennenlernte.

Jean Arp wollte von mir wissen, bei wem er eigentlich zu Gast sei. Ich stellte mich vor und klärte ihn auf. Ganz unerwartet erschien dann auch Madja. Sie hatte der Versuchung nicht widerstehen können, an einem im eigenen Hause stattfindenden Fest teilzunehmen. Ihre Kur in Schinznach unterbrechend, hatte sie sich von einer Mitpatientin nach Arlesheim chauffieren lassen.

Madja nähte viel, allein oder mit Frau Basler, die zu uns kam und es entstanden zahlreiche schöne Sachen für sie selbst und die Mädchen. Auch für Wanja hat sie verschiedenes angefertigt, da er auf seine Schwestern eifersüchtig wurde und sich beklagte, Madja arbeite nur für sie. So nähte sie auch ihm Pyjamas und sogar eine Männer-Jacke.

Das Fotografieren wurde in Arlesheim weniger gepflegt, als wir es beim Einrichten unserer bequemen Dunkelkammer erwartet hatten. Während früher, in Schackenhof, besonders schöne Landschaftsbilder und Porträts entstanden und Madja später in Basel sogar etwas Geld mit ihren Aufnahmen verdient hat, wurde das Fotografieren jetzt zum allgemein üblichen Knipsen degradiert und die gut eingerichtete Dunkelkammer relativ wenig benützt.

Vielleicht hing das mit der Enttäuschung zusammen, die Madja in Basel erlebt hatte. Nachdem sich ihre Näherei nicht zum richtigen Beruf entwickelt hatte, wollte sie sich als Fotografin ausbilden lassen und nahm an einem Fotokurs in der Gewerbeschule teil. Sie hatte Freude daran und arbeitete fleissig, bis sie eines Tages zur Direktion zitiert wurde und ihr, ohne Grundangabe, eröffnet wurde, sie dürfe am Unterricht nicht weiter teilnehmen. Anscheinend weil sie eine "Dame" war, die eine Berufsausübung nicht nötig hatte. Sie war durch diese brüske Zurückweisung tief betroffen, doch weil wir damals fremd waren und noch nicht genügend Fuss in Basel gefasst hatten, konnten wir uns nicht wehren.

Während unserer Arlesheimer Zeit sind wir fünffache Grosseltern geworden. Viel Freude hatten wir am Besuch der Enkel, die gerne in unserem Garten spielten. 1955 durften wir Mariskas Kinder während 6 Wochen bei uns haben. Die Eltern hatten sie aus den U.S.A. allein, per Flugzeug, in die Schweiz geschickt.

Wir nahmen sie in Kloten in Empfang und das war ein wahres Erlebnis. Schon die Vorstellung, die Kleinen hatten den Transatlantikflug allein, ohne Eltern, gemacht, war aufregend. Bis zur Erledigung der Grenzformalitäten konnten wir nicht an sie gelangen, sahen sie nur

hinter einer trennenden Glaswand. Gerührt beobachteten wir, wie der winzige Stephan seine noch kleinere Schwester mutig vor einem viel älteren und grösseren Jungen beschützte, ohne dass wir ihm dabei helfen konnten. Es war schön, die Kinder längere Zeit bei uns beherbergen zu dürfen.

Im Laufe der Zeit schafften sich immer mehr Leute einen Wagen an. Unsere eigene Motorisierung nahm 1948 ihren Anfang, als ich Madja zum Geburtstag eine Vespa schenkte. Wanja bestand darauf, dass die Schenkung in einer möglichst spannenden und komplizierten Weise erfolge. Auf Madjas Geburtstagstisch durfte nur ein Zettel liegen, mit dem Hinweis auf eine Stelle im Garten, wo gesucht werden sollte. Da befand sich ein zweiter Zettel mit einem neuen Hinweis und so ging es weiter, bis das erschöpfte Geburtstagskind ihr Geschenk endlich hinter dem Hause entdeckte.

Die Vespa hat uns beide sehr befriedigt und ein Jahr später schafften wir uns eine zweite an. Auf den zwei Vespen haben wir längere Reisen in den Tessin und nach Italien unternommen.

Doch bald genügten uns die Vespen nicht mehr - wir wünschten uns ein richtiges Auto. Wir machten Pläne für eine Garage am Garteneingang., nahmen fleissig Autofahrstunden und kauften einen gebrauchten Vauxhall. Am 2. 5. 1952 bestanden wir beide gleichzeitig unsere Fahrprüfung und unternahmen gleich darauf eine herrliche Autoreise nach Spanien.

Ein Abschnitt vorliegender Erinnerungen sollte Madjas Entwicklung zur Malerin gewidmet werden. Ich sehe davon ab, da alles Wesentliche darüber in der Publikation "Madja Ruperti, Leben und Werk" gesagt worden ist.

Plötzlich war unser Haus still und öde geworden. Beide Töchter hatten kurz nacheinander geheiratet und uns verlassen. Ihre Zimmer standen leer, denn die spärlichen Möbel hatten sie mitgenommen. Die Stille bedrückte uns, besonders wenn auch Wanja abwesend war. Für uns allein ohne unsere Kinder war das Haus entschieden zu gross.

Mir machte es nicht so viel aus, da ich den grössten Teil des Tages in der Fabrik verbrachte. Ich war nach wie vor froh, wenn ich in Arlesheim in meinen vier Wänden sein durfte. Doch Madja bedrückte das Gefühl des Alleinseins sehr, auch wenn sie in ihrem Kunstschaffen eine Ablenkung fand.

Wir hatten Ernst Egeler gebeten, uns das Projekt einer Garage anzufertigen, die angesichts unserer "Motorisierung" nötig geworden war. Nun wurde mit ihm die Möglichkeit besprochen, ein neues, kleineres Haus für uns zu bauen, das unserer jetzigen Lage und Bedürfnissen besser als das alte entsprechen würde. Wir dachten daran, dieses zu verkaufen und für den Verkaufserlös einen Neubau erstellen zu lassen. Die projektierte Garage sollte aber, unabhängig von den neuen Absichten, gebaut werden, denn eine Garage war für ein Haus, wie das Unsrige direkt erforderlich und würde den Verkauf der Liegenschaft leichter machen.

Die Garage wurde gebaut, wir besprachen mit Egeler weiter das Projekt eines Neubaus und sahen uns nach einem passenden Grundstück um.

Aus finanziellen Erwägungen dachten wir, gemeinsam mit dem Ehepaar Hofmann zu bauen. Er war Ingenieur bei der CIBA und mit uns befreundet. Zusammen haben wir mehrere Grundstücke angesehen und Baupläne diskutiert. Es stellte sich aber heraus, dass Hofmanns und wir von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgingen.

Für sie waren Wertbeständigkeit und Verkäuflichkeit des Besitzes das Wichtigste. Alles sollte den Anforderungen eines eventuellen späteren "Normalinteressenten" entsprechen. Wir dagegen richteten uns nach eigenem Geschmack und Wünschen.

Später konnten wir feststellen, dass auch für den Fall eines sich notwendig erweisenden Verkaufes unsere Auffassung die Richtige war. Von uns gebaute oder umgebaute Häuser haben nicht trotz, sondern dank ihrer Originalität stets einen Käufer gefunden.

Wir gaben die ursprüngliche Absicht auf und suchten allein weiter. Einen geeigneten Bau- platz fanden wir in Arlesheim, ganz in der Nähe des alten Hauses, eine schöne Eckparzelle im Oberen Boden. Anfänglich kamen mir einige Bedenken, da die gegenüber liegende Strassen- seite aus einer Reihe zusammengebaute Häuser bestand - eine richtige Wohnkolonie. Doch überwand wir unsere Zweifel, kauften die Parzelle und gaben Ernst Egeler den Auftrag, ein Haus für uns darauf zu erstellen.

Das alte Haus konnten wir günstig verkaufen, so dass der Verkaufserlös nicht nur zur Tilgung der Hypotheken reichte, sondern darüber hinaus genügend Bargeld erhalten wurde, um mit dem Neubau beginnen zu können. Der Käufer war Dr. Zuppinger, ein sehr sympathischer Chemiker, mit dem uns Frau Uebersax bekannt gemacht hatte.

Nun bauten wir wieder mit Ernst. Er bemühte sich unseren Wünschen Rechnung zu tragen, doch der inzwischen bekannt gewordene, stark beschäftigte Architekt war nicht bereit, immer wieder neue Pläne zu zeichnen, um das Letzte an Qualität und Preiswürdigkeit herauszuschinden, wie er es bei seinem ersten Haus gemacht hatte.

Auch wir mussten nicht mehr wie früher mit jedem Kubikmeter Raum geizen, um Kosten zu sparen. So wurde kein Plastilin-Modell angefertigt, das mit einem Brotmesser gekürzt werden konnte und das neue Haus wurde zwar kleiner, doch nicht sehr viel kleiner als das Alte.

Im Sommer 1953 zogen wir ein. Ein schöner Garten mit Wasserbecken wurde angelegt.

Leider musste ein grosser alter Kirschbaum beseitigt werden. Aus dem mächtigen Stamm wurden in einer Sägerei dicke Bretter mit natürlich gekurvten Rändern geschnitten. Durch Anbringen von Eisen-Füssen liessen sich daraus schöne, originelle Tische anfertigen.

Einen solchen Tisch hatte Madja später in ihrem Palazzon-Atelier. Jean Arp war von dessen Form sehr angetan. Wenn er Madja in ihrem Atelier besuchte, fuhr er immer wieder liebkosend über die gekurvten Seiten des Brettes. Er war sehr begeistert, als sie ein weiteres

Brett zum Tisch werden liess und ihm schenkte. Als Gegenleistung versprach er ihr eine seiner Plastiken. Bekommen haben wir sie nicht - er vergass sein Versprechen und Madja hat ihn nicht daran erinnern wollen.

Vom Leben im neuen Haus sind mir nur wenig Erinnerungen geblieben. Leider ist auch in Madjas Aufzeichnungen nicht viel darüber zu finden. Es hängt wohl damit zusammen, dass zur Zeit, als wir im Oberen Boden lebten, wir zu stark durch den Tessin (Palazzon) und häufige Reisen in Anspruch genommen wurden, um uns durch das ruhige Leben in Arlesheim beeindrucken zu lassen.

Nur einzelne Begebenheiten, so z.B. wie Madja die Versicherungs-Gesellschaft zu hintergehen versuchte, sind in meinem Gedächtnis hängen geblieben. Beim Heizen eines Ofens waren kleine glühende Kohlestücke auf die davor liegende Spannteppich-Bahn gefallen und hatten hässliche Brennflecken darauf hinterlassen. Der Teppich war verdorben und Madja wollte den Schaden der Feuerversicherung melden. Unsere Haushilfe, ich weiss nicht mehr wer es damals war, machte sie darauf aufmerksam, dass die Versicherung kaum für Sengflecken aufkommen würde, wenn keine richtigen Brandlöcher entstanden waren.

Dem konnte aber leicht abgeholfen werden. Gedacht, getan. Ein paar glühende Kohlestückchen auf den Läufer gelegt und schon waren die gewünschten Brandlöcher da. Nur sollte ich über diese Nachhilfeoperation nichts erfahren, sonst gäbe es vermutlich Schwierigkeiten. Die Brandlöcher wurden mir gezeigt mit der Bitte, den Schaden der Versicherungsgesellschaft zu melden. Da kam aber eine böse Überraschung - unsere Mobilversicherer erwies sich als verfallen, da wir schon lange keine Beiträge mehr bezahlt hatten. Trotz Ärger und Enttäuschung hatte Madja genügend Humor, um sich über den Vorfall herzlich zu amüsieren.

Eine zweite Versicherungsaffäre betraf Marischa und Lukas. Als sie einige Tage in unserem Haus wohnten, während wir im Tessin waren, kam es zu einem grösseren Brandschaden. Ein Glas, in dem sich gebrauchte Pinsel zur Reinigung befanden, war über einem Heizkörper gekippt und das darin befindliche Terpentin hatte Feuer gefangen. Im Nu sprang die Flamme auf die Vorhänge und auf den Korkboden des Badezimmers über. Bevor der Brand gelöscht werden konnte, war ein beträchtlicher Schaden entstanden.

Der Versicherungsbeamte, der zu uns kam, vertrat den Standpunkt, es sei polizeiwidriger und sträflicher Leichtsinn gewesen, eine brennbare Flüssigkeit über einem Heizkörper abzustellen. Seine Gesellschaft hätte die Pflicht, den Vorfall der Polizei zu melden. Doch um das gute Verhältnis zur Kundschaft nicht zu stören, wäre sie bereit, von einer Anzeige abzusehen. Sie würden sogar für die Hälfte des entstandenen Schadens aufkommen, sofern wir einverstanden waren, die restlichen Kosten zu übernehmen.

Auf Lukas Rat lehnte ich den Vorschlag kategorisch ab. Das hatte zur Folge, dass ein Polizeibeamter bei uns erschien, um der Sache nachzugehen. Als ich ihn an Lukas Burckhardt

verwies, da nicht ich, sondern er für den Brand verantwortlich war, stellte er mir die Frage, ob es der Lukas Burckhardt sei, der zur Zeit die Funktion des Polizei-Chefs von Basel-Stadt ausübe? Auf meine bejahende Antwort hin verzog sich der Polizist. "Ich nehme an, dass die Versicherungsgesellschaft ihren Antrag zurückziehen wird", waren die letzten Worte, die wir von ihm hörten. Das hat sie auch getan und den vollen Schaden übernommen.

Wie ich es bereits erwähnte, sind wir damals viel gereist. 1954 fuhren wir mit meiner Schwester Manja wieder nach Spanien. Sie hatte gerade ihren Mann verloren und war sehr niedergeschlagen. Die Spanienreise half ihr, den Anschluss ans Leben wiederzufinden.

Das nächste Jahr verbrachten wir die Ferien in Norwegen wieder mit Manja und lernten das Land in einer ausgiebigen Autofahrt kennen. Das alles geschah, bevor wir anfangen zu zelten. Später sind unsere grösseren Reisen stets Camping-Unternehmen gewesen.

Die Anregung zum Zelten kam von den Übersax. Anfänglich habe ich nichts davon wissen wollen. Die Aufnahmen von Campingplätzen, die uns Dr. Übersax immer wieder mit Stolz zeigte, fand ich abtossend - Horden hässlicher Männer und Frauen, nackt oder dürftig gekleidet, primitive hygienische Einrichtungen, Waschen von Geschirr und Windeln, das alles fand ich ekelhaft. Doch Madja wollte zelten, um frei und nicht auf Hotel-Übernachtungen angewiesen zu sein.

Wir kauften ein Zelt und begannen, eigene Camping-Erfahrungen zu sammeln. Bald musste ich meine negative Einstellung aufgeben. Schon bei der ersten Campingreise konnte ich mich davon überzeugen, dass die Teilnahme an einem Massenbetrieb durchaus kein "Muss" sei. Oft konnte man frei in der Natur zelten, aber auch auf Zeltplätzen ist es meistens möglich gewesen, sich abzusondern.

Wir besaßen ein nach dem Schirmsystem gebautes Zelt. Es liess sich mit einem einzigen Griff aufspannen und bestand aus einem runden Plastikboden, einer einzigen zentralen Metallstange und vom Schirmgipfel bis zum Boden reichende Stoffbahnen, die seitlich mittels Schnüren gespannt und an Pflöcken befestigt wurden. Es konnte in wenigen Minuten aufgestellt werden.

Alle staunten, wenn plötzlich ein Zelt da stand, wo noch vor wenigen Augenblicken nichts zu sehen gewesen war. Es war recht geräumig und man konnte darin überall aufrecht stehen. Wir waren damit sehr zufrieden, bis es sich herausstellte, dass seine Solidität zu wünschen übrig liess. Eine einzige zentrale Metallstange genügte nicht, um einem stärkeren Unwetter zu widerstehen. Ein Sturm in Holland zerbrach die Stange, das Zelt fiel zusammen und wir mussten im Salon von Karl van Rijckevorsel campieren. Der Schaden konnte repariert werden und wir sind mit dem Zelt noch in der Bretagne, der Normandie, in Belgien und Holland gewesen. Besonders schön war das Campieren in Sizilien.

Madjas Gesundheit liess oft zu wünschen übrig. Immer wieder musste sie gegen irgendwelche Beschwerden ankämpfen - Kopfschmerzen, Schwäche-Zustände, Atemnot, Magen- und Darmleiden, kranke Leber, Rückenschmerzen und dergleichen mehr.

Jedes Jahr hielt sie eine Grippe wochenlang im Bett. Ihr Körper hatte nicht genug Abwehrkräfte, sie hatte stets Untertemperatur, die auch bei Erkrankungen nur wenig stieg. Ihr Organismus wurde mit einer noch so leichter Erkrankung nur mit Mühe fertig. Bei einer Grippe ging ihr der Gebrauch der Stimme verloren und sie konnte nur kaum vernehmlich flüstern.

Wir hatten einen guten Arzt, der unser volles Vertrauen besass. Dr. Jenny, ein interessanter, aussergewöhnlicher Mensch, war Anthroposoph, doch gehörte er nicht zu den Fanatikern der Geisteswissenschaft. Wenn er uns auch mit Meereswasser und ähnlichen harmlosen Arzneien kurierte, hatte er keinerlei Hemmungen, uns, wenn nötig, wirksamere Erzeugnisse der Pharmaindustrie zu verschreiben. Auch stand er auf gutem Fusse mit den besten Fachärzten von Basel und pflegte ihre Hilfe zu beanspruchen, wenn es das Wohl seiner Patienten erforderte. Wir waren froh, ihn als Arzt und als Freund zu haben.

Auf seinen Rat hin hat Madja ihr Leberleiden in Montecatini behandelt, den Blinddarm vom besten Chirurgen in Basel operieren lassen, ihre Kuren in Forio d'Ischia, Abano und Schinznach unternommen. Gegen ihre Rückenleiden hatte er schwefelhaltige Hausbäder vorgeschrieben, dabei aber dringend empfohlen, einen Kurort mit natürlichem Mineralwasser aufzusuchen. "Schwefel, nur Schwefel" pflegte er zu sagen, "fahren Sie doch nach Ischia".

Madja folgte seinem Rat und fuhr nach Forio. Gemäss Analyse enthielt das dortige Wasser zwar keine Spur von Schwefel, erwies sich aber unbestritten als heilsam. Deshalb hat sie noch drei weitere Male Ischia aufgesucht. Im Gegensatz zu Forio zeigte eine Kur in Abano keinerlei nützliche Wirkung.

Abgesehen von den grösseren Reisen und Kuraufenthalten waren wir, insbesondere Madja, oft von Arlesheim abwesend. Jedes Jahr begaben wir uns drei bis vier Mal in den Tessin. 1957, als wir den Palazzon kauften und umbauten, reisten wir 21 Mal in die Süd-Schweiz. Damals verbrachte Madja fast mehr Zeit in Incella als in Arlesheim.

Wiederholt sind wir auch zu ihrer Mutter nach Marquardtstein, später nach Freiburg gefahren. Mehrmals ist Madja in Paris gewesen, hat Island einen Besuch abgestattet und ist auch nach England gefahren.

Die Englandreise kam ganz unerwartet. Unser Positano Freund, der englische Schriftsteller Lewis Way, hatte auf seiner Autoreise aus Italien nach London eine Nacht bei uns verbracht. Als Madja sich bei ihm erkundigte, wann die beste Zeit für einen Englandbesuch wäre, hatte er leichtsinnig gesagt: "gerade jetzt, kommen Sie doch morgen mit!" Bestimmt hatte er nicht damit gerechnet, Madja würde seine Einladung ernst nehmen. Doch das tat sie und brachte ihn damit in grösste Verlegenheit. Er nahm sie zwar mit, doch war ihm ihr Verhalten ein Rät-

sel. Er befürchtete unerwünschte Annäherungsversuche. Zu Madjas grosser Belustigung schloss er während der Reise nachts seine Zimmertür ab, um sich davor zu schützen. Es kostete ihn viel Überwindung, ihr vor der Ankunft in England zu gestehen, dass er von einem italienischen Jüngling erwartet würde, mit dem er dort lebe. Er war ungemein erleichtert, als ihm klar wurde, dass Madja seine Neigungen längst kannte.

Trotzdem dass das neue Haus ganz nach unseren Wünschen gebaut und eingerichtet war, befriedigte uns die Lösung des Wohn-Problems nicht restlos. Das Leben in Arlesheim hatte seine Berechtigung und Attraktivität für uns verloren. Wir waren allein im Hause, die Töchter wohnten in Basel, Wanja in Zürich.

Auch der Garten war nicht mehr so interessant wie früher, nachdem kein Gemüse mehr gezogen werden musste und keine Tiere zu versorgen waren. Es zog uns in die Stadt mit ihren grösseren kulturellen und sonstigen Möglichkeiten, Ausstellungen, Galerien, Theater, Kino, schöne Läden - warum sollten wir noch weiter in Arlesheim wohnen? Als Hilt sich bereit zeigte, seine Galeriewohnung, die er aufgeben wollte, uns zu vermieten, beschlossen wir auch unser zweites Arlesheimer Haus zu verkaufen und zogen in die Stadt.

Aeschenvorstadt

Es war uns klar geworden, dass wir in Arlesheim nichts mehr zu suchen hatten. Wenn wir nicht im Tessin waren, zog es Madja nach Basel. Sie wollte unter Menschen sein, auch was ihre Kunst betraf, hatte sie mehr Anregungen in der Stadt als auf dem Land.

Dort hatten wir 1959 Balz Hilt kennengelernt, als er noch in der Aeschenvorstadt wohnte und dort seine Galerie führte. Sie wurde ihm zu klein und er wollte sie in viel grössere und schönere Räume in die Rittergasse überführen. Als wir davon hörten, kam uns der Gedanke, unseren Wohnsitz in die Aeschenvorstadt zu verlegen. Nach und nach nahmen unsere Pläne konkreteren Charakter an und im April 1960 schlossen wir mit Hilt einen fünfjährigen Untermieterkontrakt auf seine Wohnung ab.

Nun musste das zweite Arlesheimer Haus verkauft werden. Wir setzten Annoncen in die Zeitung und strengten uns sehr an, es zum geschätzten Preis an den Mann zu bringen. Leicht ist es nicht gewesen - weit über hundert Interessenten, oder solche, die sich dafür ausgaben, haben wir durch das Haus geführt resp. mit ihnen korrespondiert, bis es uns gelang, den Kaufvertrag mit Herrn Gysin zum Preis der Schätzung abzuschliessen. Nun waren wir unsere finanziellen Sorgen los und konnten leichten Herzens nach Basel umziehen.

Hilts Wohnung befand sich im oberen Teil eines alten, heute abgerissenen Hauses, dem Hotel Drachen gegenüber. Sie bestand aus einem schmalen, sehr langen Gang, an dessen Ende sich ein Zimmer, eine Bar-Küche und eine schmale, aufwärts gehende Treppe befanden. Letztere war im Innern eines auf dem Dache des Hauses aufgesetzten hölzernen Turmes gelegen.

Die Küche gehörte eigentlich nicht zur Wohnung, da sie sich auf fremdem Territorium befand - Balz hatte die Wand zum Estrich des Neben-Hauses durchbrochen und dort die Küche eingerichtet und dazu noch einen kleinen, sehr primitiven Dusch-Raum hinzugefügt.

Der Turm war etwas völlig Dilettantisches, der soliden Schweizer Bauart keineswegs Entsprechendes. Seine Wände bestanden aus ganz dünnen Brettern, die an Pappe erinnerten, wenn sie nicht tatsächlich aus Pappe waren. Die Treppe führte in ein Zimmer, das uns als Schlafzimmer gedient hat und aus dem eine weitere Treppe in Madjas Atelier nach oben führte. Dort gab es wieder eine Treppe, diesmal zum Dachgarten auf der oberen Terrasse des Turmes.

Das Ganze war errichtet worden zu Zeiten, als die Aeschenvorstadt sich noch am Stadtrande befand und man vom Turme aus wohl eine schöne Aussicht auf die Landschaft hatte. Es war eine Wohnung mit drei Zimmern - gute Stube, Schlafzimmer, Atelier und dazu Küche, Duschraum, Korridor und ein Ablageraum für Bilder im Keller - doch sicher nicht eine übliche bürgerliche Dreizimmerwohnung, sondern etwas ganz Aussergewöhnliches. Madja war vom besonderen Reiz und der Originalität der Wohnung ganz begeistert, so dass manche

Nachteile gerne in Kauf genommen werden konnten, besonders angesichts des sehr niedrigen Mietpreises.

Die vielen Treppen innerhalb und ausserhalb der Wohnung störten uns damals nicht -wir waren, oder vielmehr fühlten uns noch jung und das Treppensteigen bot keine Probleme. Nur der steile Aufstieg zum Schlafzimmer war direkt lebensgefährlich -Madja tat einen ziemlich schlimmen Sturz, der ihr eine Gehirnerschütterung einbrachte.

Man musste sich eines Handseiles bedienen, um sich beim Benutzen der Treppe sicher zu fühlen. Die ziemlich engen Raumverhältnisse haben Madja nicht daran gehindert, sehr grosse Bilder zu malen. Dazu war das winzige Atelier viel zu klein, doch hat sie es fertig gebracht, sie im langen, schmalen Gang zu verfertigen, ungeachtet des völlig inexistenten Abstandes vom Bilde beim Arbeiten.

Die hygienischen Verhältnisse waren nicht gerade ideal, trotz unseren Anstrengungen, den Duschraum zu modernisieren, aber wir fanden uns damit ab.

Auch die in der Wohnung lebenden Mäuse haben uns anfangs nicht sonderlich gestört, obschon die Mäuseplage ein Kapitel für sich gewesen ist. Das erste Mal, als wir eine Maus auf unserer Bar erblickten, waren wir über das niedliche Tierchen ganz entzückt und wollten ihr nichts antun.

Wir sprachen von "unserer Maus" und betrachteten sie gewissermassen als Haus-Maskottchen. Erst als wir Mäusedreck in unseren Vorräten fanden, mussten wir einsehen, dass doch etwas dagegen unternommen werden musste. Wir stellten Mausefallen auf und konnten uns bald davon überzeugen, dass es sich keineswegs um eine einzelne niedliche Maus, sondern um eine wahre Mäuseplage handelte - in wenigen Tagen hatten wir 16 Stück gefangen!

Wir töteten die gefangenen Tierchen durch Ertränken im Klo, worüber Andrea, als sie es erfuhr, ganz entrüstet war. Ihrer Meinung nach sollten die gefangenen Mäuse wieder in Freiheit gesetzt werden, am besten in einem Lebensmittelladen, damit sie nicht verhungerten.

Diese verschiedenen Nachteile haben wir gern übersehen und fühlten uns in unserer Aeschenvorstadt-Wohnung sehr wohl. Wir hatten genügende Platz, um Gäste zu empfangen und auch, um Feste zu feiern. Ein völlig improvisiertes Fest ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Ich war mit den übrigen CIBA-Kollegen der Abteilung von Prof. Gränacher zu seiner Jubiläumsfeier eingeladen worden, an der ich mich masslos langweilte. Die Feier bestand in einem Festessen in einem teuren Restaurant mit eigener Forellenzucht. Man musste unendlich lange auf das Essen warten und die Zeit durch Besehen der einzelnen Forellenteiche totschiessen. Dabei erfuhr man, dass in einem der Teiche dreijährige, im zweiten einjährige und im dritten zweijährige Fische sich herumtummelten ein nicht sehr anregender Zeitvertreib! Als es endlich zum Essen ging, sass ich, als der Ältteste der Mitarbeiter, neben dem Professor.

Ich benutzte die Gelegenheit um ihn zu fragen, wie er es fertig brachte, trotz Arbeit, Sorgen und fortgeschrittenem Alter, immer noch so jung und unverbraucht auszusehen. "Ich habe mich einfach nie geärgert", war Gränachers bemerkenswerte und wohl auch zutreffende Antwort.

Ich war sehr froh, endlich gegen elf Uhr abends nach Hause dem verdienten Schlaf entgegenfahren zu dürfen. Doch dort erwartete mich eine grosse Überraschung. Als ich die Wohnungstür aufmachte, war ich mitten im ausgelassensten Tanzvergnügen, das ich je erlebt hatte! Ein grösserer Gegensatz zu der eben von mir verlassenen Professor Ehrung war undenkbar! Auf Anregung von Hilt hatte Madja in meiner Abwesenheit die gesamte Truppe des in Basel gastierenden Neger-Ballets zu uns eingeladen. Es war ein eigenartiges, lustiges Fest, mit vielen fröhlichen Menschen, das bis spät in die Nacht gedauert hat.

Alle tanzten, sangen, tranken und fühlten sich bei uns äusserst wohl. Mir hat eine kleine Neger-Tänzerin besonders gut gefallen, was Madja gar nicht recht war.

Unser Leben in der Aeschenvorstadt Periode war sehr abwechslungsreich und Madja war glücklich. Sie brauchte sich nicht mehr um einen aufwendigen und zeitraubenden Haushalt mit Kindern, Haushilfe, Garten und dergleichen zu kümmern, durfte mitten in der Stadt, in der Nähe ihrer Töchter wohnen und die Annehmlichkeiten des Stadtlebens geniessen.

Vor allem aber konnte sie sich mit gutem Gewissen ganz ihrer Kunst widmen. Das tat sie dann auch. Sie malte am Tage und abends arbeiteten wir gemeinsam im Atelier. Zuerst mit fremder Hilfe, dann allein, rahmten wir ihre Bilder mit Holz- oder Metall-Leisten, was uns viel Freude machte.

Madja schickte Bilder nach New York für ihre zweite Ausstellung bei Lilienfeld, stellte 1961 bei Hilt, in seiner neuen Galerie in der Rittergasse aus, dann, im gleichen Jahr, im Städtischen Museum in Wuppertal und danach in Ascona, Zürich und Frankfurt.

Während der Ausstellung bei Hilt hat meine Schwester Manja bei uns, in unserer "guten Stube" gewohnt und Madjas Ausstellung in der Galerie gehütet. Sie war bereit zu helfen, wo sie nur konnte. Als sie hörte, dass Madja viel lieber ihre alten, misslungenen Bilder übermalte, statt sich an eine unberührte weisse Fläche heranzuwagen, schlug sie ihr vor, misslungene Bilder für sie anzufertigen und war traurig, dass Madja von ihrem gut gemeinten Vorschlag keinen Gebrauch machen wollte.

Die Zeit verging wie im Traum, zumal unser Leben in der Aeschenvorstadt durchaus nicht eintönig war. Es gab viel Besuch und auch Reisen, an denen ich, wegen meiner Arbeit bei der CIBA, nicht immer teilnehmen konnte. Immer wieder fuhr Madja allein, oder mit mir zusammen nach Paris, 1962 mit Fabiani nach Island und mit mir nach Marokko.

Im gleichen Jahr hat sie in St.Gallen an ihrem ersten Glasfenster gearbeitet. Auch nach Zürich sind wir gefahren, als Wanja das fünfjährige Jubiläum seiner Reklameagentur feierte.

Das ist ein sehr gelungenes Fest gewesen, zu dem seine gesamte Kundschaft in die prächtige Villa, damaliger Geschäftssitz, eingeladen worden war.

Eine der Attraktionen der Feier bestand in der Abgabe von "Wertpapieren aus dem Familienbesitz" an die geladenen Gäste. Es handelte sich um den Rest-Bestand eines Aktienpaketes im Nominalwert von 600'000 Goldfranken, den mein Vater bei der in der Schweiz erfolgten Gründung der Moskauer Textilmanufaktur seinerzeit übernommen hatte.

Die Aktien hatten infolge der russischen Revolution ihren Wert verloren, doch wurden sie immer noch zum Handeln an der Zürcher Börse zugelassen, so dass ich einen kleinen Teil des Aktienpaketes zum Preise von 2,5, später 1 Franken pro Hundert hatte verkaufen können. Den verbliebenen Rest hatte ich Wanja überlassen - er könne sich ein Zimmer damit tapezieren, wenn es ihm Spass mache!

Er hatte aber eine viel bessere Verwendung dafür gefunden - er wollte sie, möglichst feierlich, an seine Kunden verschenken. In einem Extrazimmer, unter den wachsamen Augen eines dafür engagierten Sekuritas Wächters, lag das Aktienpaket auf einem Schreibtisch. Davor sass eine Sekretärin mit einem aufgeschlagenen Buch, in das jede abgegebene Aktie samt Namen und Adresse des Empfängers eingetragen wurde. Jeder Gast hatte nur auf eine Aktie Anrecht.

Es war sehr amüsan anzusehen, wie sich die Gäste dieser Gratisabgabe von Wertpapieren gegenüber verhielten. Keiner wusste, ob es sich um ein wahres Geschenk, oder nur um eine Mystifikation handelte - doch kamen sie alle, einer nach dem anderen, um sich die Aktie aushändigen zu lassen.

Auch sonst hat es viel Lustiges bei dieser Feier gegeben -es war ein wirklich gut gelungenes Jubiläumfest.

Bei uns, in der Aeschenvorstadt, wurde der vierzehnte Geburtstag von Tanjas Tochter Anoulja feierlich begangen. An unserem Bar-Tisch wurde ein grosser Glacé-Hund, den Wanja aus Zürich hatte kommen lassen, mit grossem Genuss vertilgt.

Wie bereits gesagt, haben wir uns in unserer Basler Wohnung sehr wohl gefühlt. Und doch trat sie allmählich immer mehr in den Hintergrund, da unser Hauptinteresse damals dem Tessin galt. Dort wurde geplant, gebaut und für unsere Zukunft vorgesorgt. Während ich noch durch meine Arbeit bei der CIBA gebunden war, verbrachte Madja in Incella fast mehr Zeit als in Basel. Wir tauschten unseren Peugeot in Ascona gegen einen kleinen, hellblauen VW, den wir im Tessin behielten. In Basel hatten wir weder Garage noch Auto.

Im Jahre 1962 kam meine Pensionierung, die mit meinem "Schwanengesang" - einer Arigal-Vortragsreise nach den U.S.A. - eingeleitet wurde. Anschliessend verbrachte ich mit Madja noch drei Ferienwochen in Mexico. In der kurzen Zeit sahen wir so viel Schönes und Interessantes, dass wir den Entschluss fassten, nach der Pensionierung nochmals, dann aber für eine

längere Zeitdauer, nach Mittel- und Süd-Amerika zurückzukehren, um das Land richtig kennen zu lernen.

Ein Jahr später haben wir es auch getan und dafür ganze drei Monate verwendet. Ausgiebig haben wir Peru, unter sachkundiger Führung meines Veters, Wolodja Moser, bis in die abgelegenen Urwaldpartien hinein besichtigt, sind in Cuzco und im Machu-Picchu gewesen, haben den Titicaca-See gesehen, längere Zeit bei meinem Vetter in Miraflores-Lima gewohnt und sind dann nach Chile zu Madjas Halbschwester Lisa geflogen.

Bei ihr haben wir eine sommerliche Weihnacht im Garten gefeiert und sind mit ihr und Mirek im Lieferauto der Fabrik, in der Mirek tätig war, die ganze Panamericana Strasse bis in den südlichsten Zipfel von Chile hinunter gefahren. Danach haben wir noch einen Abstecher nach Mexico, Panama und Guatemala gemacht und eine überwältigende Fülle von neuen Eindrücken erhalten.

Unsere Aufnahme-Fähigkeit wurde sichtlich überfordert und wir mussten erkennen, dass auch sie ihre Grenzen hat. Wir sind allzu lange auf Reisen gewesen und waren froh, wieder nach Hause zurückkehren zu können. Nach meiner Pensionierung verlagerte sich unser Leben gänzlich nach Incella.

Trotzdem wollten wir die Wohnung in der Aeschenvorstadt nicht aufgeben - sie war nicht teuer und sollte uns als "Pied-à-terre" bei unseren gelegentlichen Besuchen in Basel dienen.

Inzwischen waren wir nicht mehr Untermieter, sondern direkt Mieter der Wohnung geworden, da Hilt sein Miet-Verhältnis gelöst hatte. Ende 1964 wurde Jürg Schaub unser Untermieter. Er brauchte die Wohnung als Büro für seine Reklameberater Tätigkeit nur tagsüber und nur die unteren Räume, so dass wir sie ohne weiteres als Absteigequartier benutzen konnten.

Das schien uns eine ideale Lösung zu sein, doch erwies sich die Idee, die Wohnung in Basel weiter für uns zu behalten, als nicht besonders günstig. Wir kamen jeweils nur für wenige Tage und mussten immer viel Zeit und Mühe für die Bekämpfung von Mäusen, Schmutz und Unordnung verwenden, bis eine wohnbare Atmosphäre wieder hergestellt wurde. Unbewohnt verwilderte unsere primitive Behausung in kurzer Zeit.

Im Herbst 1967 gaben wir unseren Wohnsitz in der Aeschenvorstadt endgültig auf. Wenn wir später vorübergehend nach Basel kamen, stiegen wir im Hotel Drachen ab, wo uns das Zimmer Nr. 40 gegeben wurde. Wir waren sehr gut aufgehoben, lebten im uns vertraut gewordenen Stadtteil, genau gegenüber unserer früheren Wohnung und wurden weder von Mäusen belästigt, noch durch Aufräumungs-Arbeiten geplagt.

Wenige Jahre später wurde das Haus Aeschenvorstadt 23 abgerissen und an dessen Stelle ein grosses, völlig unromantisches Gebäude errichtet. Wir blieben dem Hotel Drachen treu.

Meine Arbeit bei der CIBA

In diesem Kapitel erklärt Andreas Ruperti detailliert die chemischen Prozesse, die er bei seiner beruflichen Tätigkeit versuchsweise durchführen musste - und von denen die meisten, aus finanziellen Gründen, nicht produktiv verwertet werden konnten.

Ausserdem beschreibt er das Verhalten von namentlich genannten Mitarbeitern und deren teilweise problematische Beziehungen zu einander.

Aus heutiger Sicht haben diese Ausführungen kein generelles Interesse und das Kapitel wurde deshalb weggelassen.

Porto Ronco

Madja hat den Tessin vor mir kennengelernt, als sie mit der Maturklasse ihrer früheren Gaienhofener Schule dahin reiste. Sie war von allem begeistert. Später fuhren wir gemeinsam nach Moscia auf Einladung von Ali Bersma, der holländischen Schneiderin. Dort hatte sich Ali vor vielen Jahren eine Ufer-Parzelle am Lago Maggiore für einen Franken pro Quadratmeter gekauft und ein primitives Holz-Häuschen darauf erstellen lassen. Wir verbrachten bei ihr einige Tage und waren von allem so angetan, dass wir anfangen, an einen Eigenbesitz im Tessin zu denken.

Natürlich war schon lange kein billiges Land mehr am See zu haben. Doch hörten wir von Ali, dass eine gewisse Frau Michaelsen aus Hamburg einen Teil ihres Besitzes oberhalb Porto Ronco verkaufen möchte. Sie brauchte Geld und würde sicher nicht viel dafür verlangen. Frau Bersma machte uns mit ihr bekannt.

Es war eine recht beleibte, nicht mehr junge Frau, von wenig attraktivem Aussehen, jedoch ganz sympathisch. Sie stand im Rufe, sich leicht mit Tessiner Männern einzulassen, zu denen auch ihr Briefträger zählte. Als ihr einmal die Post nachgeschickt werden musste, wunderte sie sich darüber, keine einzige Rechnung zu erhalten. Ihr Freund, der Postbote, hatte ihre Korrespondenz sortiert und alles, was nach einer Rechnung aussah, zurück behalten. Er wollte ihre Ferien nicht mit unangenehmen Briefen verderben. Ein echt Tessiner Verhalten!

Frau Michaelsen zeigte uns das Stück, das sie verkaufen wollte - ca. 11000 m² eines sehr steilen Geländes, mit Wald bewachsen. Sie verlangte nur einen Franken pro m² -einen erstaunlich niedrigen Preis, da für ähnliches Land drei bis vier Franken bezahlt wurden. Die Aussicht von der Parzelle war prächtig.

Bald fuhren wir wieder in den Tessin und schlossen den Kauf ab. Um genau den Verlauf der Grenzlinien unseres neuen Besitzes festzustellen, liessen wir einen Geometer auf das Grundstück kommen. Zu unserer nicht geringen Überraschung stellte er fest, dass die Einbuchtung, die uns so gut gefallen hatte, sich ausserhalb des Eigentums von Frau Michaelsen befand. Sie hatte uns fremdes Land gezeigt und wir hatten es, vertrauensselig, gekauft und bereits bezahlt.

Wir nahmen an, dass Frau Michaelsen sich geirrt hatte. Der Geometer aber, der sie kannte, war anderer Meinung. Er war überzeugt davon, dass sie es mit Absicht getan hatte. Nur als wir ihm den von uns für das Land bezahlten Preis nannten, meinte er: "dann hat sie euch doch nicht hereinlegen wollen, sondern muss sich wirklich geirrt haben!" Später stellte es sich heraus, dass die uns so gefallene "Einbuchtung" ein denkbar ungeeigneter Platz für den Hausbau gewesen wäre. Mit dem Kauf der Parzelle hatten wir in der Tat ein glänzendes Geschäft gemacht.

Nun konnten wir weiter planen. Ein junger Architekt, Herr Bäschlin, wurde gebeten, ein bescheidenes kleines Holz-Haus für uns zu projektieren. Vom Holzhaus im Tessiner Wald riet er uns der Feueregefahr wegen entschieden ab. Statt dessen entwarf er einen ersten Plan für ein winziges Steinhaus, das aber immerhin 61'500 Franken kosten sollte. So viel Geld hatten wir nicht und mussten, so leid es uns tat, unsere Baupläne zurückstellen.

In Basel sprach ich zufällig über unsere Tessiner Pläne mit einem CIBA-Kollegen, Dr. Grieshaber. Es stellte sich heraus, dass auch er mit dem Gedanken spielte, im Tessin zu bauen. Die Geldfrage war für ihn kein Problem, es war ihm aber bisher nicht gelungen, geeignetes Bauland zu erwerben. Er war froh, jemandem mit ähnlichen Absichten zu begegnen, der eine Bauparzelle im Tessin besass. Wir kamen überein, gemeinsam ein Haus auf unserem Grundstück erstellen zu lassen.

Die Kosten sollten hälftig geteilt werden, wobei Dr. Grieshaber seinen Anteil in bar einbringen würde, ich dagegen in Form einer Hypothekarschuld bei der Pensionskasse der CIBA. Mein Partner, Vorstandsmitglied der Kasse, wollte dafür sorgen, dass dies in Ordnung käme.

Das von Bäschlin für uns entworfene Haus war für die grössere Familie von Dr. Grieshaber zu klein. Ein neues Projekt musste ausgearbeitet werden, das sich, naturgemäss, als erheblich teurer erwies. Doch glaubten wir, bei Zahlung via Hypothekarschuld, uns den Bau leisten zu können.

Die Bauarbeiten wurden begonnen. 1942 fuhr ich im März mit Dr. Grieshaber, dann Ende Sommer mit Madja in den Tessin. Marischa war im Landdienst, Karin hatten wir bei Tante Sonja Gandolfi in Orselina einquartiert und wir selbst wohnten in "Casa Nicolas" bei Frau Heese in Moscia. Wanja kam per Velo nach Ascona (zu Fuss über den Gotthard) und zeltete im Saleggi. Später nahm er auch Karin in seinem Zelt auf.

Am 12. August wurde die Aufrichte in unserem Porto Ronco Häuschen gefeiert ein kleines wohlgelungenes Fest, an dem Marischa leider nicht hat teilnehmen können -die Arme lag mit einer Knieverletzung in der Armenpflegeanstalt ihres Landdienst-Dorfes!

Wir mussten zurück nach Basel. Wanja blieb noch einige Zeit im Tessin, um den Omegol-Anstrich des Häuschens zu vollenden. Bei seiner Rückfahrt nach Basel hängte er sich am Gotthard an einen Lastwagen an, stürzte, erlitt kleine Verletzungen und seine Nase musste genäht werden.

Im Oktober fuhr Madja wieder nach Porto Ronco, dieses Mal mit Margarete, um Wände und Böden zu streichen, Geschirr einzukaufen und das Häuschen bewohnbar zu machen. In Madjas Abwesenheit war Karin in Arlesheim Hausfrau, Wanja oberster Küchen-Chef. Marischa war im Pfadilager. Wanja fuhr nochmals in den Tessin, um bei den Malerarbeiten zu helfen, dann versammelten sich alle wieder in Arlesheim und wir hatten eine schöne Weihnachtsfeier.

Gleich danach fuhren alle drei Kinder in verschiedene Skilager, während Madja und ich uns wieder nach Porto Ronco begaben, wo wir herrliche 12 Tage voller Ruhe und Freude verbringen durften.

Trotz unserer Bemühungen, in allem zu sparen und verschiedene Arbeiten selbst auszuführen, erreichte die Schlussabrechnung die uns kolossal erscheinende Summe von Fr. 13'000.-. Dabei gab es noch keine Stützmauer vor dem Hause, nur eine provisorische Befestigung aus Baum-Stämmen.

Die Küchenterrasse wurde erst später von mir und Wanja, ohne fremde Hilfe, erstellt. Einmal fing ein locker gewordener Stein von imposanter Grösse in besorgniserregender Weise zu wackeln an. In aller Eile wurde er mit Holzblöcken abgestützt und wir verlebten aufregende Stunden, bis herbeigerufene Arbeiter ihn fachmännisch sprengten und damit die Gefahr für die unten verlaufende Fahrstrasse beseitigten.

Der zu uns führende, steil heraufsteigende Pfad befand sich in seinem unteren Teil in einem beklagenswerten Zustande. Ohne Vorwarnung liess die Gemeinde am Zugang zur Fahrstrasse eine richtige Steintreppe erstellen. Während der Bau-Arbeiten war unser Haus von der Strasse gänzlich abgeschnitten. Ahnungslos von Basel kommend, standen wir vor einer bösen Überraschung. An der Stelle, wo sich der Pfad von der Strasse zu uns heraufwand, war nichts als ein vertikaler Abhang.

Mit grosser Mühe gelang es uns schliesslich, den glitschigen Fels mit Hilfe eines Seiles zu überwinden - eine richtige Gymnastikübung, durch das viele mitgebrachte Gepäck noch besonders erschwert.

Eine weit böser Überraschung erwartete uns in Basel, als das Haus fertiggestellt war und wir unseren Teil der Baukosten bezahlen mussten. Auf Dr. Grieshaber vertrauend, hatte ich fest mit einem Hypothekendarlehen der Pensionskasse gerechnet. Doch wurde mein Gesuch glatt abgelehnt, da die Statuten der Kasse es nicht erlaubten, Hypotheken für "Zweitwohnungen" ausserhalb des Kantons Basel-Stadt zu gewähren. Als Vorsteher der Pensionskasse hätte Dr. Grieshaber es wissen sollen!

Nun, als die Absage kam, verhielt er sich, als ginge ihn die Sache nichts an. Ich musste zu den von mir eingegangenen Verpflichtungen stehen, wusste mir aber nicht zu helfen. Ohne Hypothek hatte ich einfach nicht das benötigte Geld! Es ärgerte mich, in diese dumme Situation leichtsinnig hineingeraten zu sein. Wahrhaftig wäre eine "Zweit-Wohnung" bei unseren Verhältnissen nicht nötig gewesen!

Ich suchte einen Ausweg und fand keinen. Schliesslich sah ich mich gezwungen, eine Anleihe bei der CIBA, unter Verpfändung meines Gehaltes, aufzunehmen. Zur Tilgung meiner Schuld erfolgten monatliche Abzüge, was ich, wegen dem unseriösen Zweck der Anleihe, als irgendwie unwürdig und erniedrigend empfand. Das war das erste, doch nicht das letzte Mal,

dass ich Dr. Griesshaber, der mich in diese dumme Lage hineingebracht hatte, wirklich böse war.

Später habe ich noch öfters Gelegenheit dazu gehabt, da unser Compagnon die Eigenschaft hatte, in jeder Situation nur an das eigene Interesse zu denken, ohne irgendwelche Rücksichten auf andere zu nehmen. So brachte er es z.B. fertig, trotz klarer Abmachungen, mit seinen Töchtern im Häuschen zu bleiben, als die ihm zustehende Zeit bereits abgelaufen war. Dadurch wurden Madja und ich gezwungen, mehrere Tage in einem Hotel, in Olivone, zu verbringen, bis das Haus endlich geräumt wurde.

Er empfand es als ganz natürlich und fand es nicht einmal nötig, sich bei uns zu entschuldigen. Er war durchaus kein bösertiger Mensch, nur, wie ich es später verstanden habe, dumm und hilflos. Nach einigen Jahren des gemeinsamen Besitzes, als meine Schuld bei der CIBA bereits längst getilgt war, schlug uns unser vermöglicher Freund, Jacob Dahl, eine Anleihe vor, die es uns ermöglichen sollte, die Porto Ronco Liegenschaft allein zu übernehmen. Wir nahmen sein Angebot mit Freude an, denn wir wollten uns gerne von Dr. Griesshaber, durch Abkaufen seines Anteiles trennen.

Wir nahmen an, dass er keine Schwierigkeiten machen würde, denn er hatte sich von seiner Frau scheiden lassen und jedes Interesse am Ferienhäuschen verloren. Er war auch einverstanden, sich vom Haus zu trennen, doch plagte ihn die Angst, übervorteilt zu werden.

Unseren Vorschlag, ihm alles zurückzuzahlen, was er ausgelegt hatte, lehnte er mit der Begründung ab, der Besitz sei inzwischen im Wert gestiegen. Wir liessen das Haus von einem Architekten schätzen. Das Ergebnis war von unserem Angebot kaum verschieden, denn das Land, das im Wert gestiegen war, gehörte nur uns allein. Der misstrauische Dr. Griesshaber wollte aber von unserer Schätzung nichts wissen und liess von einem Architekten nach seiner Wahl den Besitz nochmals schätzen. Zu seiner Enttäuschung lag die neue Schätzung erheblich unter der unsrigen. Ich wollte daraus keine Vorteile ziehen und es wurde weiter auf der Basis unserer Schätzung verhandelt.

Wegen Schwierigkeiten mit meiner Arbeit bei der CIBA war ich mit den Nerven völlig herunter. Ich musste um einen Erholungsurlaub nachsuchen. Wanja wurde beauftragt, sich um die Übernahme des Hauses von Dr. Griesshaber zu kümmern, während Madja und ich nach Italien fuhren.

In Venedig erreichte uns Wanjas Telegramm mit der Nachricht über die erfolgte Überschreibung des Tessiner Hauses auf unseren Namen. Es lautete: "Porto Ronco vom Drachen befreit" Zeitpunkt: Sommer 1947.

Im Baujahr des Porto Ronco Hauses sind wir dreimal zum Arbeiten in den Tessin gefahren, ein viertes Mal zur Verbringung der Weihnachtstage. Auch später haben wir es, im Einvernehmen mit Dr. Griesshaber, 3 - 4 mal jährlich benutzen können.

Nun durften wir über unseren Besitz allein und frei verfügen und machten reichlich davon Gebrauch. Wir empfingen zahlreiche Gäste und stellten das Haus auch in unserer Abwesenheit Freunden zur Verfügung.

Edmond kam zu uns mit seiner Frau, kurz nachdem sie geheiratet hatten. Er brachte das Kunststück fertig, seine Gemahlin auf der Lenkstange seines Fahrrades von Ascona nach Porto Ronco zu befördern. Dazu musste er sein einziges Bein an das Velopedal anbinden. Die Frau fand bei uns keine Gnade. Ihre von Edmond behauptete Ähnlichkeit mit Madja ging in unseren Augen nicht weiter, als dass beide dem weiblichen Geschlecht angehörten. Dass sie die Nichte von General de Gaulle war und ihn "oncle Charles" nannte, imponierte uns nicht. Sie bekam von uns den Übernahmen "Pralinée".

Mehrmals kam Pawlow, Tante Sonjas russischer Gärtner, den wir "Pawlicha" nannten, zu uns. Als Wanja noch ein Kind war, hat Pawlicha ihm einmal das Leben gerettet, indem er ein schweres Brett zurück hielt, das ihn sonst erdrückt hatte. Wir erhielten von ihm viele Pflanzen und besuchten ihn auf seiner "Bienenfarm".

Er hatte sich eine kleine Landparzelle gemietet und einige Bienenstöcke darauf gestellt. Es war eine gottverlassene Stelle im Walde, in Nachbarschaft vom Hause eines pensionierten Berner Beamten. Letzterer war vollkommen irre, lebte im Hause allein mit einer Ziege, besass Bären-Kräfte, die ihm erlaubten, eigenhändig ein Klavier aus dem Tal auf seinen Berg herauf zu schleppen, verzierte sein Haus durch Heraus-hängen von Waschmaschinen und anderen Gegenständen aus den Fenstern, gab sein Verlangen nach einer Frau, die bereit wäre, ihn zu heiraten, durch grosse, an den Bäumen befestigte Plakate bekannt und errichtete in Hausnähe ein riesiges Gebilde aus leeren Kisten.

Einige Jahre nach unserem Besuch bei Pawlicha wurde der Irre und seine Behausung von Ingeborg Lüscher entdeckt. Ich weiss nicht, ob es das Kistengebilde, die Ziege, eine aus dem Fenster hängende Waschmaschine oder die Heirats-Plakate gewesen sind, die Ingeborg veranlassten, den Irren zum Naturkünstler zu ernennen und ihm grosse Publizität zu machen. Ich finde es lustig, dass ein völlig verrückter Beamter bis zu seiner Pensionierung in Bern gearbeitet hat, ohne dass es aufgefallen wäre und dass er zu guter Letzt noch zum Künstler umfunktioniert werden konnte.

Es gab viel zu tun in Porto Ronco! Ich arbeitete an der Erstellung von Wegen und Stufen, an der Küchen-Terrasse, am Bepflanzen des Geländes und am Errichten eines langen Beetes vor der Hauswand.

Madja beschäftigte sich mit Malen. Nach einigen schnell mit Wasserfarben hingeworfenen Aussichten auf den See arbeitete sie wochenlang an einem minutiös ausgeführten Ölbild.

Wanja hat uns während seiner Rekrutenzeit mehrmals in Porto Ronco besucht.

Im Gegensatz zur deutschen Schweiz wurde die Rationierung im Tessin nicht sehr ernst genommen. Vieles war ohne Marken erhältlich und wir kauften dort Fleisch und anderes für Basel ein.

Trotz Reisationsrationierung wurde der traditionelle "Risotto" in Ascona zur Fastnacht durchgeführt. Der dazu benötigte Reis wurde aus Italien geschmuggelt, in grossen Kesseln auf der Piazza gekocht und unentgeltlich verteilt.

Anfänglich waren wir auf unsere Velos als Fortbewegungsmittel angewiesen. Nach Kriegsende wurden sie durch unsere zwei Vespa abgelöst, auf denen wir ins Tessin und weiter, nach Italien, gefahren sind. Auf der Rückfahrt nach Basel hat meine Vespa einmal gestreikt und ich musste sie bis nach Airola den Berg hinauf schieben.

Als ich einmal mit Frau Kessa auf dem Rücksitz nach Ascona fuhr, "verlor" ich die alte Dame bei einem allzu plötzlich ausgeführten Ausweichmanöver. Glücklicherweise erlitt sie dabei keine Verletzungen und war sogar stolz auf das Vorgefallene.

Die Witwe von Prof. Heuser, der mich nach Kanada kommen liess, hat in unserem Porto Ronco Häuschen glückliche Tage mit ihrem zweiten Mann, dem Schauspieler Mederow, verbracht. Frau Heuser hatte ihn als blutjunges Mädchen auf einem Ball in einer fremden Stadt kennengelernt.

Es war bei beiden Liebe auf den ersten Blick gewesen. Doch das Schicksal spielte ihnen einen bösen Streich, sie hatten sich für den nächsten Tag verabredet, verfehlten sich aber auf dem Bahnhof und konnten einander nicht mehr finden. Erst nach vielen Jahren, nachdem Frau Heuser ihren Professor geheiratet und ihm vier Söhne geschenkt und auch Mederow alles Mögliche erlebt hatte, fanden die Liebenden einander wieder.

Die Liebe flammte erneut auf und Professor Heuser musste sich damit abfinden, dass seine Frau wiederholt zu ihrem Herzenskavalier fuhr, um eine glückliche Zeit mit ihm zu verbringen. Nun war der Professor gestorben, die Liebenden waren frei, nichts stand mehr ihrem Glück im Wege. Sie erlebten herrliche Tage in unserem Häuschen. Danach verbrachte das Paar eine schöne Zeit auf einer Insel des Ontario Sees, die Heuser samt dem darauf stehenden Hause erworben hatte, und fuhren zusammen auf eine Gastrollen-Tournee von Mederow durch die Vereinigten Staaten. Leider war das grosse Glück nur von kurzer Dauer - Frau Heuser ist ganz unerwartet gestorben.

Sie hatte sich in Kanada mit Madja sehr angefreundet und ihr innigster Wunsch war es gewesen, ihre alten Tage in Madjas Nähe zu verbringen. Im Tessin hatte sie bereits nach einem geeigneten Landstück Umschau gehalten. Leider ist es nicht dazu gekommen.

Nach ihrem Tode kaufte Paul Mederow ein über unserem "Terreno" in Incella liegendes Stück Land mit einem "Rustico" und wurde damit unser Nachbar. Doch das betrifft "Incella" und wir befinden uns noch in Porto Ronco!

Hier durften wir einen Privat-Zugang zum See-Ufer benutzen und die Kinder verbrachten einen grossen Teil des Tages beim Baden. Sie konnten sich im Lago Maggiore richtig austoben. Dank einer akustischen Eigenart war es möglich, sie vom Hause aus zu rufen, wenn sie heimkommen sollten. Trotz der Entfernung von vielen hundert Metern in der Luftlinie hörten sie den Ruf.

Während der Kriegszeit gab es praktisch keinen motorisierten Verkehr auf den Strassen. Alle fuhren Velo. Wir hatten unsere Fahrräder in einem kleinen Holzverschlag unmittelbar über der Fahrstrasse. Die Kinder benutzten sie eifrig. Unser Sohn ist einmal die ganze Strecke von Basel bis nach Porto Ronco geradelt.

Auch schwammen und ruderten sie viel auf dem See. Wanja war sehr stolz darauf, bis zu den Inseln geschwommen zu sein. Abends ging er fischen, das heisst, er legte eine mit mehreren Haken versehene Angelschnur im See aus. In aller Frühe, bereits vor fünf Uhr morgens, ging er dann hinunter, um die Angelschnur einzuholen. Das Ergebnis war stets das gleiche - nur der Köder hing an der Angelschnur.

Ein einziges Mal ist er ganz aufgeregt und triumphierend mit einem Aal in den Händen nach Hause gekommen. Trotz der frühen Morgenstunde wurden alle geweckt und der Aal in unseren kleinen Steintrog hineingegeben, wo er wild im Kreise herum schwamm, bis die Wände des Troges ganz schleimig wurden.

Wanja und auch Margarete, die sich auf das Kochen des Fisches freuten, waren beide wie aus dem Häuschen. Erst ein viertel Jahrhundert später erfuhren wir von Marischa, dass der berühmter Aal gar nicht von Wanjas Angelschnur stammte, sondern gestohlen war. Wanja hatte ihn vom Fanggerät eines Fischers abgehängt und Marischa streng verboten, etwas davon verlauten zu lassen! Ich muss sagen, dass das Aal-Geheimnis äusserst streng und lange gehütet wurde!

Wir sind sehr oft zum Einkaufen, oder um Freunde zu besuchen, nach Ascona gefahren. Wir hatten uns dort innig mit Frau Kessa, Mamma Kessa, wie sie allgemein in Ascona genannt wurde, angefreundet. Ursprünglich war sie eine einfache junge Bäuerin in Weissrussland gewesen, dann hatte sie einen reichen kaukasischen Edelmann geheiratet.

Als der Krieg ausbrach, befand sich das junge Paar mit ihrer neugeborenen Tochter in der Schweiz. Der Mann wurde eingezogen, fuhr nach Russland und ist dort verschollen, so dass Frau Kessa mit ihrem Baby allein und mittellos in Ascona strandete.

Bald war das wenige Bargeld ausgegeben, der Schmuck verkauft und Frau Kessa musste jede Arbeit annehmen, um weiter leben zu können. Jahrelang arbeitete sie als Köchin, sparte was sie konnte, kaufte nach und nach in den Tessiner Tälern einzelne billige Möbelstücke und machte sich schliesslich selbständig. Sie mietete in Ascona eine kleine, primitive, aber recht gemütliche Wohnung mit Garten.

Den Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter verdiente sie durch Annahme von Mittagstisch-Pensionären, die sie besonders gut verpflegte. Eine ausgezeichnete Köchin, bereitete sie das Essen in ihrer winzigen, primitiven Küche auf einem kleinen Holzherd. Sie benutzte lauter Kräuter aus dem eigenen Garten, den sie selbst bestellte, sparte nicht an Butter und Rahm und ihre Mahlzeiten schmeckten vorzüglich.

Dank ihrer guten Küche und ihrem freundlichen, einnehmenden Wesen, wurde Mamma Kessa in Ascona so bekannt, dass ihr Mittagstisch zum Anziehungspunkt für die Künstler-Elite wurde. Viele bekannte Künstler, Schriftsteller und Regisseure haben daran teilgenommen, so z.B. Ignazio Silone und andere von ähnlichem Range. Immer wieder meldeten sie sich bei ihr als "Paying Guest" an.

Frau Kessa hat uns, dank der russischen Sprache und unserem "russischen Wesen" besonders gern und verwöhnte uns, wie sie nur konnte. Als Madjas Gesundheitszustand zu Wünschen übrig liess und sie dringend einer Erholung bedurfte, nahm sie Frau Kessa für zehn Tage bei sich auf. Diese kleinen "Ferien" haben Madja ausserordentlich gut getan.

"Mamma Kessa" hatte stets mit grossen materiellen Sorgen zu kämpfen, doch brachte sie es fertig, ihrer Tochter, die den Hauptinhalt ihres Lebens bildete, die denkbar beste Erziehung und Ausbildung zu geben. Annuschka hatte das Gymnasium absolviert, Sprachen gelernt und war berufstätig geworden. Leider gab es eine unglückliche Liebesaffäre mit dem langjährigen Pensionär ihrer Mutter, der die oberen zwei Zimmer der Wohnung gemietet hatte. Das hat Mutter und Tochter viel Kummer gebracht und endete mit der Heirat der Tochter mit dem besten Freund ihres Verführers, der die Rolle eines Trösters und rettenden Engels spielte.

Es war ein nicht mehr junger, sympathischer, gemütlicher Geschäftsmann aus der Uhrenbranche. Alles schien eine glückliche Wendung genommen zu haben. Doch plötzlich erkrankte die junge Frau und verstarb in wenigen Tagen, Mann und Mutter allein lassend.

Ich muss sagen, dass Frau Kessa unter diesem furchtbaren Schicksalsschlage eine bemerkenswerte Fassung gezeigt hat. Gleich nach der Bestattung der Tochter im Ascona Friedhof bat sie uns und andere Leidtragende, eine Tasse Tee bei ihr einzunehmen und sorgte in gewohnter Weise für unser Wohlbefinden. Doch war sie innerlich gebrochen. Ihr Leben war nach Annuschkas Tod einsam und zwecklos geworden. Ihr Schwiegersohn kümmerte sich um sie, doch kam er nur selten nach Ascona, da er seinen Wohnsitz in der welschen Schweiz hatte. Nach wenigen Jahren erkrankte Frau Kessa schwer und wurde auf seine Veranlassung in das Kurhaus Hildebrand in Brissago eingewiesen.

Das geschah ganz gegen ihren Willen. Sie fühlte, dass es mit ihr zu Ende ging und hatte nur den einen Wunsch, in ihren ihr vertrauten vier Wänden zu sterben. Madja fuhr immer wieder zu ihr, um sie zu trösten und ihr Mut zu machen. Frau Kessa war froh, russisch sprechen zu können. In ihren letzten Tagen lebte sie nur von Erinnerungen an ihre Kindheit in Russland. Lebhaft erzählte sie unendliche Details von ihrem Leben im Dorfe als kleines Mädchen,

berichtete von ihren Spielen, von dem, wie sie im Winter Feuer in Form eines glühenden Stückchen Holzkohle von einem Nachbar holen musste - Streichhölzer gab es nicht - und vieles andere.

Aber immer wieder endeten ihre Erzählungen mit der Bitte: "macht, dass ich hier weg und nach Hause darf!" Es war keine leichte Aufgabe, das zu erreichen. Es durfte nichts ohne das Einverständnis des Schwiegersohnes geschehen, die Ärzte wollten keine Verantwortung für das Heimschaffen der sterbenden Frau übernehmen und so weiter.

Schliesslich brachte es Madja doch fertig, alle Einwände zu überwinden und wir durften Frau Kessa "auf eigene Verantwortung" in ihr Heim nach Ascona transportieren. Sie war unendlich glücklich darüber. Nach wenigen Tagen ist sie, von einer Freundin gepflegt, in ihrem vertrauten "zu Hause" ruhig und zufrieden entschlafen. Mit ihrem Tode ist das Heimat-Gefühl, das sie uns in Ascona zu vermitteln verstand, verloren gegangen.

Wenn wir das Porto Ronco Haus Freunden überliessen, hatten wir immer Angst, sie würden einen Waldbrand verursachen. Nach längerer regenloser Zeit besteht im Tessin immer Waldbrandgefahr. Heutzutage haben Stadtmenschen das richtige Umgehen mit Feuer verlernt und lassen es an der notwendigen Vorsicht fehlen. Wir haben unsere Gäste stets darauf aufmerksam gemacht und sie gebeten, vorsichtig zu sein.

Und doch ist einmal von unserem Hause aus ein kleiner Waldbrand entstanden. Frau Erne, die Mutter von Max Erne, hat ungenügend abgekühlte Asche in der Nähe des Hauses ausgeschüttet und das genügte. Das trockene Laub fing Feuer und die Feuerwehr musste alarmiert werden. Glücklicherweise gelang es dieser, mit ihrer primitiven, wasserlosen Methode das Feuer niederzuschlagen und einen grösseren Waldbrand zu verhindern. (Zur Feuer-Bekämpfung wird im Tessin mit Stöcken auf das brennende Laub geschlagen und damit das weitere Verbreiten des Brandes verhindert.)

Ausser uns und unseren Freunden, die sich nur vorübergehend im Haus aufhielten, gab es in unserem Porto Ronco Besitz auch ständige Hausbewohner. Das waren die Siebenschläfer, die im Tessin "Giri" genannt werden. Diese zierlichen Wesen, mit dem Körper einer Ratte und einem schönen, flaumigen Eichhörnchen-Schwanz haben leider eine sehr unangenehme, schrille Stimme. Abends hüpfen sie, schreiend, von einem Baum zum anderen und werden dadurch sehr lästig.

Dazu sind sie geschickte Räuber, die sich überall einschleichen, wo es etwas Essbares gibt. Sie bringen es fertig, einen auf dem Teller liegenden Apfel derart auszuhöhlen, dass nur die äussere Schale davon übrig bleibt, an der nichts zu merken ist - die Form des Apfels bleibt erhalten! Im Zimmer versteckten sie sich hinter den Tellern und nur das Ende ihres weichen Schwanzes war zu sehen.

Sie hatten sich ein Nest im Dachgebälk unserer Toilette gebaut. Es geschah oft, dass gleichzeitig mehrere dieser zierlichen Geschöpfe auf dem Balken sitzend, das Geschehen im Klo

mit ihren braunen Äugelein neugierig beobachteten. Um in der Nacht Ruhe zu haben, wollten wir die Giri-Behausung zerstören. Wir entfernten die Dachziegel über dem Klo und da kam ein Nest mit vielen kleinen Tierchen zum Vorschein. Sie waren so niedlich und rührend, dass wir kein Herz hatten, sie umzubringen und die Dachziegel wieder zurecht rückten.

Doch einmal hatten wir mit einem Giri richtigen Ärger. Der arme Siebenschläfer hatte daran keine Schuld. Er war in unserer Küche eingesperrt worden und dort elendiglich verendet. Eine ziemlich leichtsinnige und wenig ordentliche Freundin von Wanja hatte ihn dort aus Versehen eingeschlossen, als sie, von Freunden abgeholt, das Haus in aller Eile und ohne allzu sorgfältiger Reinigung verlassen hatte. Das arme Tierchen hat alles getan, um sich zu befreien, hat sowohl Fenster-Rahmen, wie Tür angenagt, doch ist es ihm nicht gelungen sich durchzufressen. Es ist in der Küche elendiglich verreckt.

Als wir, einige Wochen später, in das Haus kamen, um dort unsere Ferien zu verbringen, war der Verwesungs-Geruch in der Küche so stark, dass wir nicht den Mut aufbrachten, die Reinigung selbst vorzunehmen. Wir bestellten eine Putzfrau zur Entfernung der Überreste vom Giri und einen Schreiner, um Fensterrahmen und Tür zu reparieren. Das war kein angenehmer Ferienanfang!

Zu unseren ältesten Bekannten in Ascona gehörte der Antiquar Dr. Rosenbaum. Er hatte seinen Antiquitäten-Laden in der "Casa Serodine", einem grossen vierstöckigen Hause, das von oben bis unten voll von Möbeln und anderen Antiquitäten war. Im Laufe der Zeit haben wir viele Möbelstücke bei ihm gekauft und zählten zu seiner alten Kundschaft. Interessierte man sich für irgend etwas aus seinem Antiquitätenangebot und wollte den Preis wissen, so kam ein dickes Buch zum Vorschein, in welchem die Gegenstände nach Nummern mit Preisen versehen aufgeführt waren.

Rosenbaum nannte den Preis, fügte aber sofort hinzu: "so steht es im Buch, doch für Sie..." und nannte eine etwas niedrigere Zahl. Da uns bekannt war, dass er den gleichen Trick bei jedem Kunden anwendete, liessen wir uns nicht beeindrucken und versuchten den Preis noch herunter zu handeln. Auf die absolute Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit von Dr. Rosenbaum konnte man sich kaum verlassen.

Sicher war in seinem Laden auch manches Unehnte vorhanden, das er, dank seiner Klugheit und Beredsamkeit an den Mann zu bringen verstand. Er hatte einen Hang zu etwas zweifelhaften Geschäften, was ihm seinerzeit ein Berufsverbot eingebracht hatte. Ursprünglich war er Anwalt gewesen, musste aber, nach einem illegalen Waffen-Geschäft, auf Antiquar umsitzen.

Auch später wurde er wegen einer undurchsichtigen Sache betreffend Erbschaft des Herrn von der Heid von der Obrigkeit verdächtigt worden und musste sogar eine Zeitlang im Gefängnis verbringen, bevor er freigesprochen wurde.

Uns störte das alles nicht und wir schätzten in ihm den äusserst klugen, gebildeten Menschen, der sehr belesen war, sich für alles interessierte, sechs Sprachen, darunter russisch, perfekt beherrschte und auch sonst sehr interessant und uns sympathisch war.

Als Madja eine Ausstellung bei Frau Neuburg hatte, bat sie ihn, den ausgezeichneten Redner, bei der Vernissage zu sprechen. Er hatte so etwas noch nie getan, besass auch keine Ahnung von abstrakter Kunst.

Trotzdem ging er auf Madjas Vorschlag ein. Er besah sich die Bilder, liess sich etwas über moderne Kunst und die ausgestellten Gemälde "Erklären" und hielt daraufhin eine brillante, witzige Rede, die viel Erfolg hatte.

Die Rednerrolle bei Vernissagen gefiel ihm derart, dass es in der Folge in der Gegend kaum eine Ausstellung von Bedeutung gegeben hat, an der er nicht der Redner gewesen wäre.

Dr. Rosenbaum hatte einen grossen Charme, der besonders bei Frauen wirksam war. Es ist bewundernswert, wie die drei Damen, mit denen er verheiratet gewesen war, mit ihm und unter einander befreundet blieben. Während eines Gedicht-Abends von Frau Valangin, der ersten, die er sich erobert hatte, an dem auch die beiden anderen anwesend waren, haben wir die herrschende Eintracht bewundert.

Wie sehr wir auch unser "Indianer Dasein" in Porto Ronco schätzten und unser recht einfaches und primitives Häuschen gern hatten, realisierte Madja von Anfang an, dass der Besitz für unsere "alten Tage" sich kaum eignen würde. Der beschwerliche Zugang von der Strasse hinauf kam für ältere Menschen nicht in Frage. Sie wusste, dass wir uns nach etwas anderem umsehen müssten, wenn wir nach meiner Pensionierung einen grossen Teil des Jahres im Tessin verbringen wollten.

Ich machte mir keine Gedanken über die damals noch so weit erscheinende Zukunft und war voll damit beschäftigt, Mauern und Wege zu bauen und für allerlei Verbesserungen zu sorgen. Es gab ja so viel zu tun! Wir kamen kaum dazu Ausflüge zu unternehmen und haben vom Tessin recht wenig gesehen. Dagegen haben wir uns Zeit genommen, um einige sehr schöne grössere Auslandsreisen zu machen.

Incella

Wir hatten gerade eine Spanienreise geplant, als der Mann meiner Schwester Manja im Jahre 1953 starb. Durch diesen Schicksalsschlag getroffen, war Manja ganz rat- und hilflos und schloss sich uns willig an, als wir ihr vorschlugen, mit uns zu fahren. Sie ging auf alle unsere Vorschläge ein, war mit allem einverstanden und bezeichnete sich selbst als lebloses Paket, das einfach mitgenommen werden sollte. Trotz alledem hat sie die Spanienreise später doch sehr genossen.

Wir hatten vor, sie fester an uns zu binden und wollten ihr helfen, eine Wohnstätte im Tessin, in unserer Nähe zu finden, Gerade vor der Abreise erhielten wir ein passend scheinendes Angebot eines Besitzes unweit von unserem Häuschen. Wir wollten die Sache gleich nach unserer Rückkehr aus Spanien näher ansehen und Manja eventuell veranlassen, die Liegenschaft zu erwerben.

Doch während wir in Spanien waren, wurde der Besitz verkauft. Wir waren sehr enttäuscht, aber Madja liess sich nicht entmutigen und erklärte zuversichtlich: "Wenn dem so ist, so werden wir für Manja etwas anderes und besseres finden!"

Wir beschlossen, uns die Gegend über Brissago anzusehen und fuhren mit Manja die Strasse hinauf, die von der Post abzweigt. Unterwegs baten wir einen Bauern, uns eine Auskunft zu geben. Als er hörte, wir seien auf der Suche nach einem schönen Terreno, stieg er zu uns ins Auto und liess sich zu seinem eigenen Grundstück fahren. Über Incella; direkt an der Fahrstrasse gelegen, 61 000 m² gross, mit einem kleinen Rustico darauf und herrlicher Aussicht, war es genau das, was wir suchten. Dazu noch zum lächerlichen Preis von Fr. 0,75 pro Quadratmeter zu haben.

Manja war sofort entschlossen, das Stück zu kaufen und es mit uns später zu teilen, damit auch wir die Möglichkeit hatten, in ihrer Nähe ein Haus für uns zu erstellen. Da wir unmittelbar vor der Abreise nach Basel standen und Angst hatten, der Bauer könnte von seinem Angebot zurücktreten, wenn der Kauf nicht gleich offiziell erfolge, bestanden wir darauf, umgehend zum Notar zu fahren. Dieser Vorschlag passte dem Bauer gar nicht. Er könne unmöglich vor einem Advokaten in seinem Arbeitshemd erscheinen.

Doch liessen wir nicht locker. Wir brachten ihn nach Noveledo, wo er zu Hause war, warteten bis er sich ein neues Hemd angezogen hatte und fuhren dann gemeinsam nach Ascona. Dort wurde unsere Kaufvereinbarung vom Advokaten sofort niedergeschrieben und von beiden Parteien unterzeichnet.

Nun war Manja ganz wider Erwarten Besitzerin eines grossen Grundstücks. Sie wollte sich darauf ein geräumiges Haus erstellen lassen und beauftragte Beer van Kuyk, einen mit uns befreundeten jungen Architekten, Pläne dafür auszuarbeiten. Er legte ihr ein sehr schönes

Projekt vor und kehrte früher, als beabsichtigt aus einem USA-Aufenthalt zurück, damit ihm der Auftrag nicht entgehe.

Dach inzwischen hatte Manja sich die Sache bereits anders überlegt. Sie fand es leichtsinnig, so viel Geld im Tessin zu investieren und wollte lieber etwas ganz Bescheidenes, Kleines, aus dem vorhandenen Rustico bauen lassen. Sie beauftragte damit den Architekten Zarbl, den wir nicht kannten.

Als die ersten Bauarbeiten bereits unterwegs waren, stellten sich unvorhergesehene Schwierigkeiten ein - beim Graben der Fundamente kam eine Wasserquelle zum Vorschein, mit der Zarbl nicht fertig wurde. Nun wurde auch dieses Projekt fallen gelassen.

Manja hat auf ihrem Grundstück auch später nichts gebaut, ausser einer völlig unnützen Fahrstrasse. Diese wurde auf Wanjas Rat angelegt, um den Besitz besser verkäuflich zu machen. Sie hat sehr viel gekostet und ist zugewachsen, ohne je benützt worden zu sein.

Auch wir haben unsere Pläne, auf dem von meiner Schwester gekauften Grundstück etwas für uns zu bauen, um unseren Lebensabend dort miteinander zu verbringen, nicht ausgeführt. Doch hat dieser Landkauf auf indirekte Weise einen grossen Einfluss auf unser weiteres Leben gehabt.

Als nämlich, etwa ein Jahr nach dem Kauf des Grundstücks, die Teilung desselben zwischen uns und Manja besprochen wurde, tat es ihr plötzlich leid, uns die 21 000 m² abzutreten, mit denen wir gerechnet hatten. Sie war der Meinung, wir sollten uns mit 1'000 m² begnügen.

Ich hatte bereits einen geräumigen Garten mit einer grossen Erdbeerplantage geplant und beschloss, die mir fehlenden 1'000 m² vom Besitzer des angrenzenden Waldes dazu zu kaufen.

Pantelini, in Incella wohnhaft, verlangte Fr. 2.50 pro m²; dreimal so viel, wie Manja für ihr Grundstück bezahlt hatte. Doch waren 2'500.- Franken für das schöne Stück Land sicher nicht zu viel. Wir wurden uns einig, konnten aber nicht zum Notar fahren, da Pantelini an der Parkinsonschen Krankheit litt und das Haus nicht verlassen durfte.

Deshalb musste der Advokat nach Incella bestellt werden. Zur verabredeten Zeit standen wir auf der kleinen Strasse, die zwischen dem Haus van Pantelini und dem "Palazzòn" von Incella verläuft. Die neugierige alte Frau Zanini kam an den Zaun des Gartens und fing ein Gespräch mit uns an. Unter anderem teilte sie uns mit, das grosse alte Haus, das unser Interesse erweckt hatte, eben der "Palazzòn" sei zu verkaufen. Das zündete bei uns sofort und wir erkundigten uns nach Name und Aufenthaltsort des Besitzers.

Es war ein Mineralwasservertreter, der sich nur ab und zu im Palazzòn aufhielt. Das sehr verwahrloste Parterre des Hauses hatte er der Witwe Bellini vermietet, die dort mit ihren Kindern hauste. Noch am gleichen Abend hatte ich den Palazzòn-Besitzer am Telefon und bekam von ihm die verblüffende Auskunft, er wisse nichts von seiner Absicht, das Haus zu

verkaufen. Doch wäre er eventuell nicht abgeneigt, darüber zu reden, falls ihm ein guter Preis geboten würde.

Zur Verhandlung kam er nach Ascona in Begleitung seines Bankierbruders. Ich hatte inzwischen das Gebäude vom Architekten Oberholzer schätzen lassen. Angesichts des miserablen Zustandes, in dem sich das Haus befand, riet er mir, in keinem Fall mehr als Fr. 30'000.- dafür zu bieten. Bei unseren Verhandlungen verlangte der Verkäufer 35'000.-, ich bot 30'000.-. Der Hausbesitzer bat um eine Woche Bedenkzeit, worauf wir uns trennten.

Die ganze Woche hatte ich einen schweren Stand Madja und Wanja gegenüber, die beide davon überzeugt waren, der Kauf würde an den fehlenden 5'000 Franken scheitern. Wanja hatte sich so in den Palazzòn verliebt, dass er behauptete, er würde der glücklichste Mensch auf Erden sein, wenn wir ihn bekämen und der unglücklichste, sollte der Kauf nicht zustande kommen. Doch ich blieb fest und es hat sich gelohnt -nach der für mich sehr spannungsreichen Woche erwarben wir den Palazzòn für 30'000 Franken.

Die Kaufsumme mag für das herrliche Gebäude lächerlich klein erscheinen, doch war sie in dem Zustande, in dem sich das Haus befand, angemessen. Umbau und Instandstellung haben mehr als das Dreifache davon gekostet.

Das Parterre war durch dünne, eingebaute Wände, die bis an die viereinhalb Meter hohe Balken-Decke reichten, in einzelne Zimmer geteilt. Die Böden bestanden aus gestampfter, mit Brettern überdeckter Erde. Vor dem schönen Kamin befand sich eine ebenfalls bis zur Decke reichende Wand, so dass vor dem Kamin nur ein schmaler Durchgang übrig blieb.

Die Haupt-Eingangstür hatte solche riesige Löcher, dass die Kinder Bellini leicht durch sie schlüpfen, wenn ihre Mutter diese abschloss, damit sie zu Hause blieben.

Die mächtigen Deckenbalken hatten sich verbogen. Ihre in die Wand eingelassenen Enden waren derart morsch und schwach geworden, dass Oberholzer den Einbau von Eisen-Trägern für unbedingt nötig hielt.

Vieles musste gemacht werden. Alle Unterteilungen des unteren Raumes mussten weg, damit er wieder seine ursprüngliche Gestalt erhalte. An Stelle der vorgefundenen fünf Zimmer entstand wieder ein einziges, dafür aber von imposanten Ausmassen. Als Fussboden wurde ein schönes Eichen-Parkett gelegt, das aus einem Abbruch in Zürich stammte. Zum Stützen der Decke wurden Eisenträger eingebaut.

Das oberste Stockwerk, früher ein offenes "Granajo", wurde verglast und in einen herrlichen Raum verwandelt. Neben dem grossen Zimmer entstand eine kleine, äusserst gemütliche Küche mit prachtvoller Aussicht.

Die zum "Granajo" führende alte Tür haben wir vor der Verbrennung gerettet. Wir hatten von ihrer Existenz von unseren Bau-Arbeitern gehört und baten die Zaninis, sie uns für gutes Geld zu verkaufen. Doch wollten die Alten von dem Vorhandensein einer solchen Türe nichts

wissen. Schliesslich besann sich Zanini, dass beim Brennholz im Keller eine alte Türe lag, die aber "solamente da bruciare" gut wäre. Wir erhielten sie und liessen sie instand setzen. Sie wurde in das verglaste oberste Stockwerk als Eingangs-Tür eingebaut - ein wirkliches Juwel von einer Türe.

Angebaut am "Palazzon" stand noch eine Ruine mit eingefallenem Dach - die wir beim Kauf des Besitzes gar nicht beachtet hatten. Sie muss noch älter als der "Palazzòn" gewesen sein. Nun wurde sie in ein prächtiges Gästehaus umgewandelt.

Die gesamten Bauarbeiten haben viel Mühe und Geld gekostet. Dafür sind aber zwei herrliche Häuser entstanden: der grossherrschaftliche Palazzòn und das bescheidene "Rustico" , das Madja von allen unseren Bauten am meisten geschätzt hat.

Der Name Incella stammt aus der Zeit, als das Dorf von "in Zellen" hausenden Mönchen bewohnt war, denen der "Palazzòn" als Klosterrefektorium diente. Ein unterirdischer Gang verband das grosse Haus mit der etwa zweihundert Meter davon entfernten Kapelle, vielleicht auch noch mit anderen damals vorhandenen Behausungen.

Die Kinder der früheren "Palazzòn"-Bewohner, die Geschwister Bellini, haben noch in diesen unterirdischen Gängen gespielt, doch später wurde der Zugang aus Sicherheitsgründen verschlossen. Zu unserer Zeit war nur noch der zugemauerte Eingang im Keller des Hauses zu sehen.

Während unserer Instandstellungsarbeiten wurde aus der Hausmauer eine alte Granitplatte mit dem Erstellungsjahr des "Palazzòn" (1660) und dem Namen des Erbauers (Giuseppe Beretta) herausgelöst und wieder über der neuen Eingangstüre eingelassen. Eine weitere, im Keller gefundene Steinplatte mit gleicher Inschrift liessen wir im Rustico anbringen, obwohl sie sicher nicht dahin gehörte.

Wir zogen in ein uraltes Haus ein, von der allerlei Geschichten erzählt wurden, die von den Incella Einwohnern zwar belächelt, doch zum Teil auch geglaubt wurden. So hiess es z.B., dass die Vorgängerin der Bellinis, die alte "Pissona", wie sie von der frechen Jugend benannt wurde, eine Hexe war.

Die Jungens neckten sie gerne, doch hatten sie auch Angst vor ihr. Sie waren fest davon überzeugt, dass, wenn sie im "Palazzòn" vor dem Kamin sass und den herumliegenden Holzklötzen "ballare" befahl, diese gehorsam einen Tanz um sie herum vollführten.

In der Nähe des "Pallazon" sollen drei Schwestern gewohnt haben, die ein grosses Zauber-Buch besaßen, welches ihnen ermöglichte, manches Unheil herauf zu beschwören. Um ihrem Treiben ein Ende zu setzen, kam der katholische Priester und nahm ihnen das Buch weg, woraufhin alle drei Schwestern mit einem unheimlichen Schrei zur Türe hinaus-stürzten und sich an den Zweigen eines davor stehenden Feigen-Baumes klammerten. Der Baum zer-

brach in drei Teile und die Schwestern verschwanden, Kopf voran in der sich unter ihnen öffnenden Erde.

Ausser dieser wenig glaubhaften Geschichte gab es noch eine andere, die sich aber im obersten, noch nicht eingeglasten "Granaio" abgespielt haben soll. Damals wurde der "Palazzòn" von einer alten Frau und ihrer schönen Tochter bewohnt. Diese hatte, wie es sich gehört, einen "amante", der sie jeden Tag, ausser Freitag, besuchen durfte. Auf dieses Freitagsverbot neugierig geworden, schlich sich der "amante" eines Freitagabends doch in das Haus ein. Da er niemanden antraf, stieg er hinauf zum "Granajo", wo er eine ganz merkwürdige Szene antraf.

Beide Frauen, sowohl die junge wie die alte, hatten sich nackt ausgezogen und mit einer schwarzen Schmiere bedeckt. Dann bestieg jede einen Besten und beide flogen hinaus aus den "Granajo-Arkaden". Ihrem Beispiel folgend zog er sich ebenfalls aus, schmierte sich ein, bestieg einen Besen und flog den Frauen nach. Am nächsten Tag wurde er nackt und frierend im Schnee des Giridones geborgen, konnte sich aber an nichts erinnern, auch nicht daran, wie er auf den Berggipfel gelangt war.

Es gab noch viele anderen Geschichten, die erzählt wurden, doch diese dürften genügen, um zu zeigen, dass wir in keinem gewöhnlichen Hause lebten!

Als der Umbau im April 1958 fertig war und wir einziehen konnten, wurde ein grosses Einweihungsfest veranstaltet. Das war das grösste Fest, das bei uns je gefeiert wurde. Eine 'Einladung mit dem Inhalt "I lavori al Palazzòn sono finiti. Abbiamo il piacere di invitarvi ad una allegra serata familiare di inaugurazione sabato 19 aprile verso le 20-20.30" ging an alle Arbeiter, die an den Bauarbeiten mitgewirkt hatten, an jeden Haushalt in Incella und an unsere persönlichen Freunde. Insgesamt kamen etwa 130 Menschen.

Wanja hatte es übernommen, uns beim Vorbereiten des Buffets zu helfen und mehrere Damen dafür mobilisiert. Sie hatten alle genügend zu tun, denn allein an Sandwiches wurden 1400 Stück zubereitet. Türen wurden aufgehängt, mit Alu-Papier bedeckt und mit den Sandwiches belegt.

Das ganze Haus von oben bis unten war geschmückt, illuminiert und den Gästen überlassen. Im geräumten grossen Zimmer des unteren Stockwerkes, in dem getanzt wurde, bestand die Möblierung aus Kirchen-Bänken, die aus der Kapelle stammten und den Wänden entlang platziert waren.

In einer Ecke des Zimmers war ein Podium für das Dorforchester errichtet worden. Die Musikanten hatten sich aus eigener Initiative zur Verfügung gestellt, als Geschenk für die Palazzòn-Einweihung. Während der ganzen Nacht haben sie laut und unermüdlich gespielt. Das war wirklich ein herrliches, lustiges Fest, das allen Freude gemacht hat und in die Annalen von Incella eingegangen ist.

Jahrelang wurde davon im Dorfe gesprochen. Es war fröhlich und ausgelassen, getanzt wurde so viel, dass Madja ihre Füsse nicht mehr fühlen konnte. In den oberen Stockwerken wurde recht laut gesungen. Die Dialekt-Lieder waren, nach den Lach-Salven zu urteilen, nicht immer anständig. Zum Glück verstanden wir den Dialekt nicht.

Bei aller Ausgelassenheit verlief alles erstaunlich ordentlich und gesittet. Trotz des enormen Weinkonsums wurde nichts zerbrochen. Wenn jemand zu viel getrunken hatte, wurde er von den anderen diskret hinauskomplimentiert und nach Hause gebracht.

Am nächsten Tage wurden die Dorfkinder eingeladen, um mit den verbliebenen Brötchen fertig zu werden und die Bänke wieder in die Kapelle zu befördern. Ein reizendes Bild, wie so eine Art Achtfüssler zur Kapelle pilgerten!

Mit dem "Palazzòn" als sogenannte "Zweitwohnung" hatten wir uns eine grosse finanzielle Last aufgebürdet. Es wäre nicht möglich gewesen, das grosse Haus das ganze Jahr leer stehen zu lassen und selbst hatten wir, solange ich in der CIBA tätig war, nur wenig Zeit, um uns in Incella aufzuhalten.

Deshalb haben wir von Anfang an vorgehabt, einzelne Wohnungen an Sommer-Gäste zu vermieten und in jeder Etage Wasch-und Koch-Möglichkeiten eingerichtet. Das Vermieten mit der dazu notwendigen Korrespondenz übernahm Wanjas Züricher Sekretärin, Fräulein Pauli, die auch für das Vermieten seiner zahlreichen Wohnungen in Piodina sorgte.

Man hatte uns davor gewarnt, unsere schönen Wohnungen Sommergästen zu überlassen. Mieter seien Menschen, die vor nichts Respekt hatten und in kurzer Zeit alles verderben würden. Doch haben wir mit unseren Sommer-Gästen keinerlei Schwierigkeiten gehabt. Sie haben immer die gemieteten Räume in tadellosem Zustand hinterlassen, manche sogar als Abschiedsgeschenk, einen Blumenstrauss auf den Esstisch gestellt.

Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, dass wir uns die grösste Mühe gaben, es den Mietern bei uns bequem und schön zu machen. Wir hüteten uns davor, ihnen billiges Geschirr oder sonstige Einrichtungs-Gegenstände zu übergeben, die gerade noch für die Mieter gut genug gewesen wären.

Im "Palazzòn" befriedigte uns alles, nur der Garten war zu klein. Ich hätte gerne ein etwas grösseres Stück Boden zu bearbeiten gehabt und einige Obstbäume gepflanzt. Als ein Bauer-Nachbar starb und niemand da war, um sein Stück Land zu bearbeiten, wollte seine Tochter, Angela, es verkaufen. Sie brachte Madja einen alten Tessiner Kerzenhalter, den sie ihr schenken wollte.

Als Gegenleistung bat sie uns, ihr beim Verkauf des geerbten Grundstücks behilflich zu sein. Es handelte sich um ein wunderbares Stück Land. Nur etwa 5 -10 Minuten Fussweg vom "Palazzòn" entfernt, ohne Steigung, da etwa auf gleicher Höhe gelegen und somit leicht zugänglich, war es 51'000 m² gross, davon ca. 21000 m² Reben, der Rest Wald. Der Preis

war annehmbar, Fr. 3.50 pro m2. Ich wollte gerne 500 m2 für uns erwerben - mehr brauchte ich für meinen Obst- und Gemüsegarten nicht.

Leider wollte Angela von einer Teilung des Besitzes nichts wissen. Das Grundstück war sehr verlockend - unweit vom Palazzon gelegen, mit einer denkbar schönen Aussicht, ein Traumland! Doch der Kauf des ganzen Stücks kam für uns aus finanziellen Gründen nicht in Frage. Ich überlegte mir die Sache hin und her und beschloss schliesslich, nach einer beinahe schlaflosen Nacht, meine Schwester Manja um eine Anleihe zu bitten. Sie gab mir bereitwillig das benötigte Geld und ich konnte mein herrliches "Terreno" erwerben.

In letzter Minute wurde der Kaufabschluss noch in Frage gestellt. Ich hatte darauf bestanden, den richtigen Kaufpreis im Vertrag zu nennen, was im Tessin gar nicht üblich ist. Die Mehrwertsteuer, die vom Verkäufer zu bezahlen ist, war ich bereit zu übernehmen. Doch das schien Angela ganz verdächtig - es müsse etwas Unlauteres dahinter stecken. Nur mit Mühe gelang es mir, mit Hilfe des Notars, die gute Angela zu überreden und sie davon zu überzeugen, dass ich, trotz meiner Bereitwilligkeit, freiwillig eine Steuer zu zahlen, kein Gauner sei.

Den schönsten Teil des Palazzon, das verglaste "Granaio" im obersten Stockwerk, bekam Madja als Atelier. Einen herrlicheren Raum kann man sich kaum vorstellen. Leider erwies er sich als wenig geeignet zum Arbeiten. Zu offen, zu gross die Versuchung, nach aussen zu schauen und ins Freie zu gehen.

Abgesehen davon war Madja darin zu wenig weit weg von ihren Hausfrauen-Sorgen und Pflichten. Immer wieder wurde sie in ihrer Arbeit gestört durch Telefonanrufe, die Haushilfe, den Postboten, oder durch Besucher, die sie begrüessen wollten. Es fehlte die für sie so wichtige Abgeschlossenheit und Atelier-Intimität. Sehr bald sahen wir ein, dass eine geeignete Arbeitsstätte gesucht werden müsse, wenn möglich ausserhalb des Palazzon.

Ein Bauer, Tin Madonna, wollte seinen verwahrlosten Besitz, eine Ansammlung mehrerer unbewohnter, ineinander gebauter Häuser, verkaufen. Wir sprachen mit ihm und er war bereit, uns seinen Besitz für 25'000.- Franken abzutreten. Wir nahmen Madonnas Angebot an. Nun fing aber eine merkwürdige Geschichte an, die mehrere Jahre gedauert hat - es war uns nicht möglich, Tin für die Fixierung eines Termins mit dem Advokaten zu fassen.

Jedes Mal, wenn wir nach Incella kamen, war Madonna nicht zu finden oder nicht zu sprechen. Mit der Zeit mussten wir daraus schliessen, dass er den Handel mit uns nicht abschliessen wollte. Er schien sich absichtlich von uns zu verstecken und vermied es sogar, bei zufälligen Begegnungen uns zu grüssen. Wir brauchten nur in den Tessin zu kommen und Tin verschwand, als hatte ihn der Erdboden verschluckt.

Gross war unsere Überraschung, als uns, zwei -drei Jahre später, plötzlich ein strahlender Madonna entgegenkam und sofort die Sprache auf den Verkauf seines Besitzes brachte. Den vereinbarten Preis hatte er inzwischen bereits vergessen und der Kaufvertrag wurde für nur 21'000.- Franken abgeschlossen. Auf unsere Frage, warum er denn so lange gezögert und uns

gemieden hatte, erhielten wir bereitwillig eine ihm einleuchtend erscheinende Motivierung - sein Anwalt sass im Gefängnis und das hatte er uns natürlich nicht sagen wollen! Dass der Verkauf ebenso gut von einem anderen Advokaten, der nicht im Gefängnis war, hätte abgeschlossen werden können, war ihm anscheinend nicht in den Sinn gekommen. Er musste einfach die Zeit abwarten, bis sein Vertrauensmann entlassen wurde.

Die Garage mitgerechnet, hatten wir fünf Häuser, respektive was davon übrig geblieben war, erworben. Eines davon wurde von uns völlig demoliert und entfernt, vom zweiten blieb nur der Eingang stehen. Das Haupt-Doppelhaus, das nicht baufällig war, wurde in ein geräumiges Atelier umgewandelt, mit Leitungswasser und Klo.

1963 wurde ich pensioniert. In den letzten Jahren hatten wir viel Zeit verbracht und Energie angewendet, um die Voraussetzungen für das spätere ständige Dasein im Tessin vorzubereiten. Nun zogen wir ganz nach dem Süden und behielten unsere Bleibe in der Aeschenvorstadt nur als Zweitwohnung, um eine Unterkunft bei Besuchen von Basel zu haben. Vier Jahre später gaben wir unsere Stadtwohnung gänzlich auf.

Der herrliche "Palazzòn" hat uns viele Jahre grosse Freude bereitet. Wir waren stolz darauf und fühlten uns in seinen Räumen recht wohl. Nur machten wir uns Gedanken darüber, ob wir mit fortschreitendem Alter noch lange dem problematischen Wohnen im riesigen alten Gebäude gewachsen sein würden. Es brauchte viel Pflege und bot wenig Komfort.

Besonders machte uns das unbeheizte Treppenhaus, mit den hohen und sehr steilen Treppen, Sorgen. Wir dachten daran, einen Aufzug einbauen zu lassen, doch hätte die Lift-Maschinerie einen Turm auf dem Palazzòn-Dach erfordert. Statt das Haus für viel Geld zu verunstalten, wollten wir lieber ein neues auf dem "Terreno" erstellen lassen.

Als diese Absicht am Fehlen einer brauchbaren Zufahrt scheiterte, entschlossen wir uns, den "Cornocc" in einem zweiten Umbau mit allem erdenklichen Komfort erneut umzugestalten. Es entstand ein sehr bequemes, geräumiges Haus mit Lift, Zentral-Heizung, schönem Wohnraum mit Terrasse, unseren beiden Schlafzimmern, einem Gästezimmer, einem grossen Maler-Atelier mit separatem Bilder-Lagerraum, einem

Innenhof mit Aussen-Kamin und kleinem Gärtchen, einer Doppelgarage mit Parkplatz davor. Bei einem späteren, dritten Umbau kam noch unser Miniaturschwimmbad dazu.

Alljährlich kam das Toginger Trio- Erna, Frieder und Kapsa - zu Vera, um die Sommerferien bei ihr zu verbringen. Frieder machte Kapsa mit andauernden liebevollen Neckereien glücklich und sie war in ihn in rührender Weise richtig verliebt. Es war eine Freude zu sehen, wie sie den schönen Lebensabend genoss, der ihr beschieden wurde.

Durch ihr langes, arbeitsreiches, stets anderen gewidmetes Leben hatte sie etwas Glück auch reichlich verdient. Trotz hohem Alter - sie war über 90 - ist Kapsa erstaunlich "jung" geblieben. Sie ertrug ihre starken rheumatischen Schmerzen ohne jemals zu klagen, blieb

geistig ungewöhnlich frisch und zeigte Interesse für alles, was ihre geliebte Madja oder Erna anging. Leider passierte es öfters, dass sie "Erna" statt "Madja" sagte, was letztere sehr kränkte und eifersüchtig machte.

Kapsa hat ihr Leben in einer denkbar unkünstlerischen Umgebung verbracht und hatte keinerlei Interesse für Kunst. Doch als ihre eigene Madenka Malerin wurde, zeigte sie für ihre Bilder, auch für die abstrakten, grosses Verständnis. Sie erinnerte sich immer an jedes einzelne, das ihr ein Jahr zuvor vorgeführt worden war.

Kapsa konnte es nicht lassen, für andere zu arbeiten und spezialisierte sich auf das Stricken. Für ihr erspartes Geld hatte sie sich eine Strickmaschine gekauft und gelernt, perfekt damit umzugehen. Nun konnte sie alle mit gestrickten Erzeugnissen beglücken. Für Madja fertigte sie u.a. ein sehr hübsches Strickkleid an, dessen Modell sie einem Modejournal entnommen hatte. Es war geschmackvoll und modern, so dass Madja es gern und viel getragen hat.

Leider fehlen mir Worte, um Kapsa gerecht zu werden. Was ist sie für ein liebenswerter, wertvoller Mensch gewesen~ Warmherzig, fleissig, bescheiden, selbstlos, voller Initiative und Einfälle, jede Arbeit und jede Verantwortung auf sich nehmend, hat sie sich immer im Hintergrunde gehalten. Ihre kluge Güte bewirkte stets eine wohltuende Entspannung und vermittelte das Gefühl von Ruhe und Geborgenheit.

Madja war 6 Jahre alt, als Fräulein Robesneck von Rüchardt's als Gouvernante engagiert und von da an für das ganze Leben ihre geliebte Kapsa wurde. Alle Kindheits- und Jugenderinnerungen sind mit Kapsa verbunden und sie hing an ihr mit ihrem ganzen Herzen. Madja war dankbar, dass Vera, durch ihre gastfreundliche Aufnahme des Toginger Trios, mehrmals ein Wiedersehen mit Kapsa ermöglichte.

Nachdem wir aus dem "Palazzòn" in den "Cornocc" gezogen waren, wurde das grosse Haus von den Schaub, das "Rustico" von den Burckhardts käuflich übernommen. Manja, der seine alten Tage in Incella, in der Nähe seiner Schwestern verbringen wollte, erhielt den "Cornocc" testamentarisch zugesichert. Das entsprach ganz unseren Bestrebungen und wir waren zufrieden.

Auch mit den Schwestern schien alles nach Wunsch zu gehen. Manja liess sich als Ersatz für Ihre "Casa Dobro", die in Brissago während des grossen Unwetters restlos weggeschwemmt worden war, eine Wohnstätte in Incella zu erstellen. Sie veranlasste den Mann von Emma Carrara, gegen ein lebenslanges Wohnrecht, seine "Casa al Pesco" auf ihre Kosten aufzustoeken, was auch unter voller Berücksichtigung ihrer Wünsche geschah.

Später gelang es auch Vera in direkter Nachbarschaft der "Casa al Pesco" eine sehr schöne Wohnung zu mieten. Sie hatte viel Freude am schönen Garten, den sie liebevoll pflegte, sowie an der Möglichkeit, Wohngäste bei sich empfangen zu können.

1970 bestellten wir für das Terreno eine Fertig-Garage mit einigen Abänderungen, die aus ihr ein Miniatur-Haus machten. Mario musste nach Angaben und Plänen der Garagen-Firma einen flachen Platz vorbereiten und den Unterbau aus Zement ausführen.

Der Tag wurde vereinbart, an dem das vorgefertigte Häuschen in Incella eintreffen sollte. Die einzelnen Bau-Elemente mussten von der Fahrstrasse bis zum Terreno getragen werden - eine andere Möglichkeit gab es nicht. Zu unserem Entsetzen musste der ganze schwierige Transport der Bau-Elemente und deren Zusammenfügen im Regen vor sich gehen! Trotzdem gelang es noch am gleichen Tag, den Bau fertig zu stellen. Am Abend stand das Spiel-Häuschen da und musste nur noch möbliert werden.

Wir liessen die grosse Bar unserer Aeschenvorstadt Wohnung in den Tessin kommen. Wie es die Arbeiter fertig brachten, das schwere Ungetüm über unseren miserablen Zugangspfad bis zum Häuschen zu transportieren, um es darauf aufzustellen, erfüllt mich bis heute mit Bewunderung - eine leichte Arbeit ist es nicht gewesen!

Nun hatten wir ein überaus gemütliches Häuschen mit Butan-Gas zum Kochen und einer Gas-Lampe nebst Kerzen zur Beleuchtung. Ausser der grossen Bar mit ihren Hockern bestand die Möblierung aus zwei Betten, einem kleinen Tisch, zwei alten sehr primitiven, roten Sesseln und einigen Stühlen nebst Liegestühlen.

Leitungs-Wasser gab es nur draussen im Garten. Um warmes Wasser zum Baden zu haben, liessen wir tagsüber einen gefüllten Plastik-Behälter in der Sonne stehen. Die nicht genehmigte Toilette wurde im Geräte-Schuppen "schwarz" über einer Sickergrube installiert.

Es freute mich, dass auf dem "Terreno" immer etwas Neues zu tun war. Was habe ich dort nur an Terrassen, Wegen und Treppen gebaut, was nicht alles zu Züchten versucht! Vor dem Häuschen haben wir drei Birken gepflanzt, die gut gediehen und sehr gross wurden. Sie erinnerten uns an Russland und machten uns den Platz besonders heimisch.

Fritz Bachmann, ein CIBA-Kollege, hat mich mehrmals in Incella besucht und gute Ratschläge zur Schädlingsbekämpfung erteilt. Von ihm erfuhr ich von einer bevorstehenden Reise einer Gruppe CIBA-Fachleute nach Sowjetrussland. "Gerne käme ich als Dolmetscher mit" sagte ich, ohne es wirklich ernst zu nehmen. Zu meinem grossen Erstaunen erhielt ich bald darauf die Aufforderung, mitzufahren, obwohl ich bereits pensioniert und nicht mehr bei der CIBA tätig war.

Der Reise-Termin war für mich denkbar ungünstig, denn gerade zu diesem Zeitpunkt musste Madja nach Norwegen fahren und ihre Bilder zur Ausstellung nach Oslo bringen. Doch konnte ich dem mir so verlockend erscheinenden Vorschlag nicht widerstehen und sagte zu. Ich flog mit den CIBA-Kollegen nach Moskau, während Madja mit ihren Bildern allein den Weg nach Oslo nehmen musste. Sie fuhr im Auto, das sie allerdings bis nach Hamburg verladen liess.

Das Wiedersehen mit dem so veränderten Russland ist mir nicht leicht gefallen. Nichts konnte mich erfreuen. Der Verfall und die Zerstörung von allem, was mir lieb gewesen war, deprimierte mich sehr. Aber auch wenn ich etwas Positives feststellen konnte, wozu eigentlich nur der allgemeine Zugang zur Bildung, oder besser gesagt, zur Schulung gehörte, konnte mich nicht erfreuen, denn dann regte sich in mir das Schuldgefühl, gegen eine positive Entwicklung gekämpft zu haben.

Das bedrückte mich und hatte zur Folge, dass ich, trotz recht üppiger Verpflegung während der ganzen Russlandreise, bei meinem Wiedersehen mit Madja in Oslo einen miserablen Eindruck auf sie machte. Ich sah sehr schlecht aus und hatte mehrere Kilo Gewicht verloren.

Unser Besuch des Sowjetreiches fand ausgerechnet zum Zeitpunkt der Absetzung von Chruschow statt. Die Reaktion der Öffentlichkeit auf den Führungswechsel hat mich stark beeindruckt - sie blieb einfach aus! Nur die überall aufgehängten, riesigen Chruschow-Bildnisse waren über Nacht plötzlich verschwunden. Kein Mensch schien davon Notiz zu nehmen. Die Zeitungen beschränkten sich auf den Nachdruck einiger Angaben der Ausland-Presse.

Wir merkten den stattgefundenen Führungswechsel daran, dass im Handelsministerium von dem uns in Aussicht gestellten Schreiben aus dem Süden, mit einer positiven Stellungnahme zum CIBA-Produkt, nichts bekannt war. Angeblich war kein Schreiben eingetroffen. Am gleichen Abend fand jedoch ein Besuch in unserem Hotel statt und der gleiche Mann, der bei der offiziellen Besprechung von dem besagten Schreiben nichts gewusst haben sollte, bestätigte privat dessen Empfang und meinte dazu verlegen: "Sie müssen verstehen, dass es nicht opportun wäre, jetzt darüber zu sprechen".

Die positive Stellungnahme zum CIBA Bekämpfungsmittel gegen Baumwollschädlinge, das zur Diskussion stand, kam wohl von Leuten, die Chruschow nahe standen. Der Brief war vielleicht von ihm persönlich unterzeichnet worden, da ihm die Baumwollkulturen in Russland sehr am Herzen lagen.

Grotesk waren die Propagandalügen und die ständige Verdrehung der Tatsachen, denen man ausgesetzt war. In Sotchi erfuhren wir vom Reiseführer, dass der Kurort vor der Revolution eine unbedeutende Siedlung mit nur eintausend Einwohnern und etwa 30 Fremden in der Saison gewesen sei. Die Gegend wurde angeblich "kaukasisches Sibirien" benannt wegen der dort herrschenden Malaria, die das zaristische Regime bewog, politische Gefangenen dorthin zu verschicken. Nach der Revolution sei die Krankheit durch Trockenlegung der Sümpfe und andere Massnahmen besiegt worden.

Ich war vor der Revolution in Sotchi und habe es dort schön gehabt. Schon damals ist es ein bekannter und viel besuchter Kurort gewesen, alles andere als "Kaukasisches Sibirien". Malaria dürfte es, wie anderswo, wohl gegeben haben, doch wurde diese Krankheit nicht dank der Revolution, sondern dank dem D.D.T. besiegt. Dr. Müller hatte die Anwendung dieses Wundermittels in Basel gefunden und den dafür verliehenen Nobelpreis mit seinem

Mitarbeiter, Dr. Martin, geteilt; ausgerechnet dem Dr. Martin, der als Teilnehmer unserer Russlandreise mit nach Sotchi gekommen war.

Die uns zugeteilten Dolmetscherinnen und Fremdenführerinnen beherrschten erstklassig ihre Fremdsprache, obwohl sie nie im Ausland gewesen sind. Sonst waren sie aber oft erstaunlich unwissend. So wusste z.B. unsere Fremdenführerin nicht, dass die vor unserem Hotel "Ukraina" aufgestellte Figur ein Denkmal für den ukrainischen Schriftsteller Schewtchenko war.

Eine andere kannte bei der Besichtigung des Kremls den Namen des letzten Zaren nicht. Als ich Nikolaus den Zweiten nannte, wollte sie es besser wissen und meinte, es wäre noch "irgend ein anderer" gewesen.

Aus Moskau bin ich nicht mit den CIBA-Leuten in die Schweiz zurückgekehrt, sondern direkt zu Madjas Ausstellung nach Oslo geflogen. Da es kein früheres Flugzeug nach Skandinavien gab, musste ich einen Tag länger in Moskau bleiben. Der Sowjet-Vertretung in Bern schien der Umstand, dass ein Teilnehmer der Reise nicht zurück gekehrt sei, höchst suspekt. Von der CIBA wurden Erklärungen verlangt und es soll einen ziemlichen Wirbel wegen der Sache gegeben haben.

Ein zweites Mal bin ich privat, mit Madja und zwei Enkeln, im Jahre 1970 in Sowjet-russland gewesen. Wir hatten den Schul-Abschluss der älteren Enkel, Andrea und Stephan, mit einer Reise nach Paris gefeiert. Mit Mischa und Ariane wollten wir nach Marokko, fanden aber keine passenden Termine. Statt dessen buchten wir eine kurze Kuoni Reise nach Russland, die uns nach Kiew, Leningrad und Moskau führte.

Meiner antibolschewistischen Vergangenheit wegen hatte ich einige Bedenken, mich in das Sowjetreich zu begeben. Dieses Mal nicht als ReisetTeilnehmer einer von den Sowjets eingeladenen CIBA-Gruppe, sondern nur auf mich selbst gestellt. Auf jeden Fall wollte ich alles vermeiden, was irgendwie Aufsehen erregen und zu Auseinandersetzungen führen konnte. Unser Mischa war damals gerade in dem Alter, in dem man gerne auffallen mochte. In Haartracht und Kleidung hatte er ausgesprochen Hippy-Allüren und ich hatte Bedenken, dass er in Russland allzu sehr auffallen würde.

Deshalb bat ich ihn, beim Reisebüro vorzusprechen und seine Haarpracht auf ihre Eignung für eine Reise nach Sowjetrussland begutachten zu lassen. Das Kuoni o.k. wurde erteilt, aber nur dank dem Umstand, dass Mischa seine Haare zuvor von einem Kameraden hatte stutzen lassen.

Während der Reise ging alles glatt. Nur am russischen Zoll wurde Mischas komisches Reisegepäck sehr eingehend untersucht. Der Zöllner entzog ihm ein altes, sehr wenig präsentables Kleidungsstück, in dem es verdächtig nach Papier raschelte. Es war ein Damen-Mantel mit durchlöcherten Taschen, den Mischa wohl auf dem Flohmarkt erworben hatte. Der Zöllner staunte über das Damen-Stück und unterwarf es einer eingehenden Kontrolle.

Durch die Löcher der Taschen, zwischen Stoff und Futter greifend, brachte er ein Stück zerknülltes Papier nach dem anderen ans Tageslicht, bis ein ansehnliches Häuflein vor ihm lag. Bei jedem seiner Funde sah er den verlegen vor ihm stehenden Mischa missbilligend an. Endlich, als nichts Verbotenes gefunden wurde, gab er sich zufrieden.

Ich war erleichtert, denn bereits hatte ein vorbeigehender höherer Zoll-Beamter den Untersuchenden in russischer Sprache gefragt: "Was ist das für einer?" Unser Zöllner erwies sich zuletzt als ein netter, menschlichen Regungen zugänglicher Mensch. Als er in Arianens Tasche zwei verschlossene Briefe entdeckte, liess er sie ungeöffnet passieren, nachdem ihm Madja erklärt hatte, es wären für das Mädchen bestimmte Liebesbriefe, die erst in Leningrad resp. in Moskau geöffnet werden sollten. Ein netter Kerl.

Bei unserer Fahrt nach Moskau mussten wir viele Stunden auf dem Flugplatz in Leningrad verbringen. Um die Wartezeit zu vertreiben, kaufte sich Mischa 100 g Wodka und nippte immer wieder an seiner Flasche, bis sie leer war. Plötzlich hiess es, der Flug würde überhaupt nicht stattfinden und wir wurden in grosser Eile zum Bahnhof befördert.

Wir konnten gerade noch den nach Moskau bereits abfahrenden Zug erreichen. Alle wurden in verschiedene Abteile auf frei gebliebene Schlafwagen-Plätze verteilt. Mischa, der von uns getrennt schlief, musste in der Nacht zur Toilette und fand im Gang eine Geldbörse auf dem Boden liegen. Er ging zur Wagenschaffnerin, um ihr den Fund zu übergeben. Da bekam er es aber mit dem Mann derselben zu tun, der ihn unsanft anpackte und zu wissen begehrte, warum er zu seiner Frau wolle.

Der Mann kam in grosse Verlegenheit, als die wahre Sachlage sich herausstellte, zumal es seine eigene Geldbörse war, die Mischa gefunden hatte. Sie enthielt einen namhaften Geldbetrag und er war froh, sie wiederzuhaben. Um seiner Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, erschien er kurz vor der Ankunft in Moskau in Mischas Abteil mit Wurst und Champagner und bestand auf einem gemeinsamen Trunk. Der Junge hatte wenig Lust, in früher Morgenstunde Champagner zu trinken, doch konnte er es dem Russen nicht begreiflich machen und trank mit ihm, um ihn nicht zu kränken. Die Zusammenwirkung des Weines mit dem früher genossenen Wodka war verheerend. Bei der Ankunft in Moskau wurde es ihm elendiglich schlecht.

Zur Zeit unserer Reise nach Russland wurden dort grosse Vorbereitungen für eine Lenin-Feier getroffen. Überall waren Plakate und Flaggen zu sehen. Wir hatten uns vorgenommen, unsere Meinung über die Sowjet-Verhältnisse für uns zu behalten - die Jungen sollten sich ein eigenes Urteil bilden.

Deshalb hat es mich besonders gefreut, als Mischa von sich aus sagte: "In Leningrad dachte ich noch, man könne hier leben, aber dies. Es ist ja ganz wie bei Hitler!" Den Anlass zu dieser Äusserung hatten die grossen Menschenansammlungen in der Anlage an der Kreml-Mauer gegeben. Uniformiert und mit Fahnen formten sich dort unendlichen Demonstra-

tionszüge. "Allein diese Feststellung genügt, um unsere Russland-Reise zu rechtfertigen", sagte ich zu Madja.

Merkwürdigerweise bestand bei Mischa der Wunsch, durch äusseres Aussehen aufzufallen, nicht mehr. Es war ihm ausgesprochen unangenehm, auf der Strasse angegafft zu werden. Den in Basel demonstrativ aussen, am Gürtel befestigt getragenen Teddybären hingte er bereits in Kiew ab.

In der Zeit, als die Schaub's den Palazzon übernommen hatten und nach eigenem Geschmack einrichteten, kamen sie etwa alle 14 Tage für ein verlängertes Wochenende nach Incella. Damals war Hans ganz auf Segeln fixiert. Maritime Fachausdrücke gehörten bei Schaub's fast zur Umgangssprache. Hans hatte grosse Hoffnungen auf die Ausübung des geliebten Sportes auf dem Lago Maggiore gesetzt und sein Segelboot dorthin überführen lassen.

Leider war die anfängliche Begeisterung nicht von Dauer. Vermutlich haben die Verhältnisse auf dem Lago den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Abgesehen davon wurde das Segeln bei Hans durch eine neue Leidenschaft abgelöst - Golfspielen. Es erwies sich als eine ihm besser zusagende Sportart, zumal er sie in Basel neben seinem Beruf ausüben konnte. Sie brachte ihm die gesuchte Ausspannung und liess die weiten Reisen in den Tessin weniger attraktiv erscheinen. Die Aufenthalte in Incella wurden seltener und blieben bald gänzlich aus.

Auch bei Marischa und Lukas sah es nur anfänglich so aus, als würden sie in Incella heimisch werden. Mit Eifer gestaltete Marischa das Rustico um und richtete es nach ihrem Geschmack ein. Lukas gelang es, den angrenzenden Gartenstreifen, den wir stets begehrt hatten, aber nicht erhalten konnten, den Zaninis abzukaufen. Einem so netten Regierungsrat konnten unsere Nachbarn einfach nichts abschlagen!

Wie bereits gesagt, haben wir uns während der Zeit, in welcher "Palazzon", "Rustico", "Cornocc" und "Terreno" ins Leben gerufen wurden und wir das Gefühl hatten, wir wären im Begriffe, einen neuen Sammelpunkt für unsere Angehörigen entstehen zu lassen, sehr glücklich gefühlt.

Madja hatte Möglichkeiten zur Anwendung ihrer Kreativität beim Ausbauen und Einrichten der Häuser und besass dazu noch ein ausgezeichnetes Atelier, in dem sie fleissig und gut arbeitete.

Ich durfte das "Terreno" nach eigenem Gutdünken gestalten und hatte viel Freude daran. Das gesunde Arbeiten im Freien, in der so wunderschönen Umgebung, war etwas anderes als das Schufteln im CIBA-Labor! Nachteilig empfanden wir lediglich die Abgeschlossenheit von der Kunstwelt, das Fehlen von kulturellen Anregungen und Interessen, das Provinzielle und Kleinbürgerliche der unmittelbaren Umgebung. Reisen, Besuche von Freunden und Bekannten, Beziehungen zu Künstlern wie Arp, Sissier, Irene Kowaliska und anderen, die zu uns kamen, oder Fontana, den wir in Mailand besuchten, halfen das Gefühl der Verzinkung in einer abgeschiedenen Provinz zu mindern, genügten aber nicht.

Leider hatten wir es versäumt, uns als Hörer zu den jährlichen Eranos Tagungen anzumelden, die in unserer unmittelbaren Nähe stattfanden. Es geschah aus Indolenz, zum Teil auch aus Minderwertigkeits-Gefühlen. Wir betrachteten es als Anmassung, uns in einen Kreis von Menschen zu drängen, die uns an geistiger Entwicklung weit übertrafen.

Madja hat immer ihren Mangel an Bildung tief empfunden. Sie glaubte, zu wenig gelesen zu haben, zu wenig zu wissen und das bedrückte sie. Ich strebte nicht danach, mich mit geistigen Fragen auseinander zu setzen, erst recht nicht auf Gebieten, von denen ich keine Ahnung hatte.

Madjas Kunstschaffen und unsere verschiedenen Bauvorhaben nahmen uns derart in Anspruch, dass kulturelle Anliegen entschieden zu kurz kamen. Die gute Gelegenheit, unsere geistige Entwicklung voranzutreiben, haben wir versäumt.

Die Schattenseiten des Lebens in Incella wurden uns erst bewusst, als der Traum vom "Tessiner Schackenhof" zerronnen und dessen Unrealisierbarkeit uns bewusst wurde. Das Abgleiten ins Negative erfolgte nicht plötzlich, sondern nach und nach.

Die erste Ernüchterung kam, als Marischa das von Madja so geliebte "Rustico" an uns völlig fremde Menschen verkaufte. Auch die Schaub's hatten ihre ursprüngliche Begeisterung für den "Palazzon" verloren und kamen kaum noch nach Incella. Wanjas Wunsch, den "Cornocc" zu erben, um seine alten Tage in der Nähe seiner Schwestern zu verbringen, bestand nicht mehr.

Auch sonst hatte die Gegend um den Lago Maggiore für ihn nicht mehr die gleiche Anziehungskraft wie früher. Er hatte sich in Mailand eingerichtet und orientierte sich neuerdings ganz nach Italien. Seine zahlreichen Ferienwohnungen in Piodina hatte er verkauft und versuchte hartnäckig, auch sein "Rocca Nera" an den Mann zu bringen, was eine schwere Aufgabe war. Er wollte lediglich die zwei kleinen Rustici behalten, die er hoch oben über Piodina gekauft und ausgebaut hatte.

Auch mit dem Verbleiben meiner beiden Schwestern in Incella stand es nicht zum besten.

Manja kam zwar jedes Jahr, doch blieb sie nicht lange, denn sie hielt es für unumgänglich, innerhalb der Gültigkeitsdauer ihrer Retour-Fahrkarte nach Oslo zurück zu kehren. Auch war sie in Incella gewissermaßen nur "auf Abruf" anwesend, denn die Nachricht der leisesten Erkrankung eines ihrer Nachkommen genügte, um bei ihr die Vorstellung zu wecken, sie müsse sofort zur Hilfeleistung nach Norwegen zurück eilen.

Vera fühlte sich in ihrer schönen Sommerwohnung so wohl, dass sie die ganze warme Jahreszeit im Tessin verbrachte. Doch auf lange Sicht konnte auch mit ihrer Anwesenheit nicht gerechnet werden - ihr Sehvermögen hatte sich verschlechtert und es war vorauszusehen, dass sie nicht mehr lange einen selbständigen Haushalt im Tessin werde führen können.

Dank Madjas Unternehmungslust und Risikofreudigkeit war unser bisheriges Leben stets zielbewusst und interessant gewesen. Nun hatten wir das Gefühl, die Incella-Zeit sei abgelaufen und unser Dasein inhaltlos und kleinbürgerlich geworden. So konnte es nicht weitergehen - etwas musste unternommen werden, um eine Änderung herbeizuführen.

Miasino

Madja hätte gerne die Schweiz verlassen, um - frei von Bindungen durch Besitz, Familie und allerlei Verpflichtungen - an der französischen Riviera ein neues, allein der Kunst gewidmetes Leben zu führen. Ich hielt nicht viel von dieser Idee, denn ich vermutete, französische kleinbürgerliche Provinzler würden Madja noch weniger liegen, als die Einwohner von Incella.

Früher hatte es Madja immer verstanden, mich für etwas, was sie wirklich wollte und vernünftig plante, zu gewinnen. Nun aber fehlte ihr einfach die Kraft, um unserem Leben eine neue Wendung zu geben. Es blieb bei vagen Träumen, wir unternahmen nichts und lebten weiter in Incella, bis etwas Unerwartetes auf uns zukam und unserer Passivität ein Ende setzte.

Seit einiger Zeit waren Marischa und Lukas auf der Suche nach einer passenden "Zweitwohnung" in Italien gewesen. Wir waren in ihre Pläne nicht eingeweiht, doch Ivan wusste, dass ein Haus in der Nähe vom Orta-See ihr besonderes Interesse erweckt hatte. Sie wollten es erwerben, doch dann waren sie vom Kauf zurück getreten.

Als Ivan von ihrem Verzicht erfuhr, wurde er auf das Wunderhaus neugierig, das seiner Schwester so gut gefallen hatte und fuhr an den Orta-See, um es anzusehen.

Er kam so begeistert aus Miasino zurück, dass Madja ihm scherzweise die Frage stellte: "Wäre das nicht auch für uns eine Wohnmöglichkeit?" Daraufhin wurde die Sachlage ernsthaft diskutiert. Natürlich sei das Haus für eine "Zweitwohnung" viel zu gross und wäre für die Burckhardts nur eine schwere Belastung gewesen.

Doch wenn wir es ganzjährig bewohnen und mit unserem Sohn teilen würden, sehe die Sache anders aus. Ivans Lobgesänge auf "das herrlichste Haus, das er je gesehen hatte" fanden bei Madja willige Ohren - die Aussicht, mit ihm gemeinsam etwas zu planen, um später im gleichen Haus zu wohnen, war für sie unwiderstehlich.

Auch mir schien es lohnend, der Sache nachzugehen. Die Besprechung endete damit, dass wir den Sohn baten, die bestehenden Möglichkeiten näher abzuklären und eventuell Kaufgespräche mit dem Besitzer, Sergio Ferrero, aufzunehmen.

Nur etwa zwei Drittel des Hauses gehörten Sergio, der vor wenigen Jahren seinen Besitz erworben hatte. Der restliche Teil war immer noch im Besitz der früheren Eigentümer-Familie, die dort zwei, nur in den Augustferien und an einigen Wochenenden benutzten Wohnungen besass. Sergio hatte auf dem ihm gehörenden Teil des Besitzes aufwendige Umbauarbeiten ausführen lassen, sich dabei übernommen, war in Schulden geraten und sah sich gezwungen, seinen Besitz zu verkaufen.

Es war ihm äusserst wichtig, das Geschäft mit uns abzuschliessen und er war bereit, alles dafür zu tun. Er zeigte sich uns von seiner besten Seite, freundlich und zuvorkommend. Wir

wurden eingeladen, einige Tage als seine Gäste im Hause zu verbringen, um die Verhältnisse besser kennenzulernen und uns den Kauf genau überlegen zu können.

Er war, mit einem Wort, die Liebenswürdigkeit in Person. Wir nahmen die Einladung gern an und fuhren mit Ivan nach Miasino, um dort 2-3 Tage zu bleiben. Sergio liess seinen ganzen Charme auf uns wirken, kam uns in jeder Beziehung entgegen, erklärte sich bereit, uns seinen Telefonanschluss zu überlassen - eine für Italien wichtige Konzession - und wollte uns sämtliche Möbel abtreten, die uns gefallen würden.

Auch versprach er, uns in seinen weiten Bekanntenkreis bestens einzuführen. Wir wurden gut bewirtet und unterhalten. Am ersten Tag hatte Madja nach Tisch eine lange, intime Unterhaltung mit ihm und es gelang Sergio, ihr volles Vertrauen zu gewinnen. Sie notierte im Tagebuch: "Sergio rodnoj (= verwandt, im Sinne einer seelischen Verwandtschaft), ähnlich wie Kurt (Kurt Craemer ist Madjas nächster Künstlerfreund gewesen.)"

Später mussten wir erfahren, dass Sergio ein schwerer Neurastheniker war, der sich nie damit abfinden konnte, aus seinem Hause "verdrängt" worden zu sein. Er hatte es mit Liebe für sich und seinen Freund, Andrea, eingerichtet und nun musste er es erleben, dass alles, was ihm am Herzen lag, von uns Barbaren zerstört wurde. Er empfand Alter und Verfall, abbröckelndes Mauerwerk, wild überwachsenen Garten als wohltuend und poetisch, sehr im Gegensatz zu Ivan, der das Bestreben hatte, alles zu restaurieren und in Ordnung zu bringen.

Nach unserem Einzug hat Sergio das Haus kein einziges Mal betreten, doch wusste er über die geringste Veränderung, die dort vorgenommen wurde, genau Bescheid und ärgerte sich über alles. An Stelle des vorgespiegelten Wohlwollens kam echte Feindseligkeit zum Vorschein und wir lernten den wahren Sergio kennen.

Doch diese Enttäuschung erlebten wir erst später. Anfangs machte uns in Miasino alles einen sehr positiven Eindruck. Das grossartige Haus, der Garten mit den drei riesigen, herrlichen Bäumen, die Lage, hoch über dem Orta-See, auf einem grossen, völlig flachen Plateau - das alles kam unseren Wünschen entgegen.

Bei Madjas Herzleiden war das flache Gelände von besonderer Bedeutung. In Incella mussten wir für die ihr ärztlich vorgeschriebenen Spaziergänge zum See hinunterfahren, um ihr ein Gehen ohne Steigung zu ermöglichen. Nur ab und zu konnte das trostlose Wandern auf der Autostrasse, oder das Hin und Her auf der See-Promenade durch einen Gang auf unser "Terreno" ersetzt werden der Weg dorthin war schlecht und für Madja zu beschwerlich.

Ungeachtet aller dieser Vorzüge hatten wir Zweifel daran, ob es wirklich klug wäre, das Anwesen zu kaufen. Manches sprach auch dagegen. Ein Hauptproblem waren meine Schwestern. Sie hatten ihren Wohnsitz nach Incella verlegt, um in unserer Nähe zu sein und wir hatten Bedenken, sie zu verlassen.

Auf Manja brauchten wir keine Rücksicht zu nehmen. Sie kam immer nur für wenige Wochen in den Tessin, besass einen Wagen und die 60 Kilometer bis Miasino würden für sie kein Problem sein. Ganz anders Vera, die keine Autofahrerin war und einen grossen Teil des Jahres in Incella verbrachte. Für sie wurden unser Wegziehen nach Italien einen schweren Schlag bedeuten.

Ich hatte auch Bedenken, unsere Existenz den in Italien herrschenden Verhältnissen anzuvertrauen. Nach diesem Land ziehen zu wollen galt damals als reiner Wahnsinn. Ich war mir bewusst, dass der neuerworbene Besitz uns leicht verloren gehen konnte. Nur die Überlegung, dass uns die Rückkehr in die Schweiz immer noch möglich wäre, liess mir unsere Miasino Pläne nicht allzu leichtsinnig erscheinen. Meine Pension würde uns jedenfalls erhalten bleiben und für eine bescheidene Existenz ausreichen. Wir wollten das Risiko auf uns nehmen.

Es war natürlich schmerzlich, alles aufgeben zu müssen, was wir in Incella mit so viel Begeisterung, Fleiss und Liebe aufgebaut hatten. Das "Terreno" mussten wir verkaufen und schon der Gedanke daran tat mir weh. Doch auch bei Verbleiben in Incella wäre ich nicht mehr fähig gewesen, es noch lange selbst zu bearbeiten. Das abgelegene, grosse Stück Land zu betreuen, ist eine Aufgabe, die ich im Alter nicht hätte bewältigen können.

Der Garten in Italien war nicht gross und lag direkt am Haus - ein Plus für Miasino! Dass Haus und Garten nicht uns allein gehören würde und wir den Besitz mit den früheren Eigentümern zu teilen hätten, war dafür ein grosses Minus.

Während der Tage unseres Probewohnens in Miasino wurden alle Pro und Contra des Hauskaufes gründlich diskutiert. Auch nachts liessen uns Gedanken darüber keine Ruhe finden. Am Morgen des ersten Tages, nach einer schlaflosen Nacht, war Madja entschlossen, vom italienischen Abenteuer abzusehen. Als ich aber einige positive Argumente vorbrachte, liess sie sich nur allzu willig von mir umstimmen. Nach zwei Tagen ständiger Schwankungen fuhren wir nach Stresa und dort, in einem Café, wurde endgültig beschlossen, das Miasino Haus zu erwerben.

Ivan nahm sich der Realisation unseres Beschlusses energisch an und es gelang ihm, innerhalb eines Monats, alles zu regeln. Am 24. 6. 1975 informierte er uns über die stattgefundene Eigentumsübertragung.

Nun erlebten wir bewegte Zeiten. Immer wieder fuhren wir nach Miasino und freuten uns am Haus, an dessen schönen Umgebung, am pittoresken Dorf, am Baden im Orta-See. Wir lernten Calderara und seine Frau kennen, waren begeistert von seinem schönen Haus und Bilder-Museum und vor allem von ihm selbst - in Madjas Tagebuch wird er als "entzückend" erwähnt.

Leider bekamen wir auch die negativen Auswirkungen unseres Unterfangens zu spüren. Meine Schwestern empfanden unseren Wegzug aus Incella direkt als Verrat ihnen gegenüber.

Vera reagierte äusserst heftig. Ich bekam von ihr zu hören, wir hätten sie "wie einen unnütz gewordenen Lappen weggeworfen".

Auch Marischa war verärgert. Es war vorauszusehen, dass unser Kauf des von ihr entdeckten Hauses sie kaum freuen würde, doch die Heftigkeit ihrer Ablehnung übertraf unsere Erwartungen. Das bedrückte uns sehr. In unserer Naivität hatten wir ihre Beteiligung am Miasino Projekt erwogen. Eine separate Sommerwohnung hatte ohne weiteres der Familie Burckhardt überlassen werden können. Doch das war ein dummer und unüberlegter Gedanke. Marischa brauchte gar keine "Zweitwohnung". Was sie suchte, war die Möglichkeit, ihre Kreativität anzuwenden.

Die Umgestaltung des Miasino-Besitzes nach eigenem Geschmack und Vorstellungen ein Traumhaus wäre eine ihrer würdige Aufgabe gewesen. Und nun sollten Ivan und Madja sich damit befassen, während sie beiseite geschoben wurde. Die Rolle des fünften Rades am Wagen war ihr zuwider, für ein Wohnen in unserer und Ivans Nähe hatte sie kein Bedürfnis, ja schon den Gedanken daran empfand sie als eine Zumutung.

So lebten wir, durch angenehme Eindrücke in Italien erfreut und durch das Verhalten unserer Nächsten bedrückt. In ihrem Tagebuch klagt Madja über Depressionen und Magenschmerzen.

Mitte August fuhren wir nach Deutschland zur Ausstellung in Zwischenahn. Beim Aussteigen aus dem Zuge stolperte ich, stürzte und verletzte mich derart, dass ich ins Spital verbracht werden musste. Statt an der Vernissage teilzunehmen, musste ich im Bett bleiben und mich über meine Ungeschicklichkeit ärgern.

Die Rückreise ging durch Töging, mit einem Aufenthalt bei Erna und Kapsa. Während der Fahrt nach Zürich hat sich Madja sehr schlecht gefühlt und musste im Zuge dauernd erbrechen. Wir gingen zu Dr. Huber zur Herzkontrolle. Er fand alles in Ordnung und wir reisten weiter nach Incella. Drei Tage später stellten sich bei Madja immer stärker werdende Herzbeschwerden ein und am 4. 9. 1975 war sie mit ihrem zweiten Herzinfarkt im Spital in Locarno.

Täglich fuhr ich zweimal zu ihr, um den Tag mit ihr zu verbringen. Sie erholte sich schneller, als beim ersten Infarkt und schon am 21.9. durfte sie nach Incella.

Drei Tage danach nahm sie ihr grosses Bild "denj sa dniom" (ein Tag nach dem Anderen) in Angriff. Doch nach wenigen weiteren Tagen lag sie wieder im Bett mit einer Bronchitis.

In Miasino musste Sergios Auszug abgewartet werden, bevor die geplanten Umbauarbeiten in Angriff genommen werden konnten. Erst im November war es so weit - das Haus war geräumt. Nun konnten die vorgesehenen Arbeiten vorangetrieben werden. Alles lag in Ivans Händen, der sich mit grossem Eifer und Hingabe bemühte, Madjas Wünsche zu berücksichtigen. Alle Pläne wurden ihr vorgelegt, alle Muster von ihr begutachtet, so dass sie sich am Umbau aktiv beteiligen konnte, auch wenn sie in Incella im Bett lag.

Das Parterre des Hauptgebäudes mit seinen 5 1/2 Meter hohen Räumen war für uns vorgesehen. Darüber lag der Ivan zugedachte Hausanteil und eine den früheren Eigentümern gehörende Wohnung.

Im Seitenbau hatte Sergio eine Dreizimmer-Wohnung mit Waschraum einrichten wollen und den Umbau bereits begonnen, aber wegen Geldmangel die Arbeiten einstellen müssen. Als wir das Haus übernahmen, standen diese Räume zum Teil unter Wasser. Diese Wohnung schien uns zur Einrichtung eines Ateliers für Madja geeignet zu sein.

Darüber befand sich die Wohnung der früheren Hauseigentümer und eine uns gehörende primitiv eingerichtete Gästewohnung. Neben dem Hauseingang gab es noch das "Pozzo" - ein Einzelzimmer, wir später eine kleine Wohnung für Gäste gemacht haben.

Die grosse Höhe der Zimmer erlaubte den Einbau von Galerien, etwas wofür Ivan seit unserem ersten Arlesheimer Haus eine besondere Vorliebe hatte. Er hat vier Galerien in Miasino erstellen lassen, fünf waren es gewesen, hätten wir ihn nicht vom Einbau der einen zurückgehalten.

Das für mich bestimmte Zimmer verwandelte die Galerie in eine richtige Kleinwohnung, mit Schreibtisch und Bücherregalen unten, Schlafstelle und Toilettenraum oben. Als einzigen Nachteil empfand ich die Distanz zu Madjas Schlafzimmer - die räumliche Trennung störte mich.

Sehr gelungen war Ivans Idee, die Aussicht auf die unmittelbar angrenzende hässliche Behausung eines Handwerkers, mit einem Hof voll Gasflaschen, durch eine Mauer abzuschirmen. Damit wurde auch ein bequemer, gedeckter Essplatz gewonnen, den wir viel benutzt haben. Auch die Gelände- und Gartengestaltung liessen nichts zu wünschen übrig.

Es ist nicht immer einfach gewesen, beim Umbau die richtigen Entscheidungen zu treffen, denn unsere und Ivans Bestrebungen gingen stark auseinander. Unser Wunsch war es, mit möglichst geringem Aufwand eine Wohnstätte zu schaffen, in der wir uns "zu Hause" fühlten. Ivan dagegen hätte am liebsten, ohne Rücksicht auf die entstehenden Kosten, alles gemäss seinen Vorstellungen von Stil, Schönheit und Eleganz grosszügig umgestaltet. Doch war er stets bestrebt, sich unseren Wünschen anzupassen.

Nur einmal kam es zu Differenzen. Wir waren mit dem Zustand unserer Gästewohnung, in welcher wir sie übernommen hatten, ganz zufrieden, obwohl sie primitiv und hässlich eingerichtet war. Ivan war anderer Meinung und veranlasste, ohne uns gefragt zu haben, eine volle Umgestaltung. Eine Galerie wurde eingebaut, bestehende Trennwände eingerissen. Wir glaubten vermeidbare, ins Unermessliche steigende Kosten nicht verantworten zu können und stellten ihn zur Rede. Grosszügig erklärte er sich bereit, die Gästewohnung zu übernehmen und die in Angriff genommenen Arbeiten auf eigene Kosten durchzuführen.

Madjas Zimmer wurde ganz nach ihren Wünschen eingerichtet, ein Spannteppich wurde gelegt, eines der drei grossen Fenster zugemauert, ihre altmodische, geliebte Schreibkommode aufgestellt, Wandschränke aus Incella im Badezimmer eingebaut.

Das alles empfand Ivan als völlig abwegig, liess es aber ohne Widerspruch geschehen. Madja durfte sogar die frisch verlegten weissen Kacheln im Badezimmer mit einem wärmer wirkenden Kork-Belag überkleben. Anfänglich wollte der Plattenleger die Arbeit nicht übernehmen, da er diese Wandbekleidung nicht kannte. Doch Madja übernahm die Verantwortung, klebte eigenhändig mit und Beide durften auf das gute Gelingen der gemeinsamen Arbeit stolz sein.

Ivan schenkte uns für das grosse Zimmer einen schönen Kamin aus schwarzem Marmor, den er bei einem Antiquar in der Schweiz gefunden hatte. Er wurde an Stelle des vorhandenen, unansehnlichen, roten eingebaut. Zwei prächtige Kronleuchter, die er in Venedig bestellt hatte, nahmen sich im gleichen Zimmer sehr gut aus.

Auch bei der Gartengestaltung folgte Ivan unseren Wünschen, wenn wir einen besonderen Wert auf etwas legten. Uns zuliebe wurde eine grosse Rasenfläche angelegt und eine ganz stilwidrige Birke darauf gepflanzt. Ohne diesen so heimischen russischen Baum konnte Madja nicht glücklich werden.

Im Mai 1976 fand unser Umzug nach Miasino statt. Nun mussten wir uns an die neuen Verhältnisse gewöhnen. Durch Erhöhen der auf dem "Cornocc" lastenden Hypothekar-Schuld um 10'000 Franken erhielten wir das notwendige Geld, um den entstandenen Verpflichtungen nachzukommen. Sehr unangenehm war die ständige Angst vor Dieben. Immer wieder hörte man von Einbrüchen in die vielen reichen Villen der nächsten Umgebung. In der Zeit der Pestepidemie von flüchtenden vermögenden Mailändern gebaut, waren sie voll antiker Möbel und wurden, da meist leer stehend, zum verlockenden Ziel für allerlei Gesindel.

Dubiose Antiquare erteilten Aufträge zur Beschaffung bestimmter, von ihnen begehrter Möbelstücke, die dann nachts in einem gestohlenen Transportwagen von den Dieben abgeholt wurden. Wenn das gewünschte Möbelstück nicht gleich erwischt wurde, kam es zu weiteren Einbrüchen, bis der Auftraggeber richtig bedient werden konnte.

In unserer unmittelbaren Nachbarschaft wurde ein Haus in kurzen Abständen dreimal hintereinander ausgeraubt. Die Carabinieri beschränkten sich jeweils auf eine protokollarische Schadenfeststellung. Weiter wurde nichts unternommen, wohl aus Angst vor dem organisierten Verbrechen.

Einbruchdiebstähle hatten eine derartige Verbreitung gefunden, dass italienische Gesellschaften sich weigerten, Diebstahlversicherungen abzuschliessen oder prohibitive Sicherheitsmassnahmen vom Besitzer verlangten.

Unser Sohn, durch dieses Problem von Anfang an beunruhigt, glaubte unser Leben im Miasino Haus nur unter Schutz eines guten Wachhundes verantworten zu können. Bekanntlich haben Italiener grosse Angst vor Hunden. Eine glaubwürdige Warnung "Bissiger Hund" genügt, um Diebe und Einbrecher fernzuhalten.

Deshalb kaufte Ivan für uns ein junges, kohlschwarzes Hündchens, in der Hoffnung, dass es sich zu einem guten Wächter entwickeln würde. Leider tat er es, ohne Madja die Möglichkeit gegeben zu haben, selbst einen Hund auszuwählen. Das Aufzwingen eines ihr fremden Tieres empfand sie als Zumutung. So waren die Voraussetzungen für das Einleben von Tschaj, wie unser neuer Lebensgefährte heissen sollte, von Anfang an ungünstig. Dazu kam, dass er sich als äusserst dumm und unbelehrbar erwies. Er bellte jeden unterschiedslos an, wollte nicht gehorchen, riss derart an der Leine, dass er Madja zu Boden warf.

Auch in der Hundeschule, in die Ivan ihn für teures Geld einwies, hatte er nichts gelernt. Den auf ihn gesetzten Erwartungen hat er nur insofern entsprochen, als die Italiener vom - "Diavolo nero", wie sie ihn nannten, einen derartigen Respekt hatten, dass kein Handwerker es wagte, unangemeldet bei uns zu erscheinen. Wir waren sehr erleichtert, als wir ihn durch einen grossen, hellfarbigen, anderthalbjährigen lieben Hund undefinierbarer Rasse ersetzen konnten.

Die Möblierung des Miasino Hauses hat wenig Probleme gestellt. Wir hatten fast alles, was wir benötigten, aus der Schweiz mitgebracht. Die Möblierung des grossen Kamin-Zimmers mit ziemlich kostspieligen Möbeln, die wir bei einem italienischen Antiquar erworben hatten, war ein Fehler. Sie wurden durch billige Bast -Möbel ersetzt, die ein Händler am Rande der Autobahn zum Verkauf ausgestellt hatte. Sie passten gut zu den von Ivan beschafften Palmen und anderen Gewächsen und wir waren zufrieden.

Mein geliebter "Mischka", ein von Madja mit künstlichem Bärenfell bezogener billiger Gartenstuhl, gehörte nach Ansicht unseres Sohnes, unter keinen Umständen in mein neues, elegantes Zimmer. Für viel Geld, über tausend Schweizerfranken, musste ich mir einen modernen Liegestuhl anschaffen, der, in der Tat, viel besser zu der Miasino Grossartigkeit passte, als sein plebejischer Vorgänger. Nur war er leider weit weniger bequem und ich habe mich stets nach dem alten Mischka gesehnt.

Als wir nach Basel zurückkehrten, ist dieser dann wieder zu Ehren gekommen. In unserer bescheidenen Alters-Wohnung darf ich ihn täglich bedenkenlos benützen, da "Eleganz" nicht mehr wichtig genommen wird. Übrigens sollte die Liege gar nicht mehr "Mischka" heissen, nachdem Madja das Bärenfell durch einen Bezug aus schwarzem Samt ersetzt hat.

Wenn auch bei weitem nicht alles in Miasino unseren Ansichten und Bestrebungen entsprach, glaubten wir den Entschluss, unseren Wohnsitz nach Italien zu verlegen, nicht bereuen zu müssen. Erst allmählich wurden uns die Nachteile der veränderten Lebensbedingungen bewusst. Es ist nicht angenehm gewesen, den Besitz mit den Rossi-Salvatore teilen zu müssen.

Es waren uns völlig fremde, kleinliche, unangenehme Menschen, die ausschliesslich auf das Schützen ihrer oft nur vermeintlichen Rechte bedacht waren.

Obwohl Ivan ihnen in allem entgegenkam und auch wir versuchten, möglichst gute Beziehungen mit ihnen zu unterhalten, genügte jede Kleinigkeit, um Reibereien hervorzurufen, die zu Androhungen eines Prozesses führten. Glücklicherweise waren die Rossi nur selten in Miasino.

In ihrer Anwesenheit fühlten wir uns nicht mehr zu Hause. Schon gar nicht, wenn sie in den Sommerferien Kindereinladungen mit so viel Lärm veranstalteten, dass jedes Arbeiten im Atelier für Madja unmöglich wurde. Bisher waren wir immer Alleinbesitzer unserer Häuser gewesen. Wir hatten Mühe, uns den ungewohnten Verhältnissen bei Miteigentum anzupassen.

Madja hatte gehofft, in Italien Anregungen für ihr Kunstschaffen zu finden und Beziehungen zum modernen Kunstleben anzuknüpfen. Die Enttäuschung war gross. Miasino erwies sich in Bezug auf Kunstleben als tiefe und hoffnungslose Provinz, weit schlimmer als der Tessin. Der einzige Lichtblick war Calderara und die Menschen, die zu ihm kamen. Er wohnte, oder besser gesagt, "residierte" in einem Miasino benachbarten Dorf und war der unbestrittene Kunst-Papst der Region.

Zusammen mit seiner Frau und seiner Sekretärin hauste er in einem sehr schönen, mit viel Geschmack und Komfort ausgebauten antiken Haus. Gegenüber lag das "Museum", das Calderaras Sammlung von Werken prominenter moderner Künstler enthielt.

Viele Menschen von nah und fern trafen sich im gastfreundlichen Hause. Feierlichkeiten wurden veranstaltet, es gab auch eine Art "Jour Fix". Calderara liebte und verstand es, sich in Szene zu setzen. Er und seine Damen waren sehr freundlich zu uns. Er machte Madja viel Komplimente, die vielleicht nicht allzu ernst gemeint waren, denn ein Bild von ihr hat er in seine Sammlung nicht aufgenommen, obwohl sie gerne bereit gewesen wäre, ihm eins zu schenken.

Calderara war sehr eitel und sein Wunsch war, jung, modern und fortschrittlich zu erscheinen. Deshalb wendete er sich der gegenstandslosen Malerei zu, deshalb auch seine gern zur Schau getragenen, kommunistischen Sympathien, die genau so unglaublich waren, wie seine moderne Malweise. Sein Ziel, eine führende Rolle in der Reihe der jüngeren, arrivierten Malergeneration zu spielen, gelang ihm nur ausserhalb seiner Heimat zu erreichen - er wurde hauptsächlich in Deutschland und in Holland bekannt.

In Italien war er weit weniger geschätzt und seine Bedeutung war eher die einer Lokalgrösse. Es ist ihm immer sehr schmerzlich gewesen, dass er nie zur Teilnahme an der Biennale aufgefordert worden war. Wichtig ist es nicht, ob Calderara zu hoch oder zu niedrig eingeschätzt wurde - eine markante und sympathische Persönlichkeit ist er sicher gewesen und nach seinem Tode ist es sehr leer geworden in der Gegend um Miasino!

Um Ivan hatte sich in kurzer Zeit ein grosser Bekanntenkreis gebildet. Doch wir waren fremd in Italien und im Alter ist es nicht mehr so leicht, neue Beziehungen einzugehen -man wird wählerischer. Es mangelte uns auch an Gelegenheiten, andere Menschen zu treffen.

Die Nähe von Mailand, mit seinen zahlreichen Galerien, hat Madja wenig genutzt. Sie kannte dort niemanden und es fehlte ihr die Energie, um neue Beziehungen anzuknüpfen.

Sie nahm ihre Tätigkeit im neuen Atelier auf. Es bot ihr mehr als genug Platz, aber wenig Intimität und sie hat sich darin nie ganz wohl gefühlt. Die Hausarbeit wurde ihr von Lena abgenommen, die sich im Hause gut auskannte, da sie mehrere Jahre für Sergio gearbeitet hatte. So brauchte man ihr nicht zu erklären, was sie zu tun hatte.

Sie war angenehm und selbständig, was Madja sehr schätzte, auch wenn sie die Rolle einer Hausfrau mit Dienstpersonal als belastend empfand. Viel lieber hätte sie in einem bescheidenen Haushalt alles selbst gemacht. Im Miasino Prunkhaus war das leider nicht möglich.

Was mich anbetrifft, so hatte ich im Haus und Garten genügend zu tun. Die Lage des Gartens unmittelbar am Hause war günstiger, als in Incella. Trotzdem war er für mich kein Ersatz für das "Terreno" Dort bin ich "König" gewesen.

Ich konnte machen, was ich wollte und fühlte mich beim Arbeiten unbeobachtet und frei. Eigenhändig oder mit Hilfe von Arbeitern durfte ich das Gelände nach eigenen Vorstellungen und Wünschen gestalten, konnte Wege, Mauern und Terrassen planen, anlegen und bepflanzen. Nach und nach war das herrliche Stückchen Land zu einer Art Refugium für mich und Madja geworden, wo wir uns geborgen und "zu Hause" fühlten.

In Miasino hat es für freies Gestalten keinerlei Möglichkeiten gegeben. Alles war bereits durch Lage und Form des Gartens, die geteilten Eigentumsverhältnisse, die Rücksichten auf die Nachbarn vorbestimmt. Ich konnte mich nur physisch betätigen -Rasen schneiden, Beete umgraben, ansäen und bepflanzen, Unkrautjäten und einiges ernten.

Die drei riesigen Bäume auf dem Rasen vor dem Hause waren eine Augenweide.

Leider war einer derselben von Termiten befallen, die ihn innerlich völlig zerfressen und ausgehöhlt hatten, so dass er eine Gefahr für die Hausfassade bildete. Wir wurden gezwungen, ihn fallen zu lassen. Die obdachlos gewordenen Termiten versuchten, sich im benachbarten Baum anzusiedeln. Zum Glück haben wir es gleich bemerkt und sie energisch bekämpft. Es gelang, die Königin auszuräuchern und zu fangen, worauf die Termiten-Plage ein Ende nahm.

Auch abgesehen von der Arbeit im Garten hatte ich mich in Miasino nicht über Beschäftigungsmangel zu beklagen. Ich baute Regale für Madjas Bilderarchiv, betätigte mich als Flachmaler, ordnete, sägte und spaltete Kaminholz. Immer gab es etwas zu tun.

Am 19. 6. 1977 sollte mein achtzigjähriger Geburtstag gefeiert werden. Ich freute mich darauf, weil beide Töchter zu uns kommen wollten. Es war bei uns nie Sitte gewesen, Jubiläumsdaten eine besondere Beachtung zu schenken. Sogar der Tag unserer Goldenen

Hochzeit ist nicht gefeiert worden. Doch Madja hatte sich vorgenommen, meinen Achtzigsten besonders feierlich zu begehen und auf dieses Datum die Eröffnung der kleinen, von Mastro Giacinta im benachbarten Gozzano organisierten Ausstellung verlegt.

Diesen so natürlichen Wunsch, zwei feierliche Anlässe zu kombinieren, hat Ivan als Bestreben seiner Mutter gedeutet, ihre Töchter zu beherrschen. Er machte ihr sehr heftige Vorwürfe, bezeichnete ihre Handlungsweise als Vergewaltigung des Willens der Mädchen, die sie zwingen wollte, ihre Ausstellung anzusehen, auch wenn sie keine Lust dazu hatten.

Die ganze Vorfreude war hin und auch am Ehrentage war Madja nach so schlecht dran, dass sie die Vernissage vorzeitig verlassen und den nächsten Tag im Bett verbringen musste.

Dieser, mir in schlechter Erinnerung gebliebene Geburtstag, muss unter einem ungünstigen Stern gestanden haben. Karin und Hans, die in einem sehr schicken Auto aus Basel gekommen waren, wurden während einer Kaffeerast in Italien sämtliche Koffer aus dem Wagen gestohlen. Von diesem Missgeschick haben sie in Miasino nichts verlauten lassen, um die Feststimmung nicht zu stören. Ihre Teilnahme an der Vernissage im Reisedress ist uns nicht einmal aufgefallen; wir fanden sie erfrischend jung und schick.

Ich selbst hatte Pech. Als Tang am Tag nach der Geburtstagsfeier Marischa zur Bahn nach Verbania brachte, fuhr ich mit, um sie zu begleiten. An der Eisenbahnstation beim Aussteigen aus dem Wagen konnte ich plötzlich nicht auf den Beinen stehen. Wie sich später herausstellte, hatte ich einen leichten Gehirnschlag erlitten.

Es gelang mir nur mit Mühe, Marischa zu überreden, ihre Fahrt nach Basel fortzusetzen, während Tang mich in einer grässlichen Fahrt nach Miasino zurück brachte. Ich wollte nicht in das Verbania Spital eingeliefert werden. Da gerade Ärzte-Streik war, hätte ich dort die benötigte Pflege nicht erhalten können. Dagegen in Miasino war unser Hausarzt sofort zur Stelle. Der mir von ihm verabreichten Spritze habe ich zu verdanken, dass ich mit dem Leben davonkam. Ich bin dann von ihm in das Borgo-Manero Spital eingewiesen worden.

Die kurze Zeit, die ich dort verbrachte, gewährte mir einen ersten Einblick in italienische Spitalverhältnisse. Vieles war befremdend, ganz anders als in der Schweiz. Es gab z.B. weder Handtücher noch Essbesteck. Es hiess, dass italienische Spitäler Besteck und Handtücher nicht zur Verfügung der Patienten stellten, weil sie gestohlen würden. Wir hatten beides nicht mitgebracht. Zum Glück sind Italiener recht hilfsbereit. Ein altes Leintuch wurde zerrissen und ich bekam ein brauchbares Handtuch noch bevor mir Madja eines von zuhause bringen konnte.

Wenige Monate später bekam ich einen weiteren Einblick in die Krankenbetreuung in Italien. Madja rutschte auf der Aussentreppe zu Ivans Wohnung aus, stürzte Kopf voran und blieb mit einer stark blutenden Kopfwunde auf den Steinstufen liegen.

Allein im Hause, konnte ich sie nicht aufheben und alarmierte telefonisch den Rettungs-Dienst der "Croce Verde" Doch der liess auf sich warten und Madja lag mehrere Stunden blutend auf der Steintreppe. Ich konnte nicht mehr für sie tun, als sie mit Decken vor Kälte zu schützen. Endlich kamen die Männer mit einer Tragbare und sie wurde in das Borgo-Manero Spital gebracht.

Ich durfte ihr nicht folgen und konnte sie weder sehen, noch das Resultat der vorgenommenen Schädel-Radiographie erfahren. Als es mir gelang bis zum Röntgenzimmer vorzudringen, wurde mir gesagt, dass nur der "behandelnde Arzt" berechtigt sei, eine Auskunft zu erteilen. Inzwischen lag Madja in einem Saal, zusammen mit zahlreichen anderen Frauen, verging vor Durst, durfte aber, ohne Arzt-Erlaubnis nichts zu trinken bekommen.

Der "behandelnde Arzt" ist aber an dem Tag überhaupt nicht erschienen. Bürokratisches Verhalten ist kein guter Ersatz für Ordnung und ich hatte grosse Sehnsucht nach den menschlicheren Verhältnissen in der Schweiz.

Wir hatten uns von der Schweiz nicht gänzlich gelöst. Sehr oft sind wir in Brissago oder Locarno gewesen, um meine Schwestern zu sehen oder einen Arzt aufzusuchen. Als beide Schwestern und Anjuta den Tessin verliessen, verblieb nur noch die Bindung an unseren Tessiner Besitz - "Cornocc" und "Terreno"

Anfänglich wollten wir den "Cornocc" für uns behalten und das Haus nur vermieten. Doch mehrere Versuche, geeignete Mieter zu finden, blieben erfolglos.

Das "Terreno" hatten wir in mehreren Zeitungen zum Verkauf ausgeschrieben, das gewünschte Resultat ist aber sehr lange Zeit ausgeblieben. Bis Ende 1977 ein glücklicher Zufall uns zur Hilfe kam. Dr. Burri, ein Schweizer Geologe, hatte beim Anheizen seines Ofens mit einer alten Zeitung unsere Annonce gelesen und interessant gefunden. Herr und Frau Burri kamen nach Incella und bald durften wir uns freuen, unser geliebtes "Terreno" im Besitze wirklich netter Menschen zu wissen.

Inzwischen war uns die Erkenntnis gekommen, dass es sinnlos sei, den "Cornocc" für uns behalten zu wollen. Sollten wir in die Schweiz zurück kommen, so würden wir irgendwo in einer kleinen Stadtwohnung und nicht in dem viel zu grossen Haus in Incella leben. Wir beschlossen, auch den "Cornocc" zu verkaufen.

Gleich wie beim "Terreno"-Verkauf stellte uns Ivan die erforderlichen Verkaufsunterlagen fachmännisch zusammen. Dann beauftragten wir Herrn Schrembs, Immobilienmakler in Orselina, mit dem Verkauf des Hauses. Der tüchtige Mann hat fast drei Jahre alles denkbare unternommen, um den "Cornocc" für einen angemessenen, durchaus nicht überhöhten Preis an den Mann zu bringen - der Erfolg blieb ihm versagt.

Sowohl Ivan wie Marischa bestanden darauf, dass wir den Verkaufs-Preis massiv herabsetzen, oder die Liegenschaft einfach der Bank zur Tilgung der Hypothekar-Schuld überlassen,

statt jährlich den hohen Zinsbetrag für ein leer stehendes Haus zu zahlen. Der erfahrene und ehrliche Makler hielt nichts von einer Herabsetzung des Verkaufspreises und riet mir entschieden davon ab.

Man müsse sich gedulden und bessere Zeiten abwarten. Ich hörte auf seinen Rat und wartete ab. Doch mit der Zeit wurden die Zins-Zahlungen untragbar. Wir beschlossen, den Versuch zu machen, selbst das Haus zu verkaufen. Wir fuhren nach Incella und nahmen vorübergehend wieder Wohnsitz im "Cornocc". In der Zeitung erschien ein Inserat mit offener Angabe von Name, Adresse, Telefonnummer und Preis.

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Nicht nur fand das Haus sofort einen Käufer, sondern zwei weitere seriöse Interessenten mussten am gleichen Tage abgewiesen werden. Schrembs habe ich die Hälfte seiner Makler-Provision freiwillig bezahlt, obwohl der Verkauf ohne seine Beteiligung stattgefunden hat. Seiner moralischen Unterstützung und guter fachmännischen Beratung war es zu verdanken, dass ich nicht auf Ivan und Marischa hörte und das Haus zu einem vernünftigen Preis verkaufen konnte.

Abgesehen vom Haus-Verkauf ist der Tag für mich ein denkwürdiger gewesen. Ich war nicht dabei, als der Besitzwechsel unseres "Cornocc" stattfand. Am Morgen hatte ich plötzlich Gleichgewichtsstörungen, ähnlich wie am Tage nach meinem achtzigsten Geburtstag. Ampullen der Medizin, die mir damals das Leben gerettet hatte, hatten wir stets bei uns. Ich wusste sofort, dass ich eine Injektion nötig hatte. In meinem Zustand konnte ich mich nicht ans Steuer setzen, Madja durfte das Haus nicht verlassen, da Kaufinteressenten sich angesagt hatten.

Wir bestellten Prato, um mich zum Arzt nach Brissago zu bringen. Bereits bei der kurzen Fahrt verschlechterte sich mein Zustand derart, dass der Taxifahrer mich die Treppe zur Praxis von Conti Rossini herauftragen musste. Ich wurde im Untersuchungszimmer gebettet und übergab dem Arzt das mitgebrachte Injektionsmittel. Ich bekam eine Spritze, leider aber nicht die richtige. Conti Rossini hatte eine falsche Diagnose gestellt und ein anderes Mittel verwendet.

Das erwies sich als böser Missgriff, denn seine Spritze blieb wirkungslos. Ich fühlte mich immer schlechter und hatte dauernd Brechreiz. Als es Mittag wurde, bestand ich darauf, nach Locarno gebracht zu werden. Im Spital wurde ein zweiter Gehirnschlag als Ursache meines Zustandes erkannt und ich wurde entsprechend behandelt.

Leider war viel kostbare Zeit vertan worden, bevor die richtige Pflege einsetzte. Das hatte zur Folge, dass ich Wochen im Spital bleiben musste und bei meiner Entlassung kaum noch gehen konnte. Eine Nachkur erwies sich als unumgänglich. Wir wählten dazu "Vita Sana" in Breganzona bei Lugano und verbrachten dort drei Wochen. Auf dem "Parcour" des benachbarten Wäldchens lernte ich das Gehen wieder. Madja nahm in der "Vita Sana"-Klinik an einem "autogenen Training" teil. Die uns umgebende ruhige und anspruchslose Atmosphäre,

die aufmerksame Betreuung durch Frau Schütz, der Madja ein Bild schenkte, waren genau das, was wir brauchten.

Die Erholung in der "Vita Sana" hat uns beiden sehr gut getan. Nach Miasino zurück gekehrt, war ich noch auf die Benützung eines Stockes angewiesen, konnte aber bereits längere Spaziergänge machen, meistens in Begleitung von unserem lieben "Tuppi".

Diesen Hund haben wir noch halbwüchsig von einem Bauern erhalten. Madja hatte ihn selbst ausgewählt und gleich ins Herz geschlossen. Er war gehorsam, gelehrig, anhänglich und ausserordentlich freundlich. Leider ging seine Freundlichkeit so weit, dass er unterschiedslos auch jeden fremden Besucher mit seinen Liebkosungen zu empfangen pflegte - nicht gerade ein passendes Benehmen für einen Wachhund.

Dafür spendete er Madja die Liebe, die sie so nötig hatte und trug dazu bei, die Atmosphäre in Miasino gemütlicher zu machen. Es ist ihr sehr schwer gefallen, Tuppi abgeben zu müssen, als wir den Beschluss fassten, in eine Stadtwohnung nach Basel zu ziehen. Zum Glück gelang es uns, ihn einem zwar strengen, jedoch liebevollen neuen Herrn zu übergeben, der es verstanden hat, aus dem anhänglichen Tier einen guten Wächter zu machen.

Zurück nach Basel

Bereits ein Jahr vor dem "Cornocc" Verkauf war es uns klar geworden, dass wir nicht bis ans Lebensende in Miasino bleiben sollten. Besonders in den Wintermonaten empfand Madja die ländliche Isolation als bedrückend. Sie sehnte sich nach dem Stadtleben.

Als sie von der Notwendigkeit, an unsere alten Tage zu denken, mit mir sprach, war ich von der Aussicht, in der Stadt leben zu müssen, gar nicht erbaut, die Kinder aber fanden Madjas Vorsorge für unsere Zukunft sehr vernünftig. Marischa wollte helfen und begleitete uns in Basel in zwei Altersheime und in die Alters-Wohnungen der Christoph-Merian-Stiftung.

Im Gegensatz zu den Altersheimen machte uns die Wohnmöglichkeit im "Dalbehof" der Merian-Stiftung einen sehr guten Eindruck, so dass wir bei unserem nächsten Aufenthalt in Basel Dr. Tobler aufsuchten, um uns über die bestehenden Chancen zu informieren, eine Wohnung im "Dalbehof" zu erhalten. Nach der Besprechung mit ihm fingen wir an, eine Rückkehr nach Basel ernsthaft zu erwägen.

Wir dachten daran, die Miasino Wohnung, ohne "Pozzo" und Atelier, weiter für uns zu behalten, um im Sommer in Italien leben zu können. Atelier und "Pozzo" wollten wir vermieten. Im Winter wollten wir in Basel, im "Dalbehof" wohnen. Nachdem wir zwei Probetage in einem Gäste-Zimmer verbracht hatten, liessen wir uns in die Warteliste für eine Wohnung eintragen. Als Interimslösung mieteten wir ein Zweizimmer-Studio am Petersplatz, aufgrund einer Annonce im Baslerstab.

In der zweiten Hälfte September verbrachten wir acht Tage in Basel. Wir wohnten im Hotel Drachen, kauften Möbel für die Petersgraben Wohnung, die auch im Dalbehof verwendet werden könnten. feierten Andreas Hochzeit, liessen Madjas Augen untersuchen und fuhren zur Vorbereitung unseres Umzuges nach Miasino zurück.

Das Transportunternehmen Nessi brachte unsere wenigen Möbel nach Basel, wohin auch wir uns per Zug begaben, um uns in der Petersgraben Wohnung einzurichten. Acht Tage später waren wir wieder in Miasino, brachten alles im Haus und Garten in Ordnung und fuhren, diesmal per Auto, wieder nach Basel. Unsere Fahrt verlief ohne Schwierigkeiten, doch in Basel selbst konnten wir uns nicht zurechtfinden.

In der Erkenntnis, dass wir bei den guten Tramverbindungen kein Auto in der Stadt benötigen, baten wir Ivan, unseren Wagen in den Tessin zu bringen und es von unserem Garagisten in Ascona verkaufen zu lassen.

Bis auf die Ventilatorgeräusche, die Madja beim Schlafen störten, war unsere Wohnung am Petersplatz ideal. Dazu gelang es uns, im gleichen Hause, nur drei Stockwerke tiefer, ein Atelier einzurichten. Dort befand sich ein grosses, helles, mit dem Lift erreichbares Zimmer, das

als Abstellraum diente. Wir mieteten es und der Hausbesitzer liess Beleuchtung, Bodenbelag und Waschbecken installieren.

Wir liessen Madjas Bilder aus Miasino nachkommen, ich baute Regale, wir kauften einen neuen Plan-Schrank, fanden im Brockenhaus einen guten, grossen Arbeitstisch und Madja nahm ihre Maltätigkeit im neuen Atelier mit grossem Eifer auf.

Sie war glücklich, wieder in Basel zu sein. Nur ihr Gesundheitszustand liess sehr zu wünschen übrig. Bei einer Magenkontrolle teilte ihr Dr. Grogg u.a. mit, sie hätte Angina pectoris. Er nannte ihr Dr. von Bertrab als Herz-Spezialisten und dieser konnte Madja helfen, indem er ihr empfahl, vor dem Gang ins Atelier stets eine Nitroglyzerin-Pille einzunehmen.

Noch grössere Sorgen als ihre Magen-und Herzbeschwerden bereiteten Madja ihre Augen. Bereits im Frühling 1978 hatte sie den Augenarzt Prof. Forni in Bellinzona aufgesucht, der aber nach einer flüchtigen Untersuchung nichts Nachteiliges festgestellt hatte. Doch die Sehschwierigkeiten nahmen zu und als wir Dr. Lanini im Februar 1979 in Locarno aufsuchten, stellte er beidseitigen Star nebst Schädigung der Netzhaut am rechten Auge fest.

Marischa vermittelte eine Untersuchung im Basler Augenspital, der eine erstklassige Behandlung und eine Laserstrahlen-Operation folgten. Es gelang die fortschreitende Netzhautschädigung des besseren, rechten Auges bei 50 % Sehvermögen zu stoppen.

Abgesehen von Gesundheitssorgen und den damit verbundenen Umtrieben, ging alles nach Wunsch. Von Freunden und Verwandten herzlich empfangen, fühlten wir uns in Basel nach und nach wieder heimisch und bedauerten es, nicht früher zurück gekehrt zu sein.

In der Weihnachtsausstellung 1979 waren sowohl Madja, wie beide Töchter mit ihren Werken vertreten. Im Februar 1980 hatte Madja eine schöne und sehr erfolgreiche Ausstellung in Zürich, in der Galerie Germann.

Verschiedentlich bekamen wir auch liebe Besuche. T'ang kam zu uns aus Paris, um die Basler Fasnacht zu erleben und war davon ganz begeistert. Manja besuchte uns und blieb zehn Tage in Basel.

Nach ihrer Abreise fuhren wir nach Miasino, wo es kalt und ungemütlich war. Der Kamin musste dauernd geheizt werden, im Zimmer hatten wir nur 15 Grad. Madja notierte im Tagebuch: "Die ganze Zeit ist es sehr schwer gewesen, wir haben verstanden, dass uns die Kraft fehlt, hier zu wohnen." Oft fühlte sie sich unwohl. Am 9.5.1980 war sie wegen eines Hautausschlages und Schmerzen in der Brustgegend bei Dr. Cravero. In der gleichen Nacht wurde sie vom "Pronto Soccorso" in das Spital van Bargo-Manero gebracht. Ihr dritter Herz-Infarkt !

Der Aufenthalt im von der Gewerkschaft des Hilfspersonals beherrschten Spital war wenig erfreulich. In Gängen und Zimmern wimmelte es tagsüber van Besuchern, die unkontrol-

lierten Zugang zu den Patienten hatten. Im Dreierzimmer, in dem Madja die ersten Tage verbrachte, empfing ihre Bett Nachbarin an einem einzigen Tage 34 gesprächige Italiener!

Wir waren glücklich, als es gelang, ein Einzelzimmer zu erhalten. Das hatte aber auch seine Schattenseiten. Erstklasspatienten waren den aufgehetzten jungen Pflegerinnen verhasst. Unter dem Deckmantel der Pflichterfüllung leisteten sie sich manche Unfreundlichkeit. So wurde Madja um Mitternacht von einer Pflegerin geweckt, die absichtlich laut eingetreten und die gesamte Beleuchtung eingeschaltet hatte. Aus tiefem Schlaf gerissen, wollte Madja wissen, was passiert sei. "Nichts ist passiert, ich wollte nur wissen, ob Sie nicht bereits gestorben waren", war die Antwort der mit sich und der wohlgelungenen Bosheit sehr zufriedenen Person.

Eine ältere, nette Krankenschwester, bei der sich Madja beklagte, meinte, so etwas käme in der dritten Klasse nicht vor - "da wären die Jungen nicht so böse".

Nach etwas über drei Wochen Spitalaufenthalt blieb Madja drei weitere Wochen zuhause in Miasino. Ende Juni kehrten wir nach Basel zurück. Madja hatte sich noch nicht völlig erholt und wurde von Dr. van Bertrab zur Nachkur nach Mammern eingewiesen, wo wir in grossem Luxus einen Monat verbrachten.

Wir hatten ein gutes Zimmer, übertrieben reichliche Mahlzeiten, konnten den herrlichen Park mit Tiergehege am See-Ufer geniessen. Ivan und Karin kamen zu Besuch. Wir machten einen Ausflug nach Gaienhofen, um Madjas alte Schule zu besuchen. Es war eine Enttäuschung - im Gebäude des früheren Landerziehungsheimes befand sich eine nüchterne christliche Erziehungsanstalt und alles war fremd.

In Mammern erreichte uns ein Brief von Dr. Tobler mit der Mitteilung, dass im Dalbehof eine Wohnung frei geworden wäre und wir sie erhalten könnten. Statt mich darüber zu freuen, sagte ich Madja, als ich ihr den Brief übergab: "Sehr unangenehm, uns wird eine Wohnung im Dalbehof angeboten." Wir hatten uns am Petersplatz so gut eingelebt, dass wir am liebsten dort bleiben wollten. Wo sollten wir auch ein so bequem gelegenes Atelier für Madja finden? Andererseits hatten wir Bedenken, uns die Möglichkeit, in den Dalbehof zu ziehen, entgehen zu lassen. Aus Mammern nach Basel zurück gekehrt sahen wir uns die angebotene Wohnung an und sie gefiel uns sehr. Nur das Atelier hielt uns noch am Petersplatz zurück.

Da kam mir der erlösende Gedanke: umziehen, aber das Atelier behalten. Das war das Ei des Kolumbus! Wir konnten im Dalbehof wohnen und Madja, der eine tägliche Fusswanderung von mindestens einer Stunde Dauer vorgeschrieben war, ihr Atelier am Petersplatz zu Fuss erreichen. Wir entschlossen uns, die uns angebotene Wohnung im Dalbehof zu mieten.

Nach der Rückkehr aus Mammern hat Madja an grossen Collagen für das Basler Hilton Hotel gearbeitet. Inge Beck, Direktor von Hilton International und für die Innen-Ausstattung sämtlicher Hilton Hotels verantwortlich, hatte sie dazu veranlasst. Ihr hatte Madja zu ver-

danken, dass sie bereits ein Bild an Hilton Berlin und zehn Bilder an Hilton Basel verkaufen konnte.

Nun war Inge Beck wieder nach Basel gekommen und hatte uns zu einem Lunch eingeladen. Sie sagte Madja, dass Hilton Basel sechs grosse Collagen von ihr benötige, um die entsetzlichen Bilder, die in jeder Etage neben dem Lift hingen, zu ersetzen. Hilton Direktor Hitz kam an unseren Tisch und notierte die Einzelheiten der Bestellung, wie Anzahl der gewünschten Collagen, deren Masse, vereinbarten Preis und sogar Art der vorgesehenen Einrahmung.

Als die Collagen fertig waren, geschah das Unerwartete: Direktor Hitz konnte monatelang nicht erreicht und veranlasst werden, sich dieselben anzusehen. Als Madja die Geduld verlor und ihn endlich am Telefon hatte, vertrat er den Standpunkt, eine Bestellung der Collagen sei nie erfolgt. Eine mündliche Abrede sei für Hilton unverbindlich, sofern sie nicht schriftlich bestätigt wurde.

Madja war über diesen unerwarteten Vertrauensbruch empört, auch Dir. Hitz war die Sache sehr unangenehm. Er kam in ihr Atelier in Begleitung eines Kollegen, bewunderte die Collagen und bedauerte, nicht in der Lage zu sein, sie für das Hotel zu kaufen. Sein sehr begrenztes Budget erlaube es ihm nicht, Geld für die Anschaffung von Bildern zu verwenden. Es würde ihm aber Freude machen, Madja in irgendeiner Weise entgegen zu kommen.

Er möchte ihr eine Ausstellung im Hilton vorschlagen. Alle entstehenden Kosten für eine grosse Vernissage und Presseempfang würde das Hotel übernehmen. Madja war anfänglich nicht bereit, auf diesen wohlgemeinten Vorschlag einzugehen. Sie war verärgert und hatte auch keine Lust, in einem Hotel auszustellen. Ich dagegen sah in der vorgeschlagenen Ausstellung eine günstige Gelegenheit, Madjas grossformatige Bilder in Basel zeigen zu können. Sie liess sich überreden und es wurde, selbstredend schriftlich, eine Ausstellung im Hilton für den Frühling 1982 vereinbart.

Nach unserer Rückkehr aus Mammern stellte Madja zu ihrem Entsetzen eine katastrophale Abnahme ihres Sehvermögens fest. Plötzlich konnte sie ohne Zuhilfenahme einer Lupe nicht mehr lesen! Im Augenspital wurde ihr bestätigt, dass das Sehvermögen des rechten, guten Auges von 50% auf 20% abgesunken war. In Zukunft müsse sie eine Lupenbrille benützen. Eine solche erhielt sie vom Optiker zum Ausprobieren. Immer hatte sie das Blind-werden für das grösste Unglück, das einen Menschen treffen konnte, gehalten und nun glaubte sie, auf dem Wege zur völligen Erblindung zu sein. Sie war verzweifelt. Doch wollte sie sich gegen das, was auf sie zukam, nach Kräften wehren und beschloss, Blindschreiben mit der Maschine zu erlernen.

Anstelle meiner ausgeleierten alten "Portable" kauften wir eine gute elektrische Schreibmaschine, auf der Madja mit der ihr eigenen Energie fleissig übte. Ich zweifelte nicht daran, dass sie das Blindschreiben, unter Benutzung aller fünf Finger, bald erlernen würde. Zum Glück

wurde es nicht nötig, denn nach etwa drei Wochen verschwand der Schrecken des Blindwerdens genau so plötzlich, wie er gekommen war. Auf dem Wege von ihrer Arbeit nach Hause konnte Madja eine Reklameschrift ohne Brille lesen! Sie sprach von einem Wunder, an das sie Angst hatte zu glauben. Doch der Optiker bestätigte ihr, dass sie keine Lupenbrille mehr nötig hätte und auch im Augenspital wurde festgestellt, dass das rechte Auge wieder 50% Sehkraft hatte.

Wenn auch die Ärzte den Zusammenhang bestreiten, bin ich davon überzeugt, dass die vorübergehende Abnahme des Sehvermögens ein ihr in Mammern vorgeschriebenes Medikament verursacht hat, das in Basel wieder abgesetzt wurde.

Durch ihre lange Abwesenheit hatte Madja den Kontakt mit dem Basler Kunstleben weitgehend verloren. Sie wurde durch keine Galerie vertreten. Mit Gisèle Linder war eine Ausstellung für den Frühling 1982 vereinbart worden. Später wurde der Termin, wegen Hilton, auf den Herbst verschoben.

Der ersten sehr erfolgreichen Ausstellung in Zürich war bereits im April 1981 eine zweite gefolgt. Germann gab die Galerie auf und es war die letzte Gelegenheit, um noch einmal bei ihm auszustellen.

Einen weiteren Kontrakt hat Madja mit der Galerie Filambule, in Lausanne, für das gleiche Jahr unterschrieben. Allmählich begann sie für ihre künstlerische Tätigkeit Fuss in der Schweiz zu fassen. Gemeinsam mit einer Anzahl Basler Künstler nahm sie an einer Ausstellung in Freiburg i/Br teil.

In Basel wurde ein Wettbewerb für ein vier Quadratmeter grosses Bild ausgeschrieben. Obwohl Madja sich völlig bewusst war, keinerlei Gewinnchancen zu haben, malte sie ein Bild in den geforderten Massen, nur um sich selbst zu beweisen, sie sei noch fähig, eine derartige Aufgabe zu meistern. Es entstand ein starkes, rotes, dreiteiliges Bild, mit dem sie zufrieden war. Das ist ihr letztes grösseres Werk, gewissermassen ihr "Schwanengesang" gewesen.

Wir hatten oft Wohnbesuche: Vera und Ilse kamen aus Deutschland, T'ang aus Paris, Karel und Maria aus Holland, Wolodja und Teresa aus Peru, Graziella aus Luxemburg, Manja aus Oslo, Irene K6waliska und Frau Pototski aus Italien.

Auch wir selbst waren immer noch recht unternehmend und reisefreudig. Im Frühling 1981 unternahmen wir eine völlig missglückte Reise nach Paris. Im Frühling darauf fuhren wir nach Oslo, im Mai zum letzten Mal nach Miasino, wo wir drei Wochen verbrachten und unseren dortigen Haushalt endgültig auflösten.

Madjas Gesundheit liess immer mehr zu wünschen übrig. Sie hatte Schwierigkeiten beim Essen, konnte nicht schlucken; es kam mehrmals vor, dass sie den Esstisch verlassen musste, um sich zu erbrechen. Als Dr. Grogg aus seinen Ferien zurück kam, veranlasste er eine Gastroskopie im Claraspital.

Am 12. November hat sie stattgefunden und am 15., dem Tag, an dem Ivan aus den Vereinigten Staaten zurück erwartet wurde, erfuhr Madja das Resultat der Untersuchung: Krebs! Es fiel ihr unsagbar schwer, den Sohn mit dieser Nachricht zu empfangen, als er uns aus Kloten anrief.

Madja nahm das, was auf sie zukam, erstaunlich gelassen. Als Dr. Grogg ihr am gleichen Abend ihre Lage erklärte, war sie mit einer Operation sofort einverstanden. Sie wollte sich alles möglichst genau vorstellen und bat am nächsten Morgen Hans, ihr dabei zu helfen. Gespannt folgte sie seinen mit ein paar Skizzen illustrierten Erläuterungen.

Sie dachte viel mehr an mich, Ivan und die Töchter, als an das eigene Schicksal. Am 19.10. berichtet sie in ihrem Tagebuch vom Mittagessen bei Marischa und schreibt über sie: "Sie ist eine Arme, regt sich über Arianes Baby und dergleichen auf. Sie hat es schwer, die Liebe!" Das war ihre letzte Eintragung im Tagebuch.

Am Tage vor der Einlieferung in das Claraspital besprach sie mit mir und Ivan, was aus ihrem künstlerischen Nachlass im Falle ihres Ablebens werden sollte und fügte einen entsprechenden Nachtrag ihrem Testament bei. Am ersten Tag im Spital, vor der Operation, schrieb sie sieben Briefe, u.a. einen an Sascha Dräger, mit der Bitte, die Abdankungsrede für sie zu halten, falls sie sterben sollte. Sie legte Wert auf eine intime, schlichte Kremationsfeier, ohne Priester.

Sie wurde von Prof. Meier operiert und ganz hervorragend im Claraspital gepflegt. Der ganze Magen musste ihr entfernt werden - so weit war der Krebs bereits fortgeschritten. Keinen Moment hat sie geklagt oder gejammert und einen eisernen Überlebenswillen gezeigt. Prof. Meier, der anscheinend keinerlei Hoffnung hatte, sprach von Gott und möglichen Wundern.

Er staunte über Madjas kämpferische Energie und konnte mir mehrmals sagen: "Heute geht es wieder ein klein bisschen besser". Die Besserung ging so weit, dass Madja wieder essen und einige Schritte im Spitalkorridor machen konnte. Der Assistenzarzt begann sogar von der Möglichkeit einer Spitalentlassung in weiteren zehn Tagen zu sprechen.

Dann kam der Rückschlag! Entzündung der Operationswunde, erhöhte Temperatur!

Sie wurde ein zweites Mal erfolglos operiert. "Der Krebs hat uns überholt", sagte der Professor. Es war nichts mehr zu machen. Nun gab Madja ihren bisherigen Widerstand auf - sie wollte und konnte sich nicht mehr wehren. Glücklicherweise liess man sie nicht unnütz leiden.

Nach der ersten Operation hatte ich den grössten Teil des Tages an Madjas Bett verbracht, bis der Professor mich bat, sie etwas mehr allein zu lassen. Ich habe ihr, meistens in russisch, vorgelesen - Puschkin, Tschechow, auf ihren Wunsch, auch aus einem Buch über Zen-Buddhismus, das sie von Stephan erhalten hatte.

Nach Madjas zweiter Operation nahmen ihre Kräfte schnell ab. Sie ermüdete rasch, konnte beim Vorlesen nicht folgen, schlief manchmal ein. Oft wollte sie, dass ich ihr etwas aus dem Zen-Buch vorlese, an Stelle des Eugen Onegin. Ich wunderte mich darüber, da der Text schwer verständlich war, bis es mir klar wurde, dass sie auch gar nicht versuchte, etwas zu verstehen und es ihr lediglich auf das Gefühl einer gewissen innerlichen Verbundenheit mit Stephan ankam, die sie beim Vorlesen empfand.

Die Dauer Madjas bewusster Wachzustände wurde immer kürzer, die Kommunikation mit ihr schwieriger. Etwa eine Woche vor ihrem endgültigen Einschlafen hatte ich den Tag bei ihr verbracht, ohne das Gefühl zu haben, meine Anwesenheit sei ihr bewusst gewesen. Doch als ich beim Weggehen mich über sie bückte, flüsterte sie mir zu: "sei vorsichtig auf der Strasse" und bekreuzigte mein Gesicht. Das waren ihre Abschiedsworte.

Acht Tage blieb sie noch am Leben, doch das war eher ein Dasein zwischen zwei Spritzen, kein bewusstes Leben mehr. Diese Zeit durfte ich stets bei ihr bleiben und auch die Nacht bei ihr verbringen. Am frühen Morgen des 5.12.1981, nach einer ruhig verbrachten Nacht, machte sie drei tiefe Atemzüge und das war das Ende.

Die Abdankung erfolgte so, wie sie es gewünscht hatte - ohne Pfarrer und mit einer bewegten Abschiedsrede von Sascha Draeger. Die Urne ist im Hörnli-Friedhof bestattet worden.

Ich lebe weiter in unserer, von Madja so harmonisch gestalteten Dalbehof Wohnung, wo alles an sie erinnert. Ich bin dem Schicksal unendlich dankbar für die langen, so schönen Jahre, die ich mit ihr verbringen durfte. Madja hat mir mehr geschenkt, als ich je vom Leben erwartet hatte.

Ein Glück kann nicht ewig dauern und man hat sich damit abzufinden!

Nachruf auf Andreas Ruperti von Anton Schaerli

Bei seiner Tätigkeit in Basel war Anton Schaerli anfänglich 5 Jahre lang Assistent von Andreas Ruperti, hat sich dann aber bis zum Direktor der Ciba-Geigy AG emporgearbeitet. Trotz seiner Erfolgs-Karriere hat Schaerli seine Anhänglichkeit gegenüber seinem ehemaligen Chef bis zuletzt lebendig erhalten. Insbesondere hat er ihn nach dem Tod seiner Gattin oft besucht.

Nachträglich hat Schaerli Ruperti den folgenden Nachruf geschrieben. Als Illustration dienen zahlreiche Fotos, die ihm Andreas Ruperti persönlich zur Verfügung gestellt hatte.

Andreas Ruperti wurde am 19. Juni 1897 in Moskau geboren. Er war also 90 Jahre alt, als er am 5. September 1987 gestorben ist.

Seine Eltern waren deutschstämmige Einwanderer. Obwohl der Name Ruperti einen italienischen Klang hat – der sich später beim Leben im Tessin und in Italien als recht bequem erwies – ist es ein Hamburger Geschlecht. Ein Student mit dem deutschen Namen Rupert machte daraus im 17. Jahrhundert den lateinisch tönenden Rupertus und als dessen Sohn auch studierte, wurde aus der Genitiv-Form der Name Ruperti, nach dem in Hamburg die Ruperti-Strasse benannt ist.

Seine Mutter dagegen stammte aus der Kaufmannsfamilie Marc, lauter rechtschaffene und angesehene Leute. Nur von Franz sprach man nicht, da er ein Künstler und damit Aussenseiter war. Franz Marc fiel im ersten Weltkrieg als junger Mann.

Im zaristischen Russland bildeten die Adligen und Grossgrundbesitzer die Oberschicht, dagegen die Bauern, die russischen Muschicks – bis in die zweite Jahrhunderthälfte meist Leibeigene – die untere Gesellschaftsstufe. In das Vakuum zwischen diesen beiden Gruppen schob sich eine aktive und wagemutige Schicht von Einwanderern aus dem europäischen Westen. Es waren aber nicht die armen Einwanderer wie in Amerika, sondern oft von Haus aus wohlbestallte Kaufleute und Unternehmer, die im riesigen Russland ein brachliegendes Feld für ihre Tätigkeit fanden und es hier zum Teil zu Reichtum brachten. Ein typisches Beispiel war Alfred Ruperti, der Vater des Verstorbenen. Zuhause sprach man deutsch, französisch und englisch, während die Kinder die russische Sprache in der Schule erlernten. Andreas Ruperti war der einzige Sohn. Seine Schwester Manja war etwas älter, Vera jünger als er. Beide leben heute noch in Oslo und Hamburg.

Schon im Kindesalter lernte Andreas Ruperti seine spätere Gattin, Madja van Rijkevorsel, kennen. Deren Vater war holländischer Kaufmann, verheiratet mit einer Französin. Sie gehörten also zum gleichen Einwanderer-Milieu wie die Rupertis.

Beide Familien verloren in der russischen Revolution des Jahres 1917-1919 ihre Heimat mitsamt dem ganzen Besitz und mussten in den europäischen Westen flüchten. Madja war noch ein schulpflichtiges Mädchen, André wurde Offizier der weissen Armee und kämpfte gegen die roten Revolutionäre in einer Kosakeneinheit und in einem Panzerwagen, ständig auf dem Rückzug von der Hauptstadt bis zuletzt in die Krim. Von dort floh er mit dem letzten Schiff nach Konstantinopel und erreichte später seine Eltern, die mit den beiden Schwestern schon früher nach Dresden geflohen waren. Sie mussten sich dort mit völlig veränderten und sehr bescheidenen Lebensumständen zurecht finden. Für André war das kein Problem, da er den früheren Luxus eher als unerfreuliche Last empfunden hatte.

In Dresden nahm er das Studium der Chemie auf. Bei der 5 Jahre jüngeren Madja, die ein deutsches Gymnasium durchlaufen hatte, nahm er Deutschunterricht. In seinen Memoiren schreibt Andreas Ruperti später, dass es bei diesen Unterrichtsstunden immer weniger um die Feinheiten der deutschen Sprache gegangen sei. Das Resultat war die Ehe, die mehr als ein halbes Jahrhundert gedauert hat.

Die Zeiten waren für das junge Ehepaar nicht leicht aber sehr glücklich. Dies umso mehr, als schon nach einem Jahr das erste Kind zur Welt kam, der Sohn Ivan. Glücklicherweise hatte sich der Gynäkologe bereit erklärt, als Honorar ein zufällig aus Russland gerettetes Tischtuch für eine Festtafel von 24 Personen anzunehmen. Auch die Tochter Marischa wurde in Dresden geboren, wo der Vater inzwischen den Dokortitel erworben hatte. Er fand eine Stelle in Kanada, wo das dritte Kind, Karin, zur Welt kam. Die dortige Tätigkeit entsprach aber nicht den Erwartungen, und gerne folgte er einem Angebot seines früheren Professors Haller, in der Ciba in Basel als Chemiker einzutreten. Die drei Kinder besuchten in Basel die Schulen. Im Jahre 1935 erhielt die ganze Familie das Basler Bürgerrecht.

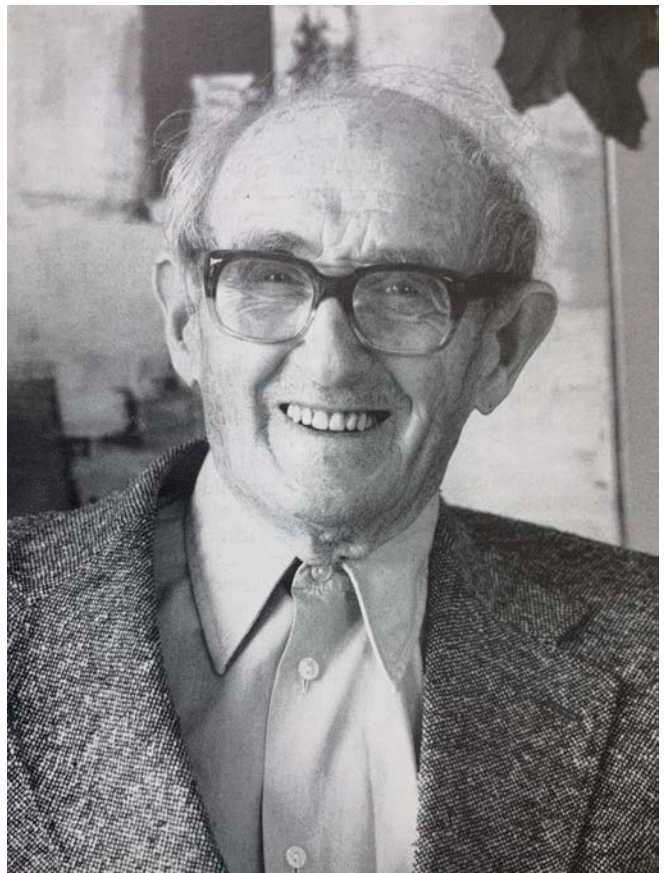
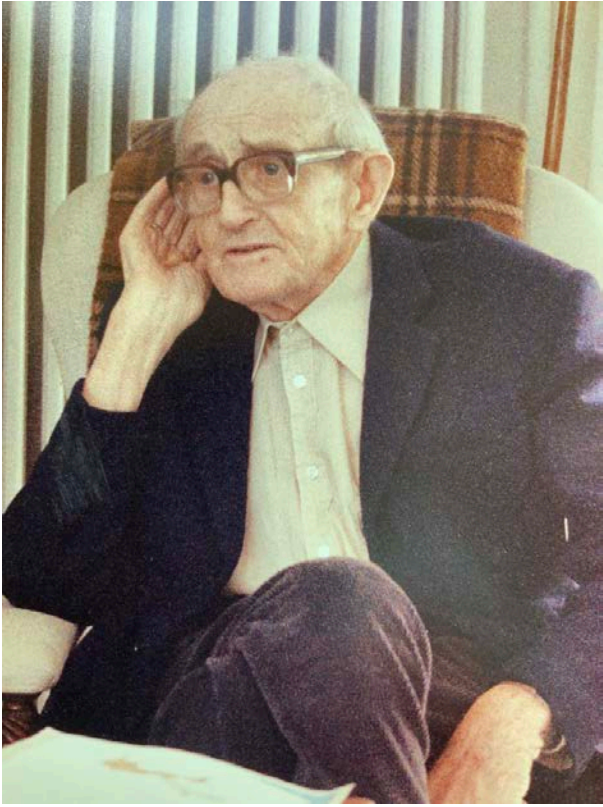
Mit den ersten Ersparnissen wurde in Arlesheim ein Haus gebaut. In Porto Ronco entstand ein kleines Tessiner Ferienhaus, gemeinsam erbaut mit einem Arbeitskollegen aus der Ciba. Die Liebe zum Tessin veranlasste später Madja als treibende Kraft, ein schönes altes Haus über Brissago zu restaurieren, wo die beiden nach der Pensionierung lebten.

Nach weiteren Jahren in einer Villa am italienischen Ortasee waren die Gatten glücklich, wieder in das vertraute Basel zurückzukehren. Die letzten gemeinsamen Jahre verbrachte das Ehepaar in dem sehr schönen Alterswohnhaus an der Kapellenstrasse. Dort durfte André nach dem Tode seiner geliebten Madja im Jahre 1981, umgeben von ihren Bildern und anderen Erinnerungsgegenständen, die letzten Jahre seines Lebens verbringen.

Seine grösste, genussvoll erbrachte Leistung war das Schreiben der Memoiren seines vielfältigen Lebensweges, die er in 12 Exemplaren seiner Familie übergab.

Zwar hat eine Erkrankung der Blutkörperchen seine Kräfte im Laufe der letzten Jahre immer mehr aufgezehrt, aber geistig blieb er bis zum Lebensende aktiv und völlig klar.

Photos





Andreas Ruperti
geb. 19. Juni 1897 in Moskau,
(rechts) als Offizier, im Zivilkrieg 1919



Bild oben: Meine Eltern mit mir auf dem »Serpolet«
Bild unten: Auto-Panne



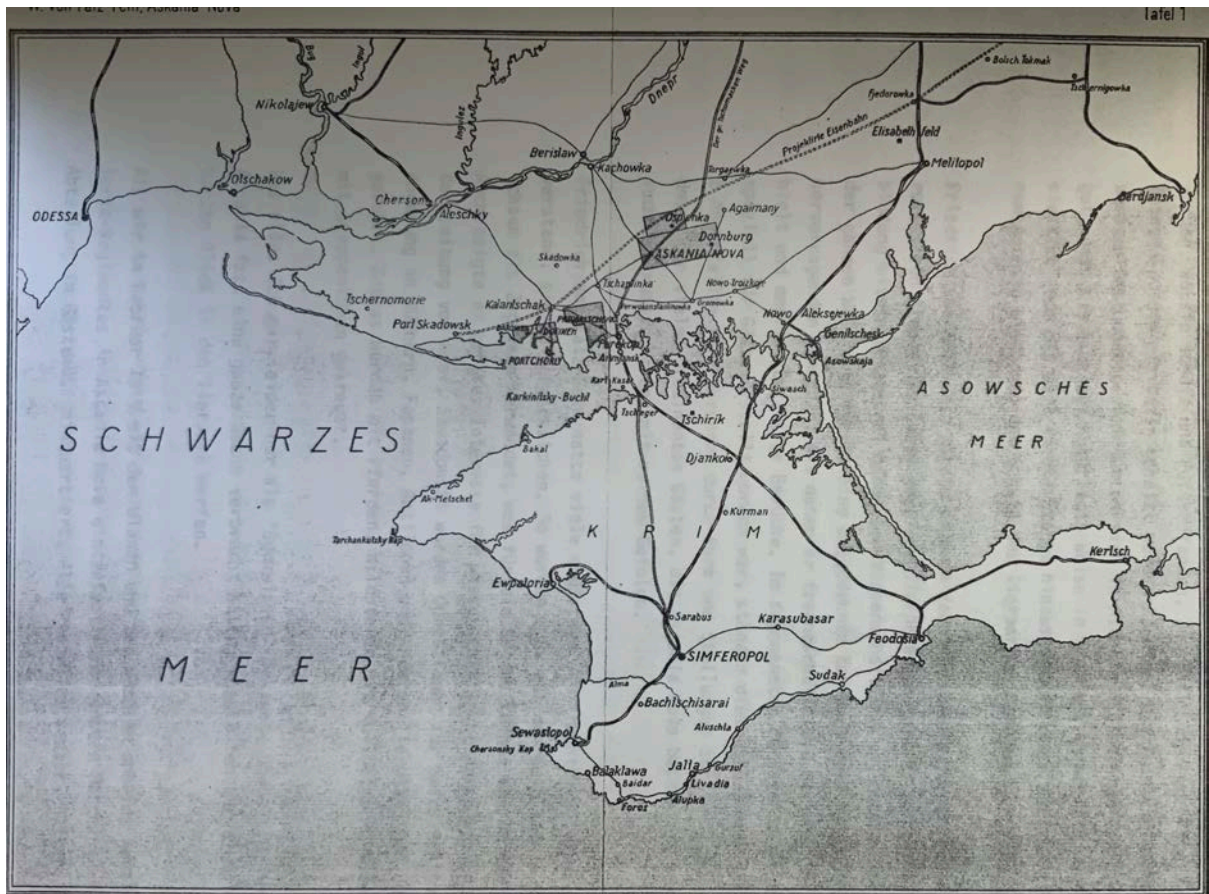
Bild oben: Papa, Mama und Manja vor einem Ausritt
Bild unten: Manja mit ihrem Hund, Mama, unser Mechaniker Eiland und ich auf unserem Fahrboot



ЛИПОВКА



Vicenza - Villa Valmarana «La Rotonda» del Palladio



GEOGRAPHISCHE LAGE VON ASKANIA NOVA.

1921



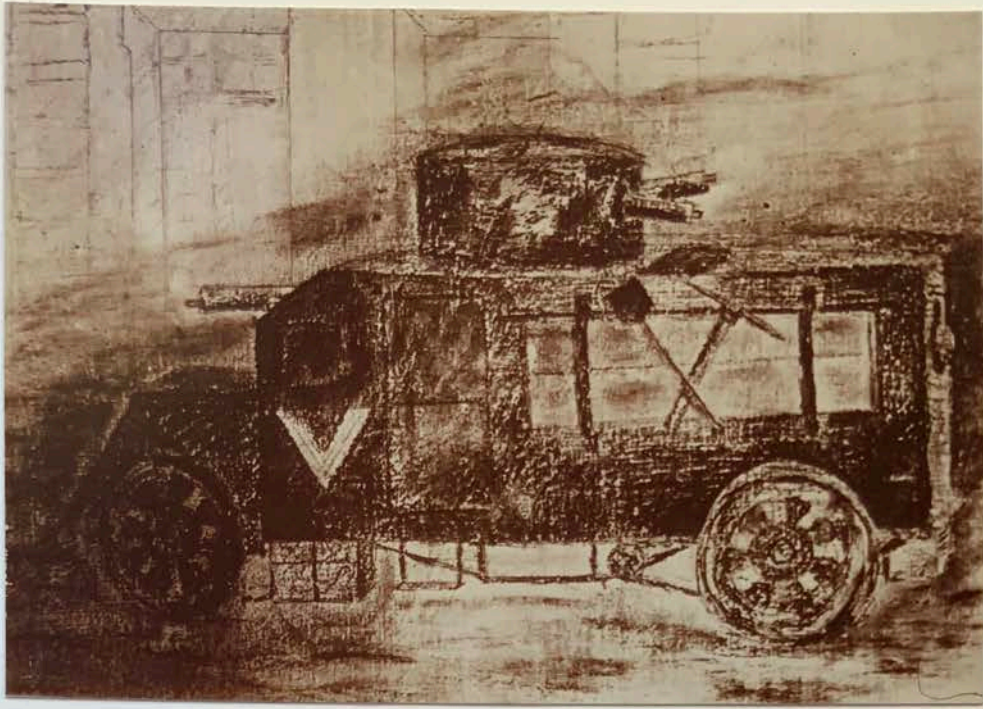
In englischer Uniform, als
Dolmetscher bei Major Pascoe.



1916 Soldat des 6-ten Donkosaken-Regimentes.



Mit Brigadegeneral
von Stempel und
Oberst Mamantoff.



Einzigste Erinnerung an unsere Pause
„General Slastschow“ (Kohlezeichnung)



Kameraden der Pauseinheit
in Konstantinopel.



MAMA UND PAPA IN DRESDEN



WANJA MIT VATER UND GROSSVATER



URGROSSELTERN MARC MIT WANJA IN DRESDE



SCHNORRSTRASSE 80 IN DRESDEN



1938 Arlesheim. Bodenweg 16.



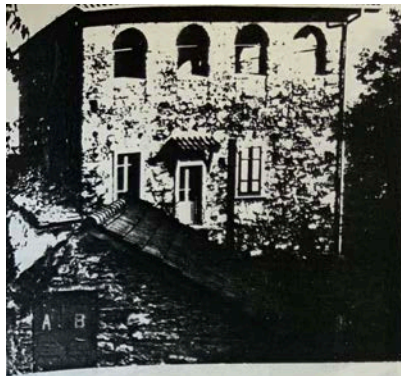
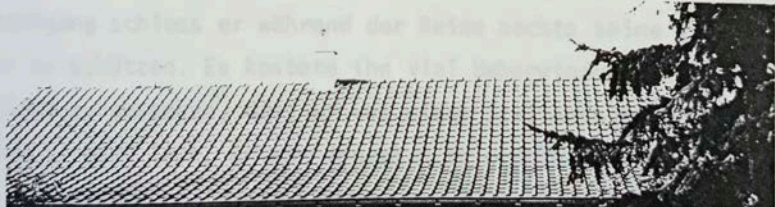
Margarete



Die Weisse Babu



1959. Im Oberen Boden 20.



"Palazzòn"

